





H. K. E. KÖHLER'S
GESAMMELTE SCHRIFTEN.

IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

herausgegeben
VON
Ludolf Stephani.

BAND IV.

KLEINE ABHANDLUNGEN
ZUR
GEMMEN-KUNDE.

THEIL I.



St. Petersburg.
Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
1851.

H. K. E. KÖHLER'S

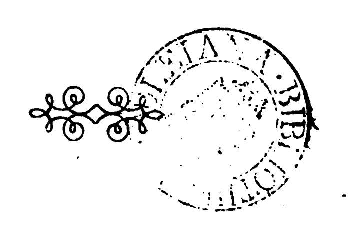
KLEINE ABHANDLUNGEN

ZUR

GEMMEN-KUNDE.

THEIL I.

(Mit 2 lithographirten Tafeln.)



St. Petersburg.

Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

1851.

Zu haben bei Eggers et C., Commissionairen der Akademie;
in Leipzig bei Leop. Voss.

(Preis 1 R. 50 Kop. Silb. — 1 Thl. 20 Ngr.)

VORWORT.

Diesen Band von Köhler's gesammelten Schriften, welcher die erste Hälfte der kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde enthält, habe ich nur mit wenigen Worten zu begleiten. Was aufzunehmen sei, konnte, da alles in den Schriften der kaiserlichen Akademie Erschienene von dieser Sammlung auszuschliessen ist, nur in einem Falle zweifelhaft erscheinen, bei Köhler's **Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung: Ueber den Sard, den Onyx und den Sardonyx.** So entschieden das Recht einem solchen Gegner gegenüber auf Köhler's Seite ist, so war doch seine Absicht nicht die, in dieser Antwort weitere Untersuchungen mitzutheilen, sondern nur die, Brückmann's grobe Fehler aufzudecken. Dadurch hat die ganze Abhandlung einen persönlichen Charakter in solcher Ausdehnung und Weitläuftigkeit gewonnen, dass sie nur die Theilnahme jener Zeit, in welcher sie erschien, nicht aber einer späteren beanspruchen zu können scheint. Da jedoch Köhler natürlich bei dieser Gelegenheit auch seine Ansichten in manchen einzelnen Punkten weiter entwickelt und begründet hat, so glaubte ich, dass denen, welche die so schwierige Frage nach den im Alterthum bearbeiteten Edelstein-Arten weiter zu fördern bemüht sein werden, doch auch daran gelegen sein würde, den Inhalt jener eben nicht häufigen Abhandlung durch eigene Lectüre kennen zu

lernen und entschloss mich, auch sie mit aufzunehmen. Die ausführliche Abhandlung über das Sardonyx-Gefäss, welche Köhler in dem hier wiederholten kurzen Aufsatze verheisst, scheint er nie vollendet zu haben, sondern bei dem ersten Theile derselben stehen geblieben zu sein. Dieser liegt mir nebst seinen übrigen Papieren vor, ist aber von mir nicht aufgenommen worden, weil er trotz seines grösseren Umfanges die Frage doch nicht weiter fördert, als die hier wiederholte kürzere Behandlung jenes, gegenwärtig eine Haupt-Zierde der kaiserlich russischen Gemmen-Sammlung bildenden, Gefässes. Auf Tafel I habe ich die Kupfertafel, welche Köhler's Bemerkungen über die kaiserlich russische Sammlung begleiten möglichst genau lithographisch nachbilden, nicht aber die Steine nach neueren, besseren Zeichnungen wiedergeben lassen, theils weil wenigstens Fig. 4 und 5 in derselben Form, wie auf Köhler's Tafel wiederholt werden mussten, da sich seine Worte gerade auf diese Zeichnungen beziehen, theils weil alle jene Zeichnungen von Köhler selbst herrühren. Dass ich die Irrthümer, welche sich in den einzelnen Abhandlungen finden und schon zum Theil von Köhler selbst in späteren Schriften verbessert worden sind, nicht in Zusätzen berichtigt habe, bedarf bei denen, welche überhaupt die litterar-historische Bedeutung dieser Arbeiten und den Zweck begreifen, welchen allein eine solche Sammlung haben kann, keiner Rechtfertigung.

Der Herausgeber.

St. Petersburg,
d. 1. October 1851.

Inhalt.



BEMERKUNGEN

ÜBER

DIE BERÜHMTE SAMMLUNG VON GESCHNITTENEN STEINEN

IHRO KAISERLICHEN MAJESTÄT

KATHARINA DER ZWEITEN.

—

Hierzu Tafel I.

(Aus *Busse: Journal von Russland; zweiter Jahrgang, erster Band. 1794.*)



So beträchtlich auch die Kaiserliche Sammlung von Alterthümern zu Zarskoje-Selo dem Umfange und inneren Werthe nach ist, so steht sie dennoch dem Kaiserlichen Museum alter geschnittener Steine vielleicht in einigen Rücksichten nach. Jene verdient neben den vorzüglichern neuer Zeit einen Platz, die letztere aber ist wahrscheinlich die grösste und vollständigste aller bis jetzt bekannt gewordenen Dactyliotheken.

Das Stoschische, jetzt Königlich-Preussische Cabinet, durch seinen Reichthum an seltnen und schönen Werken so sehr berühmt, kömmt mit dem Russisch-Kaiserlichen in keine Vergleichung. Denn die Anzahl der geschnittenen Steine jenes Cabinets belief sich auf zweitausend fünfhundert[1]), das Kaiserliche hingegen enthält eine Anzahl von gegen zehntausend Stücken. Hierzu kömmt noch, dass in jenem sehr viele ältere und neue Pasten, und gar keine erhoben geschnittenen Steine befindlich sind, da doch die letztern, theils wegen ihrer Kostbarkeit und Schönheit, theils wegen des Nutzens für die Kenntniss der Kunst des Alterthums in Werken dieser Art, eigentlich keinem Cabinette fehlen sollten, das übrigens

1) Winkelmann's Nachricht von dem berühmten Stoschischen Museum zu Florenz, S. 24. (in der Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste, V B. 1 St.) Winkelmann zieht diese Sammlung mit Recht allen damals bekannten, auch der königlich-französischen vor. Wo die Stoschische Sammlung von Cameen hingekommen, ist nicht bekannt. Da ihrer weiter nirgends gedacht wird, so kann sie nicht sehr beträchtlich gewesen sein. In der Beschreibung der 1sten Lieferung Stosch. Steine von Hrn. Schlichtegroll S. 8. wird die Anzahl der Gemmen um etwas höher angegeben.

auf Vollständigkeit Ansprüche machen will. Man kann sich aber einen Begriff von der Kostbarkeit der Kaiserlichen Dactyliothek machen, wenn ich bemerke, dass in derselben die Cameen oder erhoben geschnittenen Steine, bei weitem den grössten Theil ausmachen.

Die Mythologie der Aegypter, der Hetrurier, der Griechen und Römer, die vornehmsten Gebräuche und wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte dieser Völker, so wie die Bildnisse merkwürdiger Personen aus dem Alterthume, alles dieses wird mit einer ausserordentlichen Mannigfaltigkeit so vieler schöner und seltener Steine gefunden, unter welchen viele Werke aus der frühesten bis zu der glücklichsten Periode der Kunst enthalten sind.

Russlands erhabener Beherrscherin verdankt der Genius der Künste, nebst so vielen andern, auch dieses Denkmal eines Geschmaks, der sich in der Achtung und feinen Beurtheilung der schönsten Früchte des Alterthums in seiner ganzen Grösse zeigt.

Blos ein kleiner Theil dieses so weitläuftigen Cabinets ist der Welt in den Werken und Schriften eines Beger[1]), Causäus de la Chausse[2]), Gorläus, Gravelle[3]), Mariette[4]), Caylus[5]), Boze[6]), Belley[7]), eines Cheron le Hay[8]), eines Baudelot de

1) Thesaurus Gemmarum ex Thesaur. Palatino collectus. Das Cabinet geschnittener Steine Carls II. Kurfürsten von der Pfalz, brachte seine Schwester und Erbin, die Prinzessin Charlotte, nach Frankreich, als sie den Bruder Ludwigs XIV. heirathete.

2) Le Grand Cabinet Romain.

3) Recueil des Pierres gravées; enthält vieles aus dem Crozatischen Cabinette, welches gleichfalls an den Herzog von Orleans kam.

4) Description sommaire des Pierres gravées du Cabinet de Mr. Crozat. (Auch mehrere Steine dieses und des Orleanschen Cabinets erwähnt in seinem) Traité des Pierres gravées T. I.

5) Recueil d'Antiquités. (Steine aus dem Cabinette des Herzogs von Orleans.)

6) Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles lettres, und Catalogue des Pierres gravées du Cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, Mspt.

7) (Ehemals Bibliothekar und Aufseher des Cabinets geschnittener Steine des Herzogs von Orleans.) Catalogue du Cabinet des Pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, und Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres.

8) Recueil des Pierres gravées. (Steine aus dem Cabinette des Herzogs von Orleans.)

Dairval[1]), Schläger[2]), Lippert[3]) und der Herren de la Chau und Le Blond[4]) bekannt gemacht worden[5]). Die zuletzt genannten Schriftsteller, die Ausleger der Steine die ehemals dem Herzoge von Orleans gehörten, haben, was die Zahl der beschriebenen Steine betrifft, zwar mehr als ihre Vorgänger geleistet, allein übrigens ist ihr weitläuftiges Werk sehr mangelhaft und unvollkommen[6]).

Es wäre sehr zu wünschen, dass dieses so vortreffliche Kaiserliche Cabinet der Welt in einer ausführlichen Beschreibung mitgetheilt werden mögte. Welche Belehrung für die Künste, für die Kenntniss und Aufklärung des Alterthums würde ein solches Werk enthalten!

Indessen mag gegenwärtiger Aufsatz den Liebhabern des Alter-

1) Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres. (Steine aus demselben Cabinette.)

2) Gemma antiq. sistens Europae rapt. imagine sing. adumbrat. Hamb. 1734. p. 7. Dissert. Epistolar. de Diana Λυσιζώνῳ; Hamb. 1735. Der berühmte Homberg, Chymist und erster Leibarzt des Herzogs von Orleans, hatte auf Veranlassung des letztern, zur Verbesserung der Kunst Pasten zu machen, ausserordentlich viel beigetragen. (Mémoires de l'Acad. des Sciences, 1712. p. 189.) Seine Pasten kamen nachher in Hrn. Andersons Hände, von welchen der Hofrath Schläger mehrere beschrieben hat. Von der Trefflichkeit der Hombergischen Pasten überzeugt uns der Baron Stosch. (Gemmae antiquae coelatae scalptorum nominibus insignitae, Praef. p. XIX).

3) Dactyliothek, oder Sammlung geschnittener Steine, I. II. III. Tausend. (Steine gleichfalls eben daher.)

4) Description des principales Pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, II T., Paris 1780—1784. De la Chau war der Aufseher dieses Cabinets. Noch neuer ist der in Paris 1786. bei Barrois gedruckte Catalog. Er enthält 1467 Steine und ist 171 Seiten stark.

5) Ausser dem beträchtlichen Zuwachse, den das Kaiserliche Cabinet durch die treffliche Sammlung des Herzogs von Orleans erhalten hat, ist es schon vorher, und auch nachher durch verschiedene Sammlungen, wie die der Herrn Casanova, Maurice, Lord Pearce und mehrerer anderer, ingleichen durch viele einzelne vorzügliche Werke der Steinschneidekunst, ansehnlich vermehret worden.

6) Man findet in demselben fast gar keine neuen Bemerkungen, man könnte sie mehrerer Plagiate überführen, und beweisen dass sie viele Steine theils gar nicht, theils misverstanden haben. Die Kupfer in ihrem Werke entsprechen der Schönheit der Vorbilder nicht nur ganz und gar nicht, sondern gehören nicht einmal unter die bessern Vorstellungen, die wir von geschnittenen Steinen besitzen. Der Künstler derselben, St. Aubin, kann in keinem Theile der Kunst etwas leisten, wo er sich seiner ihm eigenen Manier nicht bedienen darf; daher sind ihm die Anfangs- und Schlussleisten weit besser als die Hauptkupfer gerathen.

thums eine flüchtige Uebersicht dieses Museums und was in einem solchen Werke zu erwarten sein würde, gewähren. Aber keine so vollständige Uebersicht, als ich geben zu können wünschte, denn auch nur das seltenste und schönste daraus etwas genauer anzuzeigen und zu erklären, würde weit mehr Raum erfordern, als die Bestimmung dieser Blätter gestattet.

Von ägyptischer Arbeit befinden sich hier einige grosse Scarabäen aus grünem Steine mit Hieroglyphen. Sie gehören unter die alten Arbeiten dieses Volks, und verdienen auch der Ausführung einer so feinen Arbeit wegen, die Aufmerksamkeit der Liebhaber, da einige von ihnen ohne Hülfe des Rades geschnitten zu sein scheinen.

Unter mehrern Vorstellungen der Isis zeichnet sich der treffliche Kopf derselben, in Malachit sehr viel erhoben geschnitten, vor allen übrigen aus. Es ist wahrscheinlich der schönste unter allen bekannten ägyptischen Steinen. Der Kopf der Göttin ist von vorn zu sehen, und die auf das lebhafteste das Aegyptische darstellende Zeichnung ist mit einer Bestimmtheit, Zartheit und Feinheit ausgeführt, die nicht höher getrieben werden kann.

In dem Werke über das Cabinet des Herzogs von Orleans findet sich ein Kupfer von diesem Steine[1]), nach demselben aber zu urtheilen, würde man die Arbeit vielmehr für eine Nachahmung des ägyptischen Styls von fremder Hand halten müssen, so ungetreu und unrichtig ist diese Abbildung. Es sind sogar die Verhältnisse des Gesichts verändert, so wie das oval, welches im Steine viel weniger länglicht erscheint. In der Beschreibung des Steins irren sich die Erklärer des erwähnten Cabinets, wenn sie den Kopfputz über dem Haupte für einen falschen Haaraufsatz von Perlen oder Haaren halten[2]); es sind die Brustfedern des Phönicopterus, von dem man die Federn der Flügel an den Seiten bemerkt. Dieses hätte ihnen leicht in die Augen fallen können, da die Arbeit im Steine sehr deutlich und bestimmt ist, auch wenn ihnen andere Köpfe der Isis, an welchen ausser den Brustfedern noch der Hals und Kopf des Vogels angebracht sind, unbekannt gewesen wären[3]).

1) Description des principales Pierres gravées du Duc d'Orléans, T. I. pl. I.
2) ibid. p. 2.
3) Caylus Recueil d'Antiq. T. I. pl. XV. no. 4. pl. IV. no. 2. pl. X. no. 3.

Ueberdies setzen sie, indem sie einer ihrer vorhergehenden Bemerkungen widersprechen, den Künstler des Steins in den Zeitraum zwischen Cambyses und die Ptolomäer [1]).

Ein anderer Kopf der Isis in Achatonych erhoben geschnitten von vorn zu sehen, gehört gleichfalls unter die vorzüglichern ägyptischen Arbeiten, so wie ein Carneol mit der Büste der Isis [2]), und ein anderer, Isis den Horus mit dem Finger säugend [3]), sich als griechische Arbeiten auszeichnen.

Ein erhoben geschnittener Stein mit der ganzen Figur des Osiris, von griechischer Arbeit in ägyptischem Geschmacke, ist gleich schätzbar durch richtige Zeichnung, als durch fleissige und bestimmte Ausführung.

Harpocrates sitzend, mit der Locke auf der rechten Seite, die durch die helmförmige Haube des Kopfs gezogen ist, auf einem erhoben geschnittenen Achatonych, ist eine meisterhafte griechische Arbeit, und keine Nachahmung eines ägyptischen Werks, in welchem man Spuren des ägyptischen Geschmacks bemerken könnte, wie jene Schriftsteller meinen [4]).

Ganz ohne Grund vergleichen sie diesen äusserst vortrefflichen Stein mit einem elenden Kopfe der Isis in der Sammlung des Grafen von Caylus. (T. II. Vign. d'Antiq. Egypt. p. 1.)

1) Sie nehmen dadurch Winkelmanns Festsetzung der zweiten Periode des ägyptischen Styls (Gesch. der Kunst, S, 39. D. A. S. 65. W. A.) stillschweigend an, die sie doch ein paar Zeilen vorher (p. 2.) als unstatthaft verwerfen wollen. Ohnerachtet Cambyses ägyptische Künstler nach Persien versetzt haben soll, so ist es dennoch sehr wahrscheinlich, dass die Aegypter eben zu dieser Zeit die Kunst der Perser kennen lernten, und dass diese Kunst, sie mogte nun so unbedeutend sein als sie wollte, Einfluss auf ihren Geschmack hatte, wie seit kurzem schon einige bemerkt haben.

2) Eine diesem Steine ähnliche Paste im Stoschischen Cabinette; (Winkelm. Descr. no. 47. p. 12.) ein Kupfer davon in einem neuen sehr schönen aber erst angefangenen Werke: (Principal. figures de la Mythologie, publiées par Frauenholz, no. 1.)

3) Einen ähnlichen Stein erwähnt Winkelmann (Descr. no. 63. p. 16.) in Kupfer in Principales figures de la Mythologie, no. 2.

4) Descr. des princip. Pierres gravées du Duc d'Orléans T. I. pl. II. p. 11—12. Zu den Bemerkungen, die ich über die Locke an der rechten Seite gegeben habe, (VI St. S. 411.) setze ich noch hinzu, dass eben diese Locke auch an ägyptischen Figuren anderer Gottheiten als Harpocrates, gefunden wird, (Caylus Recueil T. IV. pl. IV. no. 3. pl. VI. no. 1 et 2.) wenn auch einige ähnliche Figuren (pl. VII. no.

Von **hetrurischer Arbeit** finden sich hier Stücke von grossem Werthe. Schon bekannt ist der merkwürdige Scarabäus, auf dessen flacher Seite **Aiax** der den **Achilles** aus der Schlacht trägt, nebst den Namen beider Helden (Achele und Aigas) gegraben ist [1]). Die kleine männliche Figur, die noch Niemand erklärt hat, kann Beziehung auf den vielleicht von den Hetruriern angenommenen Glauben an Schutzgeister haben, oder vielleicht auch den Geist der Helden bilden sollen. Man bemerkt am Aiax die vollständige hetrurische Waffenrüstung, da hingegen Achilles, seine göttliche Abkunft zu bezeichnen, ganz nackt gebildet ist. Dieser Stein ist der einzige bis jetzt bekannte, auf dem auch auf dem erhobnen Käfer noch eine Figur angebracht ist [2]). **De la Chau** und **Le Blond** haben diese erhoben gearbeitete Gestalt nicht erklärt; schwerlich aber kann sie uns, wie mir scheint, an etwas anderes, als an die **Thetis** erinnern. (Kupfert. No. 1.) Die Miene und die Handlung der Hände, welche das Unterkleid zerreissen, bezeichnen lebhaft genug die trauernde Mutter [3]) und die Flügel der Göttin. Dass auch

1 et 2.) indem sie Priester oder, wie ich glaube, vielmehr polytheische Wesen vorstellen, hierher nicht gerechnet werden dürfen.

1) Gestochen in Caylus Recueil T. IV. pl. 1. no. 1. auch im Cabinet du Duc d'Orléans, T. II. pl. 3. Die Arbeit auf dem Steine ist nicht so bestimmt, als sie in dem letzten Kupfer gefunden wird. Beim **Caylus** sind beide Namen falsch geschrieben. Da ausser Achele (Mus. Etrusc. tab. 198. no. 4. Sim. Magistr. Apol. d. LXX. vir. Vers. p. 599.) auch Achle gefunden wird, (Mon. ined. Vol. 1. no. 133.) **Caylus** aber überhaupt, so wie hier, oft unrichtig ist, so scheint mir das i auf zwei Steinen mit dem Namen des **Achilles** (Recueil Vol. I. pl. 30. no. 3. Vol. pl. 28. no. 3.) sehr verdächtig zu sein.

2) Da die Pelasger die **Käfer** dieser Art von den Aegyptern erhalten hatten, welche letztern die Scarabäen auch auf der erhobenen Seite mit Figuren und Hieroglyphen, obgleich nur sehr selten, bezeichneten, (Caylus Recueil. T. V. pl. 7. p. 21) so erkennt man in unserm Steine die Fortführung einer frühern Gewohnheit. Dadurch, dass die **Basilidianer** und **Gnostiker** ihre Abraxas auch auf Scarabäen, obgleich zuweilen von etwas veränderter Gestalt gruben, (Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 557—559.) haben wir einige Vorstellungen der Alten verloren, weil diese Secte, wie ich einige Mal beobachtet habe, die alte vertiefte Arbeit vertilgte, um Platz für eine neue zu gewinnen.

3) Nach Homer kamen **Thetis** und ihre Schwestern gleich nach **Achilles** Fall hervor:

Ἀμφὶ δέ σ' ἔστησαν κοῦραι ἁλίοιο γέροντος
Οἰκτρ' ὀλοφυρόμεναι.

der Leib derselben befiedert, ist eine Abweichung vom Gewöhnlichen, von welcher der enge Raum des Steins die Ursache sein konnte.

Aecht hetrurischer Stil und die hetrurischen Buchstaben These machen einen Stein bemerkenswerth, der grösser ist, als ein Käfer mit derselben Vorstellung, den der Baron Riedesel besass [1]), und daher schwerlich von einem solchen Käfer gesägt sein kann. Vollkommen erläutern diesen Stein die Verse des Dichters:

— — — Sedet, aeternumque sedebit,
Infelix Theseus. [2])

Unter einer beträchtlichen Anzahl hetrurischer Käfer und Steine von sehr alter Arbeit, als z. B. die Pferde des Diomedes die den Abderus fressen [3]), die Pferde des Achilles [4]), Triptolemus, Pegasus [5]), die Sclaven des Cadmus [6]), eine Jungfrau, Hippodamie wie ich glaube, die auf einer Triga über einen ihrer überwundenen Freier hinfährt [7]), eine Chimäre [8]), befinden sich viele

wird dem Helden im Tartarus erzählt. (Odyss. ώ. v. 37. f.) Welche Erklärungen aber kann man von Schriftstellern erwarten, die unwissend genug sind, den Gelehrten ihrer Zeit, — woher es gekommen sei, dass die Hetrurier nichts als griechische Mythologie und Geschichte bearbeitet haben? — als eine wichtige Untersuchung vorzulegen! (Descript. des Pierres gravées du Duc d'Orléans, T. II. p. 5.) Eine andere Bemerkung durch den Federbusch eines hetrurischen Steins veranlasst, (p. 8.) ist ganz abgeschmackt.

1) Caylus Rec. T. VI. p. 36. no. 1. Winkelm. Mon. ined. Vol. 1. no. 101. Vol. II. p. 134.

2) Virg. Aeneid. L. 6. v. 617—618.

3) Ganz gleiche Steine, einer im Stoschischen Cabinette, (Winkelm. Descript. p. 280.) und ein anderer, dem Herzoge von Parma gehörig. (Caylus Recueil T. VI. pl. 36. no. 2. p. 110.)

4) Verbundene Vordertheile derselben, Werke aus der Kindheit der Kunst.

5) Wegen guter Wahl und Keckheit der Stellung merkwürdig. (Cayl. Rec. T. II. pl. 31. no. 4).

6) Eine ähnliche Vorstellung wird von Caylus misverstanden, (Recueil T. III. pl. 21. no. 2. p. 79.) es ist auch ein Sclave des Cadmus, der ihm entgegenfliegende Vogel ist der Bote des Todes. Eben so lässt er uns über die Vorstellung eines andern Steins (Suppl. p. 23. no. 4.) in Zweifel; es ist Ulysses unerkannt in Ithaca, mit den Buchstaben Vls.

7) Eine Abweichung von der Nachricht der meisten Mythographen.

8) Caylus Recueil T. IV. pl. XXXI. no. 5.

noch nicht bekannte, viele noch nicht richtig erklärte Vorstellungen. Von den letzten erwähne ich eine sehr alte Arbeit, einen Held mit Schild, Spiess und Helm, den Caylus für einen Jäger hält, und in einer ganz unrichtigen Zeichnung liefert [1]), in welcher aus der säugenden Löwin ein Hund gemacht, und der sehr merkwürdige Umstand, dass der Held auf dem Pferde nur sitzt und nicht eigentlich reitet, ganz übergangen ist. Es ist einer der thebanischen Helden, Polynices, der, weil er gewöhnlich eine Löwenhaut trug, durch dieses Thier bezeichnet wird [2]).

Unerklärt ist ein anderer alter Stein [3]), auf dem ich eine der nysäischen Nymphen sehe, die den jungen Bacchus auf der Hand trägt. Beide sind nach Art aller hetrurischen und pelasgischen Ober- und Untergottheiten [4]) geflügelt. Zu dieser Auslegung veranlasst mich unter andern der Schlangenstab auf dem Boden, weil es Mercur war, der den jungen Bacchus seinen Erzieherinnen übergab [5]).

Sehr merkwürdig ist ein gestreifter Achat von sehr alter hetrurischer Arbeit. (Kupfert. No. II.) Minerva in ein nicht sehr langes Unterkleid mit einem Aermel (ἐξωμὶς) gekleidet, und mit dem prächtigen Peplum, mit mannigfaltigen Streifen und Figuren geziert, umgeben; gerüstet, wie sie sich auf dem trojanischen Schlachtfelde unter die Streitenden mengte [6]).

Einen Alten, (Kupfert. No. III.) der krummgebückt ein Gedicht absingt und in der Hand den dabei üblichen Stab (ῥάβδος) hält, mögte ich für den Homer halten [7]), weil derselbe der nie

1) Ibid. no. 3. p. 193.

2) Schol. Hom. ad Il. ξ'. v. 120. Schol. Stat. ad Theb. L. I. v. 402. Oder vielleicht Tydeus, der seinen Bruder auf der Jagd getödtet hatte, (Hyg. fab LXIX.) und deshalb mit dem Thiere zu Füssen vorgestellet ist.

3) Caylus Recueil T. IV. pl. XXXI. no. 2.

4) So war Diana auf dem Kasten des Cypselus geflügelt. Pausan. L. V. p. 425.

5) Schol. Hom. ad Iliad. σ'. v. 486.

6) Homer Iliad. ε'. v. 734—746.

7) Beiläufig äussere ich meine Befremdung über die Benennung eines Sarcophagen, der in der Gegend von St. Petersburg zu sehen ist. Wahrhaftig, man muss sehr schlechte Kenntnisse von der Kunst besitzen und nichts von Alterthümern gesehen haben, wenn man nach dem ersten Blicke, nur die entfernteste Vermuthung hegen kann, in demselben Homers Grabmal finden zu wollen.

versiegende Quell war, aus dem die Hetrurier den Stoff zu den meisten ihrer Kunstwerke nahmen. Denn warum hätten sie einen gemeinen Rhapsoden abbilden sollen? Das Unrichtige, was in dem Gedanken liegt, den Homer mit einer Schriftrolle abzubilden, widerstreitet meiner Erklärung nicht.

Einen verwundeten Tydeus führe ich hier wegen der Besonderheit an, dass auf diesem so kleinen hetrurischen Steine einige Theile mit einer Richtigkeit und Schönheit gearbeitet sind, die kaum eine Zeichnung erreichen kann, da doch der Kopf und die Andeutung der Säge- und Seitenmuskeln durch blosse Kugeln, das Unvollkommene der Kunst verrathen. Man siehet aus diesem und so vielen andern ähnlichen Steinen der Hetrurier, dass die Kunst sich in Bildung des Leibes und der Gliedmassen dem Schönen weit früher näherte, als ihr dies in edler Darstellung des Hauptes zu leisten möglich war.

Auffallend gezwungen ist die Stellung einer Figur auf einem Käfer von gebranntem Carneol. Das Gewaltsame und Kühne der Handlung lässt mich vermuthen, dass hier Tydeus vorgestellt sei, der sich der Rache gegen den Scheitel seines erlegten Feindes auf eine thierische Weise überlässt. Man bemerkt die unverarbeiteten Spuren des Werkzeuges und als etwas seltnes auf hetrurischen Steinen dieser Art, die nachdrückliche Angabe des Geschlechts.

Wenn Herr Lechevalier wirklich dieser Meinung gewesen sein sollte, wie man aus einer Bekanntmachung in der Allgem. Literaturzeitung vermuthen könnte, so würde dieses, wie ich ungern bemerke, ein nicht vortheilhaftes Licht auf seine in der Ebene von Troja gemachten, so einleuchtend scheinenden, Entdeckungen werfen, von welchen mir die Auffindung zweier Denkmäler im Grabe Achills (Beschr. der Ebene von Troja, Cap. 21. S. 222.) gleich anfangs sehr verdächtig schien. Hr. H. Heine hat das hiesige Denkmal mit einer Erklärung beehrt, nach der ich sehr begierig bin, und die die Sache vollends ins Licht setzen wird, wenn anders Herrn Lechevalier's Skizze, nach welcher ein andrer von neuem für den Stichel gezeichnet hat, genau genug gerathen war. Vom Homer ist auf keiner der vier Seiten mit erhobner Arbeit die Rede, ja nicht einmal Züge aus seinen Gedichten sind darinnen enthalten. Erwägt man noch überdies, dass die Arbeit zweier Seiten von noch bessern Vorbildern genommen ist, und dass der Stil der grössern Zusammensetzung sein Zeitalter gar nicht verkennen lässt, so fällt das Unstatthafte einer andern Meinung, die ich hier gehört habe: «es könne nämlich wenigstens ein dem Homer gesetztes Denkmal sein» von selbst in die Augen. Dennoch ist dieses Werk in Rücksicht einiger Vorstellungen bedeutend genug, um bekannter zu werden.

Von griechischen Steinen, deren Anzahl so sehr beträchtlich ist, kann ich hier nur einige schöne anführen, weil ohne Zeichnungen die blosse Aufzählung und Bestimmung des Schönen weder sehr lehrreich, noch unterhaltend genug ist.

Unter vielen vortrefflichen Köpfen des Jupiter zeichnen sich einige erhoben geschnittene mit Lorbeeren bekränzte, und ein seltener Sardonych, auf welchem er mit Eichblättern und Eicheln geschmückt erscheint, vorzüglich aus. Auf der Hand eines andern dadoneischen Jupiter bemerkt man die Taube[1]), welche die Erklärer mit Stillschweigen übergangen haben. Jupiter auf einem schönen Carneole mit dem Namen des Künstlers (NEICOY), ward zwar von Winkelmann für diesen Gott gehalten[2]), allein die Meinung andrer, welche im Kopfe Aehnlichkeit mit dem August finden[3]), scheint mehr Gewicht zu haben, wenn man überdies noch hinzusetzt, dass die Schreibart des Namens nächst der Idee der Vorstellung mit diesem Zeitalter übereintrifft.

Sonderbar ist es, dass die Erklärer des Cabinets des Herzogs von Orleans einen Carneol mit dem Kopfe des Jupiter Apomyos für eine comische Maske angesehen und als eine solche haben zeichnen lassen, (Kupfert. No. IV), da er doch auf dem Steine, wie man aus meiner beigefügten genauen Zeichnung (No. V) siehet, nicht zu verkennen ist. Aus den äussern Theilen des Insectes, die man am deutlichsten an Maikäfern bemerkt, haben diese Ausleger Epheublätter gemacht[4]), da dieselben auf diesem Kopfe, so wie auf einem andern Jupiter Apomyos des Kaiserlichen Cabinets (Kupfert. No. VI.) doch sattsam erhoben gearbeitet sind, um sich von flachen Blättern zu unterscheiden. Die Füsse der Fliege, die Bellori für Sonnenstrahlen ansah[5]), haben sie in Bänder, und die Flügel der Fliege in gezackten Stoff verwandelt. Vermuthlich kannten sie Winkelmanns Erklärung dieser Köpfe nicht[6]). Ver-

1) Strab. Georg. L. VII. p. 328.

2) Nachricht über das Stoschische Museum S. 29. Descr. Cl. II. S. 3. no 48. p. 39.

3) Mariette Descr. du Cab. de Croz. p. 49. Descript. du Cab. d'Orl. T. II. p. 54.

4) Descript. du Cab. d'Orl. T. I. pl. 59.

5) Numm. apib. insign. tab. VII. no. 2. p. 422.

6) Descript. des Pierres grav. de Stosch. II Cl. Sect. III §. 6. no. 77. p. 43. Hercules ward bei einem Opfer, das er dem Jupiter zu Elis darbrachte, von den Fliegen sehr belästigt. Auf seine Bitte verjagte sie Jupiter, und seitdem be-

zeihlicher war es dem Gronov, dass er einen ähnlichen Kopf des Jupiter Apomyos in der Gorläischen Sammlung, wegen der ihm seltsam scheinenden Tracht, für unbekannte Vorstellung ausgab[1]). Weit mehr aber verdienen die neuen Herausgeber dieser Sammlung getadelt zu werden, da sie denselben Kopf für eine ägyptische Maske, eine Sache, von deren Dasein man noch nichts gewusst hat, halten wollen[2]).

Unter einer grossen Anzahl alter erhobner und vertiefter Steine mit den Liebschaften des Jupiter, bemerkt man vorzüglich schöne, die seine Verwandlung in den Schwan und in einen Satyr, der Leda und der Antiope wegen, abbilden. Einer der schönsten Steine in seiner Art aber ist ein Ganymed in Sardonych von beträchtlicher Grösse erhoben geschnitten, an dem die Arbeit eben so vollkommen ist, als die Schichten des Steins vortrefflich benutzt sind.

Ein kleiner Carneol von alter Arbeit, mit der Büste der Minerva, (Kupfert. No. VII.) besitzt Eigenheiten, die man noch auf keinem andern Denkmale dieser Göttin gefunden hat. Denn auf demselben findet man die Aegis in ihrer wahren Gestalt, als Ziegenfell[3]), und

hielten die Eleer die Gewohnheit bei, dem Jupiter, der die Fliegen verscheucht, zu opfern. (Pausan. Lib. V. p. 410.) Es scheint mir, dass Wolffgang Lazius, der eine Fliege auf einer griechischen Münze für das Symbol dieser Gottheit hielt, (Graec. antiq. L. I. c. 8. in Gronov. Thes. Antiquit. Graec. T. III. no. 12. p. 3508.) dem Winkelmann zu dieser Erklärung Gelegenheit gegeben hat. Man vergleiche mit gegenwärtigen Köpfen des Jupiter Apomyos, die Stoschische von ihnen verschiedene Paste derselben Gottheit, und eine andere mit dem Kopfe des mit Lorbeeren umkränzten Jupiter, unter welchem man zwei Fliegen bemerkt. (Winkelm. Mon. ant. ined. Vol. II. P. II. c. 8. §. 5. p. 13. fig. 12. 13.) Die ganze Idee hat übrigens auch viel von der Käferbildung, so wie auch einige Masken der Schaubühne in Käfergestalt, (Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 457.) an welchen der lange Fortsatz der Nase, wie auf gegenwärtigen Carneolen gefunden wird, aus dieser Ursache merkwürdig sind. Eine Fliege über dem Donnerkeil des Jupiter auf einem Onyche (Le Cabinet de Gorl. Vol. I. tab. XXXVII. no. 73.) bezieht sich auch auf diese Gottheit.

1) ad Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 642.

2) Le Cabinet de Gorlée, T. II. no. 642. Eben so unrichtig halten die herculanischen Akademiker eine Maske des Pan für den Jupiter Ammon. (Ant. d'Hercul. T. IV. pl. 71. Édit. de Dav.)

3) Herodot. Melp. c. 282. p. 364. Eustath. ad Iliad. έ. p. 459. Aesch. Eumenid. v. 299.

auf dasselbe erst ist der Panzer aus Schlangenschuppen[1]) befestigt. Ferner steht auf dem letztern der Medusenkopf, und zwar von der Seite zu sehen, so wie er noch nirgends gefunden worden, mit zwei aufgerichteten Schlangen. Der unten angebrachte Fisch bezieht sich auf die Sage der Griechen, nach welcher Minerva am See Triton geboren war[2]), weshalb ihr von den Dichtern meerfarbne oder blaue ins grüne fallende Augen beigelegt werden. In Beziehung auf diese Nachricht ist ihr Helm auf einem andern geschnittenen Steine mit einem Triton geziert[3]).

Ausserordentlich schön ist eine Venus, auf einem grossen erhoben geschnittenen Achatonyche, an welcher die treffliche Zeichnung des Nackten in einer schwierigen Stellung eben so bewundernswürdig ist, als die zarte Ausführung.

Vorzüglich schön sind die Köpfe der Diana auf einigen erhoben geschnittenen Steinen[4]), so wie einige Vorstellungen des Mars auf vertieften Arbeiten[5]).

Unter schöne Steine verdienen einige Köpfe des Bacchus gerechnet zu werden, die mit der höchsten Schönheit gedacht sind[6]); hierher gehören ferner, eine Aurora in Achatonych erhoben geschnitten auf einem Wagen mit zwei Pferden, die von göttlichem Feuer beseelt zu sein scheinen, und eine andere Aurora, welche die vier Sonnenpferde führt, mit dem Namen des Künstlers ΡΟΥΦΟC, eine nicht minder vortreffliche Arbeit. Berühmt ist der

1) Virgil. Aen. L. VIII. v. 453.

2) Herod. loc. cit.

3) Recueil de CCC. têtes et autres sujets de composit. grav. par Mr. le Comte de Caylus, no. I.

4) Einige davon gestochen in Description des principales Pierres gravées du Duc d'Orl. T. I pl. 17 et 18. Die Bemerkungen über den Kopfputz derselben sind aus der Vorrede von Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Cabinets, ohne ihn zu nennen, fast wörtlich abgeschrieben.

5) Winkelmann hatte zwei verschiedene Gottheiten dieses Namens angenommen; die Erklärer des Cabinets des Herzogs von Orleans aber wollen diese Vermuthung nicht billigen, (T. I. p. 177.) da sie doch gleich nachher (p. 178.) einen Unterschied zwischen Ares und Enyalius, so wie zwischen Mars und Quirinus, Minerva, Bellona und Enyo, annehmen. In welchen Bemerkungen sie Winkelmanns eben genanntes Werk gleichfalls im Stillen benutzt haben.

6) Eine Bemerkung des de La Chau und Le Blond (T. I. p. 238.) gegen Winkelmanns Gedanken über die Bildung des Bacchus wird durch die Denkmäler der Alten nicht bestätigt.

erhoben geschnittene Hermaphrodit [1]), welcher für einen der trefflichsten geschnittenen Steine mit dieser Vorstellung gehalten wird.

Als vorzüglich schöne Werke bemerke ich endlich noch den Kopf einer Victoria [2]) auf einem erhobnen Sardonyche, einige Figuren der Musen, einen Carneol mit dem Kopfe des jungen Hercules, einen sehr tiefen Amethyst mit dem vorwärts gewandten Kopfe desselben im hohen Alter, und einen andern äusserst vortrefflichen mit Eichblättern umkränzten und erhoben geschnittenen Kopf des Hercules [3]), die ich aus einer grossen Anzahl sehr guter Bildnisse aus allen seinen Altern aushebe, eine Bacchantin in geistvoller Stellung mit einem vortrefflichen Gewande [4]), einen Faun der mit einer Nymphe scherzt, ein Opfer des Pan, eine Euridice, zwei Köpfe des Leander, einen Carneol Achilles auf seinem Streitwagen, die Köpfe des Hector und der Andromache, einige Kinderköpfe von schöner Arbeit unter einer beträchtlichen Anzahl davon, Cornelia, ein Meisterstück der Bekleidung, einige sehr schöne Köpfe Alexanders und einen kleinen Perseus von herrlicher griechischer Arbeit.

Einer der berühmtesten und schönsten Steine in der Welt ist

1) Ueber die Hermaphroditen alter und neuer Zeit bringen die Erklärer eine Menge schaler Gedanken an, die aus dem von ihnen ganz unrichtig gefassten Gesichtspunkte fliessen, und ganz ohne Critik entworfen sind.

2) Die Maske auf dem Helm, der zù den Füssen einer Figur der Victoria liegt, (T. I. pl. 42.) halten die Erklärer (p. 189) ohne allen Grund, für eine Beziehung auf die Bildung eines überwundenen Volks. Ihre Anmerkung: (p. 186.) La victoire est ordinairement vetue d'une longue robe, par dessus laquelle est une tunique qui lui descend jusques vers le milieu des cuisses, et qui est fixée sous la gorge par une ceinture — ist ganz unrichtig, weil alle von ihnen gelieferte Vorstellungen derselben, so wie alle anderweit bekannten, gerade das Gegentheil erweisen; sie sind alle μονοχίτωνες.

3) Bei einem ähnlichen Kopfe des Hercules erlauben sie sich die Bemerkung: Les artistes grecs ont représenté l'un et l'autre (Hercule et Jupiter) avec un cou gros et charnu. (T. I. p. 277.) Die sonderbare Erwähnung Winkelmanns bei Erläuterung jenes bekannten Steins mit dem ruhenden Hercules und der griechischen Umschrift: ὁ πόνος etc. (T. I. pl. 86. p. 278.) begleitet eine sehr unbedeutende Anmerkung.

4) Ueber den Ursprung der Satyrn und Faune bringen de La Chau und Le Blond wiederum eine Menge schaler Gedanken gegen Herrn von Pauw (Recherches philosophiques sur les Amer. T. II. p. 78.) vor. (T. I. p. 247. not. 1.)

ein Cameo, der die Geschichte des Perseus und der Andromeda vorstellt, und ein Wunder der Kunst genennet zu werden verdient. Ehemals besass ihn der Ritter Mengs, aus dessen Verlassenschaft er in das Kaiserliche Cabinet gekommen ist[1]). Perseus sitzt vorwärts gewandt auf einem Felsen, hebt mit der rechten Hand das Medusenhaupt in die Höhe, indem die linke auf dem Felsen ruht. Zur linken sitzt Andromeda neben ihm; sie kehrt sich gegen ihren Erretter, wodurch man ihr Gesicht von der Seite siehet, und legt die rechte Hand auf seine Schulter. Ihr Oberleib ist nackt, nur um die Schenkel zieht sich ein Gewand. Perseus ist ganz unbekleidet; der Mantel liegt unter ihm auf dem Felsen. Die hohe Schönheit des Nackten[2]), nebst der vollendetsten Ausführung, in welcher die Figuren sehr erhoben gehalten sind, so dass die Köpfe sowohl von vorn als von der Seite betrachtet werden können, machen dieses Werk unschätzbar. Der Grund, oder die bräunliche Lage des Achatonych, eine ungemein dünne Platte, auf der sich die aus der milchweissen Schicht gearbeiteten Figuren, scharf und reinlich abgeschnitten, trefflich heben, ist mit eben so grossem Fleisse geglättet als die Figuren. Der Künstler dieses Steins hat ein Meisterstück seiner Kunst und Kraft liefern wollen, und hat dabei wenig auf geschichtliche Darstellung gesehen. Denn man weiss nicht, indem man den Stein betrachtet: hat er sie schon errettet oder soll er sie noch erretten? Ist der erste Fall hier vorgestellt: warum sitzt Andromeda noch so ruhig auf dem Felsen und warum scherzt er mit dem gefährlichen Medusenhaupte? Nimmt man den zweiten Fall an, so fragt man: wie schickt sich seine Ruhe zu dem wichtigen Auftritte, in dem er gar ohne Waffen erscheint? — Bei dem allen möchte ich mich doch für die erste Frage bejahend erklären.

Aus seltenen und einzigen Steinen verdienen noch genannt zu werden, eine erhoben geschnittene Gorgone, mit einem Flügel auf der einen und zweien Hörnern, die aus einer Wurzel gewachsen sind, auf der andern Seite; Apollo verewigt seine Klagen auf

1) Mehreres von der Geschichte des Steins in Vita del Cavaliere Antonio Raffaello Mengs, (nelle Opere dell'istesso.)

2) Der Felsen und die Gewänder, sind als Nebenwerke nicht mit der unendlichen Sorgfalt, als die Köpfe und die übrigen Theile des Nackten gearbeitet.

der Hyacinthe, in welche sein Liebling verwandelt worden;[1]) ein Kopf mit dem Namen des Künstlers (ΥΛΛΟΥ), Antinous, ebenfalls mit Angabe des Künstlers (ΕΛΛΗΝ)[2]) und Mäcenas, mit der Beischrift CΟΛΩΝΟC.

Ich habe mehrmals in diesem Aufsatze Gelegenheit gehabt, falsche Urtheile und Bemerkungen der Ausleger des Cabinets des Herzogs von Orleans anzuzeigen und zu berichtigen. Recht ausgezeichnet unglücklich aber sind sie bei Erläuterung einiger Steine gewesen, deren Vorstellung in den Schriften mehrerer verdienter Gelehrten genauer untersucht worden ist. Baudelot de Dairval hielt diese Köpfe anfangs für Bilder der Schamhaftigkeit, Galland für römische Kaiser; nachher erklärte sich der erstere für den Ptolomäus Auletes, indem er die erste Behauptung zurück nahm[3]). Winkelmann ging seinen eigenen Weg und zeigte nicht allein das Unstatthafte der vohergehenden Benennungen, sondern entdeckte auch eine viel wahrscheinlichere, indem er in diesen Köpfen den Hercules in lydischer Tracht erblickte[4]). Unsere Ausleger, die nun keine neue Vermuthung hätten wagen sollen, bevor sie sich nicht etwas Vorzüglichern und Bessern bewusst gewesen wären, kommen nun auf einmal, nach Anmeldung einer bessern Erklärung, mit der wenigstens äusserst lächerlichen hervor[5]): dass wenn diese Steine im Oriente gegraben wären, und lauter männliche Köpfe vorstellten, sie solche augenblicklich für Bilder von Guebern vor dem heiligen Feuer halten würden. Dass aber hier keine persische[6]), sondern eine griechische Sitte zu suchen sei, beweist selbst das von ihnen angeführte

1) Aehnlicher Denkmäler gedenkt Herr Casanova. (Discorso sopra gli antichi, p. XXXIX.)

2) Stosch war auf dem rechten Wege, als er diesen Kopf für den Harpocrates erklärte. (Gemmae antiquae coelatae. XXVII.) Allein de La Chau und Le Blond verwarfen diese glückliche Vermuthung und blieben lieber bei der alten Unwissenheit. Bracci hat nachher auf jenem Wege die Wahrheit gefunden.

3) Histoire de Ptolom. Aulet. à Paris, 1698. Mariette Traité de Pierres gravées, T. I. p. 109.

4) Monum. antich. ined. Tratt. prel. p. LVIII.

5) Descr. des Pierres grav. du Duc d'Orléans, T. II. p. 31.

6) Dass Perser in ähnlicher Tracht gefunden werden, (Choix de Monumens les plus remarquables, à Rome. 1789. T. II. pl. 51. 55. 108.) kann bei Erläuterung griechischer Denkmäler zu keinem Beweise dienen.

gemahlte Gefäss [1]), wenn ein Vorgeben dieser Art anders einer Widerlegung bedarf.

Nicht triftiger sind die Gründe, welche sie bestimmen, die Figur eines Kindes auf einem Carneole mit trauriger Miene und gesenkter Fackel, für den Genius des Todes zu halten [2]), den dieser Stein des Kaiserlichen Cabinets, nach meinem Dafürhalten, nicht vorstellen kann.

Die Folge der römischen Kaiser und Kaiserinnen läuft ununterbrochen vom Cäsar bis auf den Verfall des römischen Reichs fort. Aus der Periode der frühern Kaiser, unter deren Regierung die Kunst noch nicht veraltete, enthält diese Sammlung von einer Person oft mehr als zwanzig und mehr gute Vorstellungen. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich Werke, wie die schönen Köpfe des August, der Livia, vortreffliche Steine, wie die vereinten Köpfe der Agrippina Drusilla und Livia auf einem Cameo, des Tiberius, der Poppäa, der Faustinen, des Caracalla, zwei grosse Carneole mit den Bildnissen der Julia,

7) D'Hancarv. Antiquités Hetrusques, Grecques et Romaines, T. I. pl. 71. Nachgestochen in Storia delle Arti del Disegno di Winkelmann. In Milano T. I. tav. XVII. p. 277.

2) Description de Pierr. grav. du Duc d'Orléans, T. I. pl. 38. p. 169. Sie glauben, ein Genius mit umgekehrter Fackel und traurigem Gesichte, auf einem Sarcophage oder sonst wo isolirt (!) sei stets für den Genius des Todes zu halten.

Tochter des Titus, und zwei nach Maassgabe der Zeit schöne Gordiane anführen wollte.

Unter der Sammlung von Steinen mit Thieren zeichnen sich einige Löwen, ein äusserst vortrefflicher Hundskopf und mehrere schöne Adler aus.

Sehr schätzbar ist die Sammlung von alten Steinen mit Schriftzügen, die auf erhobnen und tief geschnittenen Werken mit bewundernswürdigem Fleisse gearbeitet sind. Der Blick des Wanderers im Gebiete des Alterthums verweilt so gern bei diesen Denkmälern der Zärtlichkeit und feinerer Empfindungen des Herzens; Empfindungen, die unserm Zeitalter zu unbedeutend scheinen, um sie bleibender Denkmäler zu würdigen, und sich dadurch von dem Vorwurfe der Unempfindlichkeit bei der Nachwelt zu retten.

Alle diese Ringsteine waren Geschenke von Liebenden, die sie sich zum Pfande ihrer Zuneigung, als Pfänder, welche das Andenken an den geliebten Gegenstand bei jedem Anblicke erneuern sollten, wechselseitig verehrten, oder Steine die sie für sich in dieser Absicht verfertigen liessen. Die grosse Anzahl von geschnittenen Steinen mit ähnlichen Inschriften, die eine besondere Gattung von Künstlern beschäftigt zu haben scheint und sehr kostbar waren, ist ein Beweis, wie sehr Ringe dieser Art bei den Alten beliebt wurden. Bei uns scheinen Ringe mit Bildnissen an ihre Stelle getreten zu sein.

Ausser dem schon bekannten Achatonych:

MAKPINE
ZHCAIC
ΠΟΛΛΟΙC
ETECIN
(Langes Leben
meinem Makrin)[1])

bemerke ich von griechischen Inschriften noch einen schönen Achatonych mit

1) So heisst es auf einem Achatonych beim Caylus, (Recueil d'Antiquit. T. IV. Vign. des Antiqu. Grecq. p. 135.)

ZHCAIC
AKAKIN
(Lebe glücklich)

*

ΗΚΑΛΗ
(Die Schöne)

durch welche Benennung der Besitzer des Ringes seine Geliebte deutlich genug von allen andern Mädchen unterschieden zu haben glaubte[1]).

Ich erwähne hier noch einen andern erhobnen Achatonych mit

ΕΥΤΥΧΙ
(Meinem Eutyches)

und einen dritten, mit den Worten

ΕΥΤΥΧΙ
ΕΥΓΕΙΝ
Freude und Glück
dem
Eutyches[2])

1) Eine ähnliche Inschrift auf einem Carneole

ΚΑΛΩ
(Dem Schönen)

(Winkelmann Descript. p. 566. no. 77.) und auf einem vergoldeten Ringe von Bronze

ΚΙΡΙΑ
ΚΑΛΗ
(Die schöne Kiria)

(Caylus Rec. T. IV. pl. 57. no. 6.)

2) Ein ähnlicher Gedanke auf einem Carneole

ΛΕΥΚΑϹ
ΚΑΛΗ
ΧΑΙΡΕ
(Schöne
Leukas
lebe wohl)

den Caylus (Recueil T. II. pl. 52. no. 2. p. 158.) missverstanden hat. Eine Inschrift aus spätern Zeiten auf einem Kiesel

NON TE
NEGABO
ALIZETA TER
TVLIA
(Nie werde ich
dich verläugnen
Alizeta Tertullia)

Uebrigens enthält die Kaiserliche Sammlung eine Anzahl kophtischer, persischer und türkischer Inschriftsteine.

Beträchtlich ist die Anzahl von Arbeiten neuer Künstler, z. B. eines Valerio Vincentini, Dominico di Polo, Cesari, Coldoré, Guay, Brown und anderer berühmten Männer, unter welchen Pichler wegen einer trefflich gearbeiteten herculanischen Tänzerin besonders genennet zu werden verdient.

Merkwürdig ist endlich eine besondere Sammlung von geschnittenen Steinen aus der neuen Geschichte, in welcher sich eine Folge von Köpfen und allegorischen Vorstellungen aus der russischen Geschichte sehr vortheilhaft auszeichnet. Die Bildnisse der Kaiserlichen Familie auf erhoben geschnittenen Steinen, sind von der Hand Ihro Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin Maria Feodorowna. Man bewundert an denselben eben so sehr die grosse Aehnlichkeit, als die Leichtigkeit und Feinheit der Ausführung[1]).

Zum Beschlusse bemerke ich, dass nirgends etwas Vollständigeres von Werken der Steinschneidekunst, an welchen die Seltenheit des Stoffs und der verschiedenen Schichten und Farben der Steine, nebst der Art, mit der sie vortheilhaft benutzt sind, vorzüglich bewundert wird, als im Kaiserlichen Cabinette gefunden werden kann. Als Werke der bildenden Kunst betrachtet, haben dergleichen kostbare Arbeiten an sich eigentlich zwar keinen hohen Werth, allein wenn verdienstvolle und meisterhafte Behandlung noch hinzukommt, warum sollten wir uns dann hierinnen von einem Geschmacke der Alten entfernen, die doch übrigens in der Hauptsache stets nie erreichbare Muster für uns bleiben werden?

(Rec. T. IV. pl. 106. no. 4. p. 341.) zeigt die Fortdauer dieser Weise, das Andenken zärtlicher Empfindungen zu verewigen, bis in spätere Zeiten, sogar im rohern Gallien.

1) Diese Sammlung von Steinen aus der russischen Geschichte enthält unter andern auch einige schöne Steine von dem sehr geschickten hiesigen Künstler Herrn Lebrecht.

DESCRIPTION D'UNE AMÉTHISTE

DU

CABINET DES PIERRES GRAVÉES

DE

SA MAJESTÉ L'EMPEREUR

DE TOUTES LES RUSSIES.

(St. Pétersbourg, 1798.)

Ἡ δὲ περὶ ταῦτα ἀλήθεια, καὶ τοῖς μηδὲν ἄλλο πεπονημένοις ἔργον ἢ γνῶσιν καὶ μάθησιν τοῦ ὄντος, εὖ μάλα δυσθήρατός ἐστι καὶ δύσληπτος, ὥς ὁμολογοῦσιν αὐτοί.

Plutarch. de aud. poet.

—

La verité de telles choses est très-difficile à trouver et à comprendre, voire à ceulx-mesmes qui ne travaillent à austre besongne qu'à chercher l'intelligence et la cognoissance de ce qui est, ainsy comme eulx-mesmes le confessent.

Traduct. d'Amyot.

L'améthyste orientale du cabinet de Sa Majesté l'Empereur, qui fait le sujet de cette dissertation, est du nombre des monumens dont on a trouvé l'explication très difficile. Parmi toutes les pierres gravées qui existent, il n'en est peut-être aucune sur laquelle on ait disserté davantage, aucune qui ait donné lieu à des recherches plus curieuses et plus intéressantes pour les amateurs de l'antiquité.

Cette améthyste représente la tête d'un jeune homme, couronné de lauriers. Un voile transparent et d'une légéreté extrême la couvre, et se repliant par dessus le nez et le joues, il enveloppe la bouche et la partie inférieure du visage, et est ensuite rejeté sur l'épaule. La beauté du dessin et la délicatesse du travail mettent cette gravure au rang des meilleurs productions de l'art. C'est un portrait, embelli par le beau idéal; et quoique quelques savans n'aient pas osé prononcer sur le sexe de cette figure, il est évident, que les muscles du front fortement prononcés, donnent à l'ensemble un air masculin. La partie découverte de la chevelure, qui consiste en de petites boucles rondes et touffues, démontre clairement

que l'artiste a voulu représenter plustôt un homme qu'une femme. Il reste cependant toujours quelque incertitude; car excepté le front, les traits du visage pourroient appartenir aussi bien à une femme qu'à un homme. L'art avec lequel l'artiste a réussi à exprimer l'oreille et les lauriers au travers du voile, et l'exécution des plis de cette legère drapérie, annonce un talent supérieur, qui a su triompher de toutes les difficultés.[1])

Mr. Baudelot et Dairval a fait le premier connoître cette pierre gravée, qui se trouvoit alors dans le cabinet de Madame. Il avoit cru d'abord, que cette tête pourrait être celle de la Honte ou de la Pudeur[2]). Mr. Galland s'énonçoit d'une manière plus vague, en supposant que c'étoit la tête d'un Empereur romain ou de quelque Divinité[3]): car comme je l'ai remarqué ci-dessus, quelques savans

1) Voyez sur cette pierre:

Mariette Descript. somm. du Cab. de Mr. Crozat, No. 170.

Mariette Biblioth. Dactyliogr. p. 379—383.

Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch, IV. Cl. I. Sect. No. 32. p. 414.

Catalogue des Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, No. 179. p. 21.

On trouve des empreintes en plâtre et en souffre de cette pierre, dans les ouvrages suivans:

Dactylioth. von Lippert, II. Taus. No. 245. p. 68.

Eiusd. Dactyl. univers. Millenar. I. P. 2 No. 105.

Dolce Museo di Cristiano Dehn.

Raspe Catal. rais. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9827. p. 571.

Elle est gravée dans plusieurs ouvrages, mais par la faute des graveurs, qui n'avoient pas dessiné la tête en employant le miroir, elle se voit toujours gravée en sens contraire.

Voy. Baudelot de Dairval Dissert. sur une pierre Gravée du Cabin. de Madame.

Recueil de Pierr. Grav. par Elizabeth Sophie Cheron, pl. XXVIII.

Descript. des principal. Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, To. II. pl. XI.

Mr. Winkelmann se trompe dans le livre cité ci-dessus et en deux autres passages *), en disant que cette pierre se trouvoit au Cabinet du Roi de France.

*) Geschichte der Kunst, I. Th. 4. C. S. 350. Wien. Ausg. Monum. ant. ined. Tratt. prel. Vol. I. c. IV. S. I. P. 2. p. LVIII.

2) Avis imprimé à la tête d'une petite brochure en 12. contenant deux lettres a Mr. Baudelot de Dairval par le P. Chamillard; inséré dans les Miscell. Observat. T. IV. p. 283.

Voyez Mariette Biblioth. Dactyl. p. 379. seq.

3) Lettre de Mr. Galland à Mr. Baudelot touchant quatre Médailles publ. par le P. Chamillard, p. 4.

Mariette L. C.

n'avoient osé prononcer sur le sexe de ce portrait. Mr. Baudelot s'étoit rétracté en suite, mais sans donner à la nouvelle opinion qu'il avoit adoptée, plus de vraisemblance que n'en avoit la première. Il affirma, que c'étoit la tête de Ptolémée Roi d'Egypte et père de la fameuse Cléopatre, surnommé Aulétès, c'est à dire joueur de flute, parcequ'il aimoit à jouer de cet instrument[1]); et pour le prouver, il fit imprimer un gros volume plein de recherches et d'érudition[2]). A la hauteur de la poitrine on apperçoit quelques petits accidens, dont Mr. Baudelot a fait trois points, qui lui ont paru désigner les trois modes de la musique ancienne; savoir, le phrygien, le lydien et le dorien; dans lesquels, à ce que nous dit Mr. Baudelot, Ptolémée excelloit également. Il fonde sa conjecture sur deux motifs; le premier est la ressemblance qu'il a trouvé, dit-il, entre la tête de la pierre dont il est question, et celles que l'on voit représentées sur les médailles de ce Prince. Le second motif qui a déterminé le sentiment de Mr. Baudelot, est le voile dont la tête est couverte, et qui selon cet antiquaire, est de l'espèce de ceux dont se servoient les joueurs de flute, pour ménager le soufle qui contribuoit à former les sons, et à ce qu'on dit, pour cacher la difformité du visage, occasionnée par le gonflement des joues.

En éxaminant maintenant la première assertion, par laquelle Mr. Baudelot pretend prouver, que la tête de notre améthyste pourroit être celle de la Honte ou de la Pudeur, il est bon d'observer, que cette explication provient uniquement des attributs que les artistes modernes donnent à ces Divinités. Jamais les anciens n'auroient-représenté la Honte ou la Pudeur avec un pareil voile. Il y a même tout lieu de croire, qu'une dame à la mode, vêtue de cette manière, et enveloppée *in uento textili* ou *nebula linea* auroit donné une mauvaise idée de sa pudeur aux anciens Romains du tems des Catons. Au moins je ne connois rien dans l'antiquité, qui laisse soupçonner quelque chose de semblable; et comme je n'ai pas sous les yeux tous les petits ouvrages que l'on a publiés sur notre pierre gravée, j'ignore ce qui a pu inspirer cette opinion à

1) Strab. L. XVII. p. 796. A.
Plutarch. de Adulat. p. 208. To. VI. Opp.
2) Dissert. sur une Pierre Gravée du Cabinet de Madame; à Paris, 1698. 12.

Mr. Baudelot. Pausanias rapporte qu' Icarius avoit érigé une statue à la Pudeur près de Sparte[1]), mais nous ne savons pas si cette statue étoit voilée; on peut supposer avec raison, qu'elle ne l'étoit pas, puisque Pausanias n'auroit pas passé sous silence un attribut si remarquable. Le beau buste de femme couvert d'un voile, que l'on admire au Capitole[2]), ne représente pas la Pudeur, comme on le croit communement; c'est plustôt le portrait d'une femme romaine. Nous avons, il est vrai, le recit de Masurius, dans lequel il rapporte, que l'Angérona avait sa statue dans la chapelle de Volupie à Rome: *ore obligato atque signato*[3]). Ces paroles pourroient être à tout hazard expliquées en faveur de ce voile que Mr. Baudelot attribuoit à la Pudeur, qu'il croyoit voir sur notre améthyste. Mais pourquoi une couronne de lauriers sur la tête de la Pudeur? L'autre opinion, que cette tête pourroit au moins représenter quelque Divinité, n'est pas mieux fondée en supposant que sa coiffure est un ajustement de femme; supposition que les cheveux crêpus du front contredisent ouvertement, quoiqu'en dise Mr. Mariette[4]). Selon nous cette tête est évidemment un portrait de caractère, et ne peut par consequent appartenir à aucun personnage idéal.

L'idée de quelques antiquaires et surtout de Galland, que cette tête représente un Empereur romain, est également inadmissible. Premièrement on ne voit rien dans les traits du visage, qui ait la moindre ressemblance avec aucun de ces princes: en second lieu, la gravure appartient certainement à l'époque, ou cet art étoit dans l'état le plus florissant chèz les Grecs, et se distingue d'une manière sensible des meilleurs ouvrages qui ont paru sous Auguste. Enfin l'on ne sauroit donner aucune raison, pourquoi un Empereur romain devroit être représenté avec un tel voile?

On a fait plusieurs objections contre la seconde interprétation de Mr. Baudelot, qui sembloit déja suspecte à Mr. Mariette, et qui au sujet de cette explication remarque: «que, si ce n'est pas le «portrait de Ptolémée Aulétès, ce sera celui de quelque personnage

1) Lacon. c. XX. p. 263.
2) Mus. Capitol. T. III. pl. 43.
3) Apud Macrob. Saturnal. L. I. c. 10. p. 250.
4) Biblioth. Dactyliograph. p. 380.

«pour le moins aussi illustre[1]).» La tête que l'on voit sur notre améthyste n'a pas la moindre ressemblance avec les têtes de Ptolémée Aulétès, que l'on voit sur les médailles[2]) ou sur les pierres gravées[3]), et la couronne de lauriers n'est pas l'attribut ordinaire des Rois d'Egypte. Le Baron de Stosch[4]) et l'Abbé Bracci[5]) ont été pourtant de l'avis de Mr. Baudelot. L'Abbé Winkelmann[6]) et plusieurs auteurs, guidés par ses lumières, ont demontré l'inadmissibilité de la denomination que Mr. Baudelot donne à ce voile. Ce voile selon Mr. Baudelot est le bandage dont les joueurs de flute se couvroient la bouche, et que les anciens nommoient *Phorbias* ou *Phorbeion*. Mais qu'y a-t-il de commun entre une bande de cuir, large d'un doigt ou de deux, nouée par derrière la tête, avec une ouverture vis à vis de la bouche, pour pouvoir y introduire la flute, et un voile qui couvre tout le derrière de la tête et la moitié du visage?[7]) La conjecture de Mr. Baudelot pourroit acquérir de la probabilité, si nous n'avions pas une idée nette de ce bandeau, comme le remarque Mr. Winkelmann. «Sur un autel triangulaire, «dit-il, conservé au Capitole, on voit un Faune qui joue de deux «flutes et qui a un pareil bandeau attaché sur sa bouche[8]). Sur un

1) Biblioth. Dactylioth. p. 383.
2) Vaillant Hist. Ptolemaeor. p. 145.
Gessner Reg. Aeg. Tab. II. f. 21.
Ekhel Num. Veter. Anecd. T. XV. f. 16. p. 294.
3) Mus. Florentin. To. I. Tab. XXV. f. 7. et
Raspe Catal. rais. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9833. p. 572.
Mariette Pierr. Grav. du Cab. du Roi, p. 89. et Raspe L. C. No. 9832. p. 572.
Raspe L. C. No. 9834. 9835. 9836. p. 572.
4) Gemmae ant. coel. p. 94.
5) Memor. degli Antichi Incisori, To. II. p. 249. not. 1.
6) Monum. Ant. Ined. Tratt. prelim. Vol. I. c. IV. p. LVIII — LIX.
Geschichte der Kunst, I. Th. 4. C. S. 350 — 351. Wien. Ausg.
Hist. de l'Art, Traduct. d'Huber, T. II. L. IV. ch. 4. p. 126 — 131.
7) Il est bon d'avertir nos lecteurs, que nous nous sommes servi quelquefois jusqu'ici des paroles de Mr. Mariette et de Mrs. La Chau et Le Blond, dans les passages ou il est question de l'opinion d'autrui.
8) Voy. not. e. p. 10. et not. a. p. 15.
C'est ici que Mr. Winkelmann en parlant de la tête du Faune du Capitole cite Iérome Mercurialis, en disant que l'on trouve chez lui une gravure de ce monument. Mais dans cet ouvrage, L. II. c. 6. p. 138, réimprimé dans les supplemens aux Antiquités de Poleni, To. III. p. 555, on trouve seulement deux figures

«tableau d'Herculanum nous voyons aussi un joueur de flute, la «bouche ainsi bandée[1]). Ces deux figures nous montrent, que le «Phorbeion étoit une bande étroite, que les joueurs de flute se met-«toient sur la bouche et sur les oreilles, et qu'ils s'attachoient der-«rière la tête; de sorte qu'elle n'a rien de commun avec le voile de «la tête dont il est question.» Le même bandage s'observe au surplus sur un vase de terre cuite de la collection de Mr. Hamilton, représentant une joueuse de flute[2]), et à une statue de marbre à deux têtes publiée par M. Sandrart[3]). L'autorité dont Mr. Baudelot s'appuie en rapportant un passage de Plutarque[4]), qui parut decisif à Mr. Mariette[5]), est de nulle valeur; car quand même Plutarque y distingueroit le voile du bandage, ce qui n'est pas, ce passage ne prouveroit rien en faveur du sentiment de Mr. Baudelot, notre figure se trouvant dépourvue de ce bandage.

Après avoir réfuté la conjecture de Mr. Baudelot, Mr. Winkelmann nous a donné une explication de notre améthyste, qui est sans doute bien meilleure que les précédentes. A cause de l'air masculin, que nous avons fait remarquer ci dessus, et qu'il est impossible de méconnoitre selon notre opinion, il attribue la tête en question à Hercule. Ce héros est représenté, dit-il, étant au service d'Omphale Reine de Lydie, pays connu par le luxe et la mollesse de ses habitans. Pour démontrer que c'est vraiment le costume lydien que représente notre pierre, il cite une tête de Paris à la Villa Negroni, qui est voilée de cette manière jusqu'au bord de la lèvre inférieure; il produit encore en preuve un vase de terre cuite de Mr. le Chevalier Hamilton[6]). Mais nous observerons que ni ce

une à côté de l'autre, qui jouent de la flute sans aucune couverture sur la bouche. Mr. Fea suppose que Mr. Winkelmann vouloit peut-être citer Bartholin *de Tibiis veterum*, qui rapporte ce Faune dans la planche II. p. 201.

1) Pitture Ant. d'Ercol. To. IV. tav. XLII.

2) D'Hancarville Antiquit. Hétrusqu. Grècqu. et Romain. To. I. pl. 124.

3) Deutsche Mahler-Academie, II. Th. II. Abth. Taf. 2. No. 3. 4. 5.

4) De Ira cohib. p. 789. Opp. To. VII.

5) Biblioth. Dactyliograph. p. 381.

6) D'Hancarville Antiquit. Hétrusqu. Grècqu. et Romain. To. I. pl. LXXI.
Ce vase se trouve copié das les ouvrages suivans:
Storia delle Arti del disegno di Winkelmann. In Milano, T. I. tav. XVII. p. 277.

vase, ni le buste de Paris, ni même les passages de Philostrate et d'Euripide, que Mr. Winkelmann cite, ne nous paroissent être des autorités décisives.

Il est cependant surprenant que Mrs. La Chau et Le Blond veulent rejeter l'opinion de ce grand homme, qui pourroit paroître la seule vraisemblable sur cet objet, si mes recherches ne me fournissoient pas un puissant motif, pour lui substituer une autre interprétation. Tout ce qu'ils opposent à sa conjecture se réduit aux monumens cités par lui, qu'ils mettent en comparaison avec la tête représentée sur l'améthyste, d'où il ne resultent que des remarques superficielles. «Nous observons à Mr. l'Abbé Winkelmann, disent-«ils[1]), que le voile qu'on remarque à la tête de Paris, ainsi qu'à «celle d'une des figures d'Herculanum, ne remonte point au dessus «des lèvres, et qu'à l'exception de la pierre dont il s'agit ici et de «deux autres du cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, nous ne connois-«sons aucune tête voilée de cette manière. Le seul monument que «nous puissions comparer à ceux-ci, est une figure de femme sur «un vase étrusque, dont la tête est couverte d'un voile, qui enve-«loppe le nez, la bouche, et toute la partie inférieure du visage, et «passe ensuite sur l'épaule.» Ils ajoutent: «si l'on réfléchit sur le «voile qui couvre les têtes représentées sur ces pierres, il sera dif-«ficile de croire, qu'il ait jamais pu être un objet de luxe et de «mollesse. Tout ce qui peut gêner le moins du monde la respira-«tion ne peut être que très désagreable et très incommode.» Après ces reflexions ils terminent leur commentaire sur cette pierre remarquable, par des observations insignifiantes, qui tiennent lieu de toute explication, en disant:[2]) «si les pierres dont il s'agit eussent été «gravées en orient, et qu'elles ne portassent que des têtes d'hom-«mes, nous ne balancerions point à croire, qu'elles représentent «un Guèbre faisant sa prière devant le feu sacré. Mais» concluent-ils, «ne poussons pas plus loin un raissonnement qui ne peut jetter

Storia delle Arti del disegno di Winkelmann. In Roma. To. I. L. III. c. 4. p. 207.

Hist. de l'Art de Mr. Winkelmann. Trad. d'Huber, T. I. p. 183. de l'Edit. de Leips. en 4. et To. III. pl. IX. de l'Edit. de Paris, en 8.

Oeuvr. complett. de Winkelmann, par Jansen. T. I. p. 675.

1) Descript. des Princip. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans. T. II. p. 33.

2) Ibid. p. 34.

«aucun jour sur la matière que nous traitons, puisqu'il s'agit ici «des personnages et des costumes purement grecs, et passons à «d'autres objets.» Il est inutile de faire sentir que leur dernière remarque est absolument superflue; et quand même ils auroient démontré que dans les anciens tems, les Prêtres de Perse paroissoient devant le feu sacré avec un tel voile, quoique la manière ordinaire de se voiler chez eux, fut entièrement différente de celle dont il est question, puisque Strabon en parlant des Mages de Cappadoce, dit, que lorsqu'ils s'approchoient du feu sacré, leur tête étoit couverte d'une tiare ou mitre dont les rebords pendoient des deux côtés, en sorte qu'elle leur couvroit les lèvres et les joues[1]), quand même, dis-je, on trouveroit sur les monumens des anciens Perses, des ajustemens ressemblans à cette tiare décrite par Strabon, et qui se rapprochent également de celui de notre pierre gravée, toute fois rien ne seroit prouvé ni éclairci par là. Au lieu de l'exemple qu'ils ont choisi, les commentateurs du cabinet du Duc d'Orléans auroient pu tout aussi bien citer les domestiques des anciens Indiens, qui en présence de leurs maîtres, n'osoient faire entendre aucun son, n'osoient ni parler ni cracher, et avoient pour cette raison la bouche couverte et enveloppée d'une peau[2]). Ils auroient aussi pu faire mention, de ce Pâtissier, dont parle Cléarque, qui étant chargé de travailler dans une fête donnée par Anaxarque, avoit un linge autour de la bouche, afin qu'aucune émanation de son corps ne s'introduisit dans les pâtes qu'il pétrissoit avec des gands, et pour que son haleine ne s'insinuât dans la farine[3]). Tous

1) L. XV. p. 1066. A: Τιάρας περικείμενοι πιλωτὰς καθηκυίας ἑκατέρωθεν, μέχρι τοῦ καλύπτειν τὰ χείλη καὶ τὰς παραγνάθιδας. Pausanias qui parle aussi de ce culte, dit[1]): Ἐσελθὼν δὲ ἐς τὸ οἴκημα ἀνὴρ μάγος, καὶ ξύλα ἐπιφορήσας αὖα ἐπὶ τὸν βωμὸν, πρῶτα μὲν τιάραν ἐπέθετο ἐπὶ τῇ κεφαλῇ etc. etc. Philostrate rapporte que les Brachmanes portoient aussi une tiare blanche[2]): Μίτραν ἀναδοῦνται λευκὴν.

1) Eliacor. L. I. c. XXVII. p. 499.
2) Vita Apollon. Tyan. L. III. c. 15. p. 107.
Arrian. Indic. p. 539.

2) Ammian. Marcellin. L. XXIII. p. 411: *Nec ministranti apud illos famulo mensaeque adstanti hiscere uel loqui licet uel spuere, ita rostratis pellibus labra omnium uinciuntur.*

3) Clearch. Solens. L. V. Vitar. ap. Athen. Dipoosoph. L. XII. c. 12. p. 548. C. Ὁ δὲ σιτοποιὸς χειρίδας ἔχων, καὶ περὶ τῷ στόματι κημὸν, ἔτριβε τὸ σταῖς, ἵνα μὴ δὲ ἱδρὼς ἐπιῤῥέῃ, μὴ τὲ τοῖς φυράμασιν ὁ τρίβων ἐμπνέοι. Eustathe nous

ces exemples, dis-je, auroient prouvé tout autant en faveur de notre pierre gravée, que l'exemple des Guèbres chez les Perses.

L'éditeur du catalogue de Mr. Tassie a fidellement suivi ceux du cabinet du Duc d'Orléans; il rejete le sentiment de Mr. Winkelmann, et place cette tête au nombre des sujets inconnus[1]), au lieu d'admettre une explication, qui pour le moins paroissoit vraisemblable. C'est un expédient dont se sert souvent l'amour propre des écrivains, lorsqu'ils sont dépourvus de moyens pour présenter des idées nouvelles.

Cependant malgré le respect que l'on doit à Mr. Winkelmann, sa conjecture sur le sujet en question présente quelque difficulté, lorsqu'on l'examine avec attention. Le visage offre certainement beaucoup de ressemblance avec les têtes du jeune Hercule, principalement dans le front élevé, dans les os des yeux arrondis et gonflés, et dans les cheveux qui couvrent le front. Car quoiqu'en puissent dire plusieurs savans, qui veulent reconnoitre des traits féminins dans cette tête, un front semblable ne peut appartenir qu'à une jeune homme fort et exercé à la fatigue. Mais cette ressemblance et cet air mâle s'écarte un peu du caractère que l'on donne à la tête d'Hercule, lorsqu'on fait attention à la partie inférieure du visage, dont l'expression est bien moins mâle, comme il est aisé de se convaincre en examinant l'original ou une empreinte fidelle. La gravure de St. Aubin, insérée dans la description du cabinet du Duc d'Orléans, étant inexacte et représentant plustôt une personne dans un âge avancé, ne donne qu'une foible idée de la beauté du prototype. D'ailleurs le duvet naissant sur les joues que Mr. Winkelmann prétend avoir remarqué, manque tout-à-fait dans la pierre. La forme des oreilles de pancraziaste, comme il les appelle, et qui selon moi ne sont pas à l'abri de toute contestation, ne se distinguent pas bien clairement à travers l'étoffe légère. En un mot, il n'y a que le front et les cheveux qui ressemblent parfaitement à ceux d'Hercule: et d'ailleurs je ne vois pas que Mr.

dit[1]) que ce χημὸς étoit un linge fin qui couvroit le nez et la bouche, qui s'ajustoit parfaitement au visage, et dont se servoient ceux qui devoient pêtrir ou tamiser la farine.

1) In Hom. Odyss. L. XXIV. p. 1960. l. 3.

1) Catal. rais. du Cabinet de Mr. Tassié, No. 9827. p. 571.

Winkelmann ait prouvé, que cette manière de se voiler fut en usage en Lydie. Les passages de Philostrate et d'Euripide et le vase de Mr. Hamilton, ne sont pas, selon moi, des autorités convainquantes. Ces auteurs ne parlent pas de ce costume; et le vase n'a aucun rapport, ce me semble, avec la pierre gravée. Pour mettre les lecteurs à portée de juger de notre observation, nous rapportons ici le passage de Mr. Winkelmann. «Ce qui m'a fait naître cette con«jecture,» dit-il, «s'est une tête de Paris à la Villa Negroni, qui «est voilée de cette manière jusqu'au bord de la lèvre inférieure, de «sorte que cela me paroît avoir été une mode commune aux Phry«giens et aux Lydiens comme nations limitrophes. Au rapport de «Strabon[1]) les poëtes tragiques confrondoient ces deux peuples, sur «tout en parlant de l'époque où Tantale étoit leur maitre commun[2]). «De plus Philostrate nous apprend que des Lydiens faisoient le «contraire de Grecs, et qu'ils couvroient d'une draperie légère «les parties du corps que ceux-ci montroient nues[3]). Si bien qu'en «considérant ces deux indices, ma conjecture ne sauroit paroître «destituée de fondement. Du reste Philostrate n'a pu faire lui «même cette observation sur la mode des Lydiens: de son tems ce «peuple n'existoit pas plus que les Phrygiens. Des-lors les moeurs «des habitans de ces contrées de l'Asie mineure avoient pris une «autre forme; il faut par conséquent qu'un écrivain antérieur, mais «qui ne nous est pas connu, ait fait mention de cette façon de se «voiler des Lydiens. D'ailleurs Euripide parle d'un usage semblable «des Phrygiens, lorsque dans sa tragédie d'Hécube il introduit Aga«memnon, qui demande à la Reine de Troie, à la vue du corps de «Polydore son fils, étendu devant sa tente: quel est ce Troyen «mort; car ce ne peut pas être un Grec, son corps étant couvert «d'un vêtement[4]). Or il n'est pas question ici du linge dans lequel «on avait coutume d'ensevelir les morts, mais d'un ajustement par«ticulier des Phrygiens différent de celui des Grecs. Du reste si «l'on veut entendre ce passage comme concernant le vêtement Tro«yen en général, il faut regarder ma remarque comme superflue.»

1) L. XIV. p. 665. C.
2) Athen. Dipnosoph. L. XIV. p. 625. F.
3) Icon. L. I. c. 30. p. 808.
4) Hecub. v. 733 — 735.

Ajoutons aux remarques de Mr. Winkelmann, que le bonnet phrygien n'a aucune ressemblance avec notre voile; que Mr. Winkelmann n'a pas prouvé que ce bonnet fut usité chez les Lydiens[1]), et quand même il l'eût prouvé, il n'en résulteroit aucune preuve pour notre pierre gravée. Remarquons encore que Philostrate ne dit pas ce que Mr. Winkelmann lui fait dire: il dit seulement que les parties postérieurs, la poitrine, et les autres parties du corps de Pélons étoient couvertes d'habillemens, suivant la mode des Lydiens et des autres barbares. Le costume des anciens Orientaux étant d'ailleurs assez connu, ce passage ne prouvera rien, ni pour le vase, ni pour la pierre gravée, parcequ'on ne voit dans toux les deux, que des sujets grecs et des habillemens purement grecs. Les vers d'Euripide qu'il cite ne prouvent rien autre chose, si non, que Polydore, prince Troyen, étoit habillé en Troyen, et non pas comme les Grecs[2]). Or si l'on vouloit insister sur l'opinion de Mr. Winkelmann, que les Lydiens faisoient le contraire de Grecs, et qu'ils couvroient d'une draperie légére les parties du corps que ceux-ci montroient nues, ce qui n'est pas vrai sans exception, il s'en suivroit que l'ajustement dont il est question ne fut pas en usage chez les Lydiens, parceque nous prouverons qu'il l'étoit en Grèce.

Il nous reste à présent à parler du vase de Mr. le Chevalier Hamilton. Il faut observer en premier lieu, qu'il n'y a rien dans ce vase qui annonce Omphale; le Génie ailé qui plane au dessus de la figure assise, n'est pas assez caractérisé pour pouvoir représenter Mercure, je n'y remarque aucun de ses attributs: donc il n'y a rien dans ce vase qui prouve le costume lydien. Au surplus, quoique la fable nous dise, qu'Hercule esclave d'Omphale portoit

1) La *mitra lydia* dont parle Properce*), étoit un diadème et non le bonnet phrygien. Et si les Lydiens ont porté ce bonnet phrygien, ce que Mr. Winkelmann auroit pu prouver par l'autorité de Virgile**), cela ne peut pas avoir eu lieu que dans les tems les plus reculés. Cependant en Arménie le bonnet phrygien s'est conservé assez longtems, les têtes du Roi Tigrane sur les médailles étant couvertes de ce bonnet surmonté d'une couronne.

*) L. III. El. 16. v. 30.

**) Aeneid. L. IV. v. 216. et Serv. i. h. v.

2) L. C:

Τίν' ἄνδρα τόνδ' ἐπὶ σκηναῖς ὁρῶ
Θανόντα Τρῴων; οὐ γὰρ 'Αργείων, πέπλοι
Δέμας περιπτύσσοντες ἀγγέλλουσί μοι.

*

l'habillement de femme[1]), la couronne dont la tête en question est ornée, détruit absolument l'opinion où l'on est, qu'elle représente ce héros vêtu à la Lydienne. Comment seroit-il possible, qu'Hercule représenté comme esclave d'Omphale et dans le costume Lydien, portât en même tems l'attribut du vainqueur des monstres, des hommes, et des Dieux ? La réunion de deux idées si opposées me paroît absolument impossible, et entièrement contradictoire. Ainsi, au lieu de voir comme Mr. Winkelmann sur notre pierre gravée et sur le vase le costume Lydien, nous n'y voyons qu'un costume purement grec. En voici la preuve.

Les femmes grècques lorsqu'elles sortoient, avoient un large manteau appellé *Peplon* ou *Heanon*, ou une draperie d'une étoffe fine et légère, *Calyptra*, *Paracalyptra*, *Credemnon*, *Cecryphalos*, ou *Theristron*, qui leur servoit de parure, et dont elles voiloient et couvroient le visage, pour se garantir de l'air, ou dans l'intention de se rendre moins reconnoissables. Cette coutume étoit observée de tout tems chez les Orientaux, de même que chez les Hébreux[2]), pour ne pas s'exposer en public aux regards des hommes. Ainsi Junon pour plaire à Jupiter, après avoir épuisé tout l'art de la toilette, se couvre d'un beau voile blanc[3]). Dans Hésiode Minerve orne Pandore d'un beau voile après l'avoir revêtue d'une robe et

1) Senec. Hercul. Fur. v. 465 — 471:

Cuius ex humeris leo
Donum puellae factus, et claua excidit
Fulsitque pictum ueste sidonia latus;
. . . . cuius horrentes comae
Maduere nardo. Laude qui notas manus
Ad non uirilem tympani mouit sonum,
Mitra ferocem barbara frontem premens.

Id. in Hippol. v. 324 — 328.

Vidit Perses, ditisque ferax
Lydia regni, dejecta feri
Terga leonis humerisque, quibus
Sederat alta regia coeli,
Tenuem Tyrio stamine pallam.

2) Voy. Hieron. in Esai. p. 104.

3) Hom. Il. L. XIV. v. 184. p. 72:

Κρηδέμνῳ δ' ἐφύπερθε καλύψατο δῖα θεάων
Καλῷ, νηγατέῳ· λευκὸν δ' ἦν ἠέλιος ὥς.

Voy. Winkelm. Monum. Ant. tav. 5. 6. 8. 15. 96. 110. et 184.

lui avoir mis la ceinture [1]). Les cinquante filles de Danaus qui avoient quitté leur patrie, pour se réfugier à Argos, sont représentées dans Eschyle couvertes de voiles rouges [2]). Dans Homère la sage Pénélope paroît devant ses amans, à l'entrée de son palais, ayant le visage couvert d'un magnifique voile [3]). Hélène allant vers la porte Scée pour être spectatrice du combat, est couverte d'un voile blanc, qui étoit d'une telle transparence que les Troyens en la voyant étoient surpris de la beauté de cette princesse [4]). Médée n'admire la beauté de Jason qui parle à son père, qu'au travers d'un voile très fin qui la couvre [5]), elle sort pendant la nuit de la maison paternelle enveloppée dans son Heanon [6]). C'est ainsi qu'Iphigénie au moment où elle devoit partir malgré elle pour Aulide, faisoit ses adieux à son frère en le regardant au travers d'un voile

1) Theogon. v. 573 — 574. p. 118:

Κατὰ κρῆθεν δὲ καλύπτρην
Δαιδαλέην χείρεσσι κατέσχεθε, θαῦμα ἰδέσθαι.

Hésione paya la rançon de son frère Podarcès en donnant son voile à Hercule.

Lycophr. Cass. v. 337. et Tzetz. i. h. v. p. 41.
Heyne in Apollod. L. II. c. 5. p. 384.

2) Supplic. v. 128. p. 216.

3) Hom. Odyss. L. I. v. 330 — 334. p. 29:

Κλίμακα δ' ὑψηλὴν κατεβήσατο οἷο δόμοιο
Οὐκ οἴη, ἅμα τῇ γε καὶ ἀμφίπολοι δύ' ἕποντο.
Ἡ δ' ὅτε δὴ μνηστῆρας ἀφίκετο δῖα γυναικῶν,
Στῆ ῥα παρὰ σταθμὸν τέγεος πύκα ποιητοῖο,
Ἄντα παρειάων σχομένη λιπαρὰ κρήδεμνα.

4) Hom. Iliad. L. III. v. 141. p. 138:

Αὐτίκα δ' ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀθόνῃσιν.

Ibid. v. 419. p. 160:

Βῆ δὲ κατασχομένη ἑανῷ ἀργῆτι φαεινῷ.

Voy. Quint. Smyrn. L. XIV. v. 45. p. 808.
Voy. Suid. i. v. Ὀθόναις.
Hesych. i. v. Ὀθόναι.
Winkelm. Mon. Ant. Ined. tav. 117.

5) Apollon. Rhod. Argon. L. II. v. 443-446. p. 114:

Θεσπέσιον δ' ἐν πᾶσι μετέπρεπεν Αἴσονος υἱὸς
Κάλλεϊ καὶ χαρίτεσσιν· ἐπ' αὐτῷ δ' ὄμματα κούρη
Λοξὰ παρὰ λιπαρὴν σχομένη θηεῖτο καλύπτρην,
Κῆρ ἄχεϊ σμύχουσα.

6) Ibid. v. 645. p. 121. et L. III. v. 834. p. 128.

dont elle étoit couverte [1]). Andromaque et Médésicaste sortent la nuit de Troie, toutes éplorées, couvertes de leur voiles en versant des larmes [2]). La modeste Béroë couvre son visage d'un voile, pour dérober ses attraits aux yeux étincellans de Bacchus, dont les désirs n'en deviennent que plus ardens [3]) Hercule après avoir délivré Alceste des Enfers, la conduit chez Admète couverte d'un voile très ample, qui la cachoit aux yeux de son mari, qui ne la reconnoit qu'en soulevant une partie de ce voile [4]). Phèdre consumée par l'amour, triste et languissante, se voit dans la tragédie d'Euripide ayant la tête couverte d'une draperie légère [5]). Nous voyons encore dans les anciens poëtes grecs, que c'étoit en signe de la plus grande douleur que l'on se voiloit la tête. Priame après avoir reçu la nouvelle de la mort d'Hector son fils, se couvre la tête et s'enveloppe entièrement de son manteau [6]). Thétis pleurant la destinée de son fils Achille, couvre sa tête d'un voile noir [7]), et Valerius Flac-

1) Eurip. Iphig. in Taur. v. 372-373. p. 562:
Ἐγὼ δὲ λεπτῶν ὄμμα διὰ καλυμμάτων
Ἔχουσ', ἀδελφὸν τοῦτον εἱλόμην χεροῖν.

2) Naeu. ap. Grammat. ueter: *Amborum uxores noctu Troade exibant, capitibus opertis, flentés ambae, abeuntes lacrymis cum multis.*

3) Nonn. Dionys. L. XLII. p. 1098. v. 21-26:
Ἱσταμένου δὲ
Παρθένος ἄστατον ὄμμα φυλασσομένη Διονύσου
Φάρεϊ μαρμαίρουσαν ἑὴν ἔκρυψε παρειὴν,
Καὶ πλέον ἔφλεγε Βάκχον, ὅτι δρηστῆρες ἐρώτον
Αἰδομένας ὅτι μᾶλλον ὀπιπεύουσι γυναῖκας,
Καὶ πλέον ἱμείρουσι καλυπτομένοιο προσώπου.

4) Eurip. Alc. v. 1009-1124. p. 387. sequ.

5) Hippolyt. v. 130-134. p. 292:
Φάτις ἦλθε, δέσποιναν
Τειρομέναν νοσερᾷ
Κοίτᾳ, δέμας ἐντὸς ἔχειν
Οἴκων, λεπτα δὲ φάρεα ξανθὰν
Κεφαλὰν σκιάζειν.

6) Il. L. XXIV. v. 162-163. p. 511:
Ὁ δ' ἐν μέσσοισι γεραιὸς
Ἐντυπὰς ἐν χλαίνῃ κεκαλυμμένος.

Le scholiaste remarque au dernier vers:
Οὕτως φησὶν αὐτὸν κεκάλυφθαι τῇ χλαινίδι ἐντετυπωμένοις ἱματίοις ὅλον τὸ σῶμα, ὥστε ὅλον τὸν τῶν μελῶν τύπον φαίνεσθαι.

7) Hom. Il. L. XXIV. v. 93-94. p. 506:
Κάλυμμ' ἕλε δῖα θεάων
Κυάνεον.

cus [1]) nous la dépeint de la même manière. Nous voyons le malheureux Adraste dans les suppliantes d'Euripide ayant la tête couverte de ses vêtemens [2]). Ethra touchée de compassion envers les veuves et les enfans des héros fameux, qui avoient péri au siège de Thèbes, et qui venoient implorer le secours de son fils Thésée, paroît dans la même tragédie, toute en pleurs et couvrant son visage d'une draperie légère [3]). Agamemnon accompagnant Iphigénie à l'autel, où elle alloit être sacrifiée, détourne sa tête, et pour cacher ses larmes, il se couvre le visage de son vêtement [4]). Erigone, que les anciens ont placée dans la constellation de la Vierge, affligée de la mort de son père Icarus, se couvre le visage de son voile [5]).

Il faut observer que dans plusieurs passages cités ci-dessus, il est question des voiles qui consistoient en une draperie particulière,

1) Argonaut. L. I. v. 132. p. 5:
Illa sedet dejecta in lumina palla.
Nous observerons que Mr. Winkelmann se trompe, en disant que Valerius Flaccus parle de Junon dans l'endroit cité.
Gesch. der Kunst, S. 417. W. A.

2) V. 110-111. p. 445.

3) V. 286-287. p. 452:
Τί κλαίεις, λέπτ' ἐπ' ὀμμάτων φάρη
Βαλοῦσα τῶν σῶν;

4) Iphigen. in Aul. v. 1549-1550. p. 543:
Ἀνεστέναξε· κἄμπαλιν στρέψας κάρα,
Δάκρυα προῆγεν, ὀμμάτων πέπλον προθείς.
Eschyle [1]) introduit une femme esclave dans la tragédie des Choëphores, disant:
1) Choephor. v. 79-81. p. 253-254:
Δακρύω δ' ὑφ' εἱμάτων
Ματαίοισι δεσποτᾶν
Τύχαις, κρυφαίοις πένθεσι παχνουμένη.

5) Caes. German. in Arati Phaenom:
Et ore
Velato tristique, genas abscondita rica.
Virgil. Aen. L. XII. v. 885-886. p. 679:
Caput glauco contexit amictu
Multa gemens, et se fluvio dea condidit alto.
Si l'on veut d'autres exemples on peut consulter les ouvrages cités ci-dessous:
Sophocl. Electr. v. 1468. p. 240.
Sophocl. Aiac. v. 1002. p. 177.
Isocrat. Trapez. p. 98.

semblable aux voiles dont nos femmes se servent à présent [1]). Si les femmes de l'antiquité ne trouvoient pas à propos de cacher leur visage, le même voile prenoit d'autres formes, et étoit ajusté différemment, comme il est aisé de le voir par la signification de Credemnon, qui veut dire ruban ou bandeau dont on ceignoit la tête. Cependant on voit par des passages des anciens auteurs qui en parlent, que l'on se servoit aussi de Credemnon pour indiquer le voile qui couvroit entièrement le visage. C'est ainsi que Calyptra, qui signifie proprement un voile qui couvre le visage [2]), étoit souvent employé par les anciens à la place de Credemnon, qui veut dire bandeau; de même que souvent Credemnon servoit pour indiquer Calyptra, qui signifie voile [3]). C'étoit un tissu extrêmement léger qui s'appelloit aussi quelquefois *Pharos*, ce qui désignoit ordinairement un vêtement plus ample, ou un manteau [4]). On remarque sur les anciens monumens cette parure repliée de mille manières. La tête de Sappho, entr' autres, porte un pareil ajustement; et ce n'est que quand Nausicaa et ses compagnes se préparent aux jeux innocens de la jeunesse, qu'elles déposent cet ornement [5]). Quant aux passages où il est parlé de Priame, d'Agamemnon et d'Adraste, la draperie dont ils se couvrent, est formée d'une partie

1) Le peintre Lens, auteur d'un livre sur le costume des anciens, au lieu de donner aux artistes, pour lesquels il a écrit, des notions claires et exactes sur les voiles, débute par des assertions superficielles et pleines de faussetés, qui ne méritent pas la peine d'être relevées. Par malheur cette mauvaise compilation a été traduite en allemand et enrichie de notes dignes de l'original.

2) Voy. Coluth. de Rapt. Hel. v. 381. et 318:
῾Ερμιόνη δ᾽ ἀνέμοισιν ἀποῤῥίψασα καλύπτρην.

3) Eustath. in Odyss. L. I. v. c. p. 1421. l. 10:
Οὐ μόνον δεσμός ἐστὶ κεφαλῆς τὸ κρήδεμνον, ἀλλὰ καὶ καταπέτασμά τι πλατὺ, εἴπερ καὶ εἰς παρειὰς καθέλκεται καὶ ἐπικαλύπτει αὐτάς.
Voy. Etymolog. M. in v. Κρήδεμνον.
Hesych. in v. Κάλυπτρα et Κρήδεμνον.
Polluc. Onom. L. IV. c. 18. segm. 116. p. 418.

4) Eurip. Androm. v. 831-832. p. 425:
῎Εῤῥ᾽ αἰθέριον, πλοκάμων ἐμῶν
῎Απο, λεπτόμιτον φάρος.
Eurip. Iphig. in Taur. v. 1149-1152. p. 590:
Πολυποίκιλα φάρεα καὶ πλοκά –
μους περιβαλλομένα, γένυσιν ἐσκίαζον.

5) Hom. Odyss. L. VI. v. 100. p. 222.

du Peplon ou du manteau ample et large dont se servoient les Grecs [1]).

Toutes les parties de l'habillement féminin, dont il est question ci-dessus, étoient faites d'une étoffe extrêmement fine et transparente, que l'on fabriquoit dans les îles de Cos et d'Amorgos [2]), en

1) Il est étonnant qu'un savant comme Mr. Winkelmann, se soit trompé si fortement dans ses remarques sur le Credemnon. Il nomme Credemnon, le bandeau dont on voit ceintes les têtes de Bacchus d'Arianne et des Bacchantes; mais il l'attribue uniquement à Ino Leucothea, pour désigner qu'elle étoit fille d'un mortel, et prétend que toutes les têtes ornées de ce ruban, appartiennent à cette Déesse. Au surplus il croit que le Credemnon, que Leucothea avoit jetté à Ulysse nageant au milieu des flots, où la tempête l'avoit précipité, n'étoit autre chose que ce bandeau ou ruban frontal [1]). Mais les exemples que nous avons cités, et nos observations sur cette partie de l'habillement féminin l'auront suffisamment prouvé, je l'espère, que le Credemnon n'étoit ordinairement qu'une draperie dont on se servoit tantôt comme d'un voile, tantôt comme d'un ajustement qui couvroit la tête de différentes menières. Le passage d'Homère, cité par Mr. Winkelmann servira d'appui a notre assertion, et prouvera tout le contraire de ce qu'il avance. Comment Leucothea auroit-elle pu secourir Ulysse avec un ruban qui n'excède pas la longueur de quelques palmes? L'inadmissibilité de cette explication du passage d'Homère, a déjà été prouvée par Mr. Heyne [2]). Ainsi ce bandeau frontal ne peut pas être un attribut appartenant exclusivement à Leucothea, autrement Homère ne l'auroit pas donné à Junon. Et selon nous les têtes que l'on remarque sur les médailles et sur tant d'autres monumens, ornées d'un pareil bandeau, appartiennent pour la plus grande partie à Bacchus. Quand au passage de Clément d'Aléxandrie, que Mr. Winkelmann cite, il nous paroît que cet auteur, en attribuant le Çredemnon à Leucothea [3]), entend en effet le ruban frontal, que les anciens artistes semblent avoir donné uniquement à Bacchus et aux femmes qui étoient de sa suite, et qui pour cela ne peut pas être attribué exclusivement à Leucothea. Clément nomme ce ruban Credemnon, et cette dénomination lui convient; mais comme les anciens ont souvent confondu les différentes parties de l'habillement des femmes, ce passage de Clément ne doit pas nous autoriser à supposer que Credemnon ne signifioit jamais autre chose que ce bandeau frontal. Mr. Winkelmann s'est trompé en citant Clément d'Aléxandrie, et le passage qu'il rapporte ne se trouve pas dans l'endroit qu'il a indiqué. Les remarques de Mr. Casanova sur le monument qui selon Mr. Winkelmann représente Leucothea [4]), ne pourroient pas non plus soutenir une critique approfondie.

[1]) Mon. Ant. tav. 54 et 55. Vol. II. p. 68-69.
Voy. Casanov. Disc. sopra gli Ant. p. VII.

[2]) Antiquar. Aufs. I. St. s. 27. anm. t.

[3]) Cohortat. ad Gent. p. 50. Ed. Pott.

[4]) L. C. p. VII-VIII.

2) Polluc. Onom. L. VII. c. 13. segm. 58. p. 727. et c. 16. segm. 74. p. 740.

Lydie, à Tarente [1]), et à Siris ville d'Italie, d'où ces draperies étoient nommées *Coa*, *Amorgina* et *Sirina* [2]). On les faisoit de la plus belle espèce de lin, que l'on appeloit *Byssus* [3]). Les anciens comparoient ces étoffes, à cause de leur finesse, aux toiles d'araignée [4]); on les tiroit aussi de Sidon, où elles étoient teintes en pourpre [5]), quoique chez les Grecs les voiles fussent ordinairement de couleur blanche [6]).

Dicéarque nous décrit une manière singulière de se voiler, usitée chez les femmes Thébaines. Elles portoient, dit-il, sur la tête un voile blanc, qui à cause de sa finesse extrême s'ajustoit au visage comme un masque, à l'exception des yeux, qui, à ce que l'on peut conclure de ce passage, étoient découverts par le moyen de deux ouvertures, que l'on y pratiquoit [7]). Les Athéniennes se servoient également de voiles [8]). On rapporte qu'Euclide de Mégare pour se soustraire à la loi qui défendoit sous peine de mort aux habitans de cette ville de paroître à Athènes, prit l'habillement de femme, se couvrit le visage d'un voile, et par ce stratagème entra dans Athènes la nuit, pour jouir de la société de Socrate [9]). Chez les Spartiates les jeunes filles paroissoient en public le visage dé-

1) Id. L. VII. c. 17. segm. 77. p. 743.

2) Lycurg. ap. Harpocrat. in v. Σείρινα.

Nous observons que l'étymologie que donne ici Harpocration, ne nous semble pas être de grand poids, et qu'il nous paroit plustôt que ce mot est corrompu, et signifie des étoffes fines et légères faites par les Sérès des Indes.

3) Aeschyl. Pers. v. 122. p. 178.

4) Achill. Tat. L. III. p. 171.
Scalig. Conject. in Varr. p. 197.

5) Aeschyl. Suppl. v. 128. p. 217.
Tertull. de Hab. Mul. p. 510.

6) Homer. Il. III. v. 141. p. 138.
Apollon. Rhod. L. IV. v. 834. p. 128.

7) Stat. Graec. p. 16. ap. Geograph. minor. To. II. et in Gronov. Thes. Antiquit. Graec. To. XI. c. 10. p. 28: Τὸ τῶν ἱματίων ἐπὶ τῆς κεφαλῆς τοιοῦτόν ἐστιν, ὥσπερ προσωπιδίῳ δοκεῖν πᾶν τὸ πρόσωπον κατειλῆφθαι, οἱ γὲ ὀφθαλμοὶ διαφαίνονται μόνον, τὰ δὲ λοιπὰ μέρη τοῦ προσώπου πάντα κατέχεται τοῖς ἱματίοις, φοροῦσι δ' αὐτὰ πᾶσαι λευκά.

8) Aristoph. Lysistrat. v. 530 et 532. p. 551. Id. ap. Clement. Alex. Paedag. L. II. c. 11.

9) Aul. Gell. Noct. Att. L. VI. c. 10. p. 161.

couvert; ce n'étoient que les femmes mariées qui sortoient voilées [1]). Quoiqu'il soit évident par tous les exemples allégués ci-dessus, que le voile devoit couvrir entièrement le visage, cependant les femmes de ce tems là, se dispensoient souvent de cette coutume, sans manquer à la bienséance, en ne le voilant qu'à demi; ce que les femmes observent encore aujourd'hui, comme nous le voyons, en plusieurs pays, par différens motifs. On pourroit aussi prouver notre assertion par un passage de Quinte-Curce, où il nous rapporte l'entrevue d'Alexandre le grand et de la petite fille d'Ochus Roi de Perse; cet auteur dit, qu'elle parut: *dejectis in terram oculis, et quantum licebat uelato ore* [2]). Nous citerons à cette occasion un usage très singulier qui s'étoit introduit à Chalcédoine. Quand les femmes rencontroient un homme, et principalement une personne du magistrat, elles ne decouvroient qu'une de leurs joues. On prétendoit que cette coutume étoit établie après la guerre des Chalcédoniens contre les Bithyniens. Chalcedoine se trouvant dépeuplée par cette guerre, les femmes se voyoient obligées de se marier à des affranchis, et à des etrangers qui habitoient leurs pays. Celles qui aimoient mieux rester sans maris, découvroient une joue, lorsque les circonstances les forçoient de paroître devant les magistrats; les autres femmes piquées que celles-ci les surpassassent en vertu, imitoient cet usage pour ne pas s'exposer au blâme et à l'humiliation [3]).

Chez les Romains les jeunes filles et les femmes mariées n'osoient point paroître publiquement sans être voilées [4]). C. Sulpicius Gallus répudia sa femme parcequ'elle étoit sortie sans voile [5]). Ce voile étoit ordinairement d'une étoffe teinte en rouge ou en pourpre, souvent orné de franges, et appelé *Flammeum*, *Rica*, ou *Ricula* [6]).

1) Plutarch. Apophthegm. Lacon. p. 865. To. VI. Opp.

2) De Reb. Gest. Alex. M. L. VI. c. 2. p. 212.

3) Plutarch. Quaest. Graec. p. 207-208. To. VII. Opp.

4) Plutarch. Quaest. Rom. p. 82. To. VII. Opp.

5) Id. ibid. p. 83.
Valer. Max. L. VI. c. 3. 8. 10. p. 200.

Il s'en suit de cette coutume, que ni les anciens Romains, ni les Grecs, n'auroient pas donné à une figure de la Pudeur un voile transparent, qui laissât appercevoir tous les traits du visage couvert, comme nous le voyons dans notre améthyste.

6) Non. c. XIV. n. 31. p. 790. n. 16. p. 788.

Les matrones romaines employoient une autre façon de se voiler, en se couvrant la tête et l'épaule droite d'une draperie appelée *Stola* en grec et *Ricinium* en latin, dont la moitié étoit rejetée sur l'épaule gauche [1]). La coutume de se voiler, étoit parvenue même chez les Celtibériens; leurs femmes portoient un voile qui couvroit toute la figure, et qui tenoit à la tête d'une façon tout-à-fait particulière. Elles portoient des colliers de fer, avec des lames qui s'élevoient plus haut que la tête, et qui étoient recourbées fort en avant; ces lames servoient à soutenir le voile qui les garantissoit du soleil, et tenoit en même tems lieu de parure [2]).

Si la coutume de voiler et de couvrir le visage étoit introduite chez les femmes de la Grèce, il n'y a pas le moindre doute qu'elle ne le fut pas également chez les Grecs de l'Asie mineure et chez les autres Orientaux; d'ailleurs c'est de ces derniers que ce costume tire son origine. Ayant démontré le peu de fondement de l'assertion sur laquelle s'appuye Mr. Winkelmann, pour prouver que ce costume étoit Lydien et étranger à la Grèce, je n'ai pas voulu nier pour cela, que les Lydiens n'eussent ce costume chez eux. Au surplus, un ancien auteur nous dit, que les femmes en Médie ne sortoient que voilées, et que l'on croyoit généralement que c'étoit leur Reine Médée qui avoit inventé ce costume [3]). Selon Platon [4]) le voile étoit en usage en Perse, et les revenus d'une province entière de ce royaume, étoient destinés pour les voiles de la Reine. Eschyle attribue expressement l'usage du voile aux femmes persannes [5]).

Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 452.
Fest de Verb. Sign. L. XVI. p. 448-449.
Varr. de L. Lat. L. IV. p. 36.

1) Isidor. Orig. L. XIX. c. 25. p. 1303: *Stola matronale operimentum, quod cooperto capite et scapula a dextro latere in laevum humerum mittitur. Eadem et Ricinium latino nomine appellatum, eo quod dimidia ejus pars retro rejicitur.*
Voy. Varr. de L. Lat. L. IV. p. 37.
Turpil. ap. Veter. Grammat.

2) Artemidor. ap. Strab. L. III. p. 249: Περιτραχήλια σιδηρᾶ φορεῖν αὐτάς, ἔχοντα κόρακας καμπτομένους ὑπὲρ κορυφῆς, καὶ προςπίπτοντας πρὸ τοῦ μετώπου πολὺ, κατὰ τούτων δὲ τῶν κοράκων ὅτε βούλονται, κατασπᾶν τὸ κάλυμμα, ὥστε ἐμπετασθὲν, σκιάδιον τῷ προσώπῳ παρέχειν, καὶ νομίζειν κόσμον.

3) Eustath. in Dionys. Perieg. v. 1020. p. 129.

4) In Alcib. 1. p. 45. To. V. Opp.

5) Pers. v. 535. p. 206:

Πολλαὶ δ' ἁπαλαῖς χερσὶ καλύπτρας

En Arabie les femmes se voiloient avec une telle austérité, qu'elles se couvroient le visage entier à la réserve d'un oeil [1]).

Chez les Grecs on conduisoit la nouvelle mariée couverte d'un voile, nommé *Calyptra* ou *Theristron* dans la maison de son mari [2]). Le Theristron étoit un voile d'une étoffe très légère de couleur rouge [3]). La nouvelle mariée ne se montroit dévoilée que le troisième jour après les noces, et l'on appeloit les présens que le mari faisoit alors à sa femme *Opteria* et *Anacalypteria* [4]). Les Romains observoient la même coutume [5]), chez eux la jeune mariée étoit

Κατερεικόμεναι, διὰ μυδαλέοις
Δάκρυσι κόλπους τέγγουσι.

1) Tertull. de Virg. Veland. c. XVI. p. 504: *Arabiae foeminae non caput, sed faciem quoque ita totam tegunt, ut uno oculo liberato, contentae sint dimidiam frui lucem, quam totam faciem prostituere. Mavult foemina videre quam videri.*
Voy. Hieron. ad Eustoch. Epist. XXII.

2) Aeschyl. Agamemn. v. 1189-1190. p. 155:
Καὶ μὴν ὁ χρησμὸς οὐκέτ' ἐκ καλυμμάτων
Ἔσται δεδορκώς, νεογάμου νύμφας δίκην.
Lucian. Sympos. c. VIII. p. 51. To. IX. Opp.
Achill. Tat. L. III. p. 171.
Polluc. Onom. L. III. c. 3. segm. 37. p. 284.
Plutarch. Conjug. Praec. p. 524. To. VI. Opp.

3) Myrin. Epigr. II. v. 3. in Br. Anal. To. II. p. 107.
Salmas. Exerc. Plin. in Solin. p. 193.
Isidor. Orig. L. XIX. c. 20. p. 1303.

4) Poll. L. C.
Hesych. i. v. Ἀνακαλυπτήριον.
Euphor. ap. Schol. Eurip. in Phoeniss. v. 688.
Tertullian. L. C. c. XI. p. 179: *Si congressio viri mulierem facit, non tegantur nisi post ipsam nuptiarum passionem.*

5) Arnob. advers. Gent. L. III. p. 107.
Ambros. de Viduis. Epist. 81.
Tertullian. de Virgin. Veland. c. XI. p. 179.
Lucan Pharsal. L. II, v. 360:
Lutea demissos velarunt flammea vultus.
Nonius Marcell. LL. CC.
Martial. L. XI. Ep. 79. L. XII. Ep. 42:
Praeluxere faces, velarunt flammea vultus.
Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 452.
Petron. Satyr. p. 207.
Ce dernier dit:
Aequum est induere nuptam ventum textilem,
Palam prostare nudam in nebula linea.

couverte d'un *Flammeum*, pour ménager sa modestie[1]). Ce voile étoit de couleur de feu ou rouge, pour designer, à ce qu'on dit, la pudeur qu'elle devoit toujours conserver[2]). Nous avons une pierre gravée sur laquelle Tryphon a représenté Cupidon et Psyché[3]), le visage entièrement couverts d'un voile transparent. Hésione se voit représentée sur une très belle mosaique décrite par Winkelmann, en habit d'une nouvelle fiancée et portant un voile blanc[4]). Telle se voyoit Hippodamie, dans un ancien tableau décrit par Philostrate[5]). Le même voile nuptial orne les têtes d'Augé, de Médée, de Thétis, et de Proserpine, sur plusieurs anciens monumens qui existent encore[6]).

L'antiquité possédoit plusieurs statues voilées de différentes manières. La statue de Vénus Morpho à Sparte étoit ornée d'un voile, appellé Calyptra[7]). On voyoit à Constantinople la statue de Polyxène, dont le visage étoit couvert d'un voile, nommé Credemnon, pour désigner sa pudeur et la douleur dont elle étoit pénétrée[8]). Il existoit dans la même capitale, une statue d'Hécube, représentée en captive, et dans une attitude triste; elle avoit également le visage entièrement voilé et couvert[9]). Mais la description d'une statue que nous trouvons dans l'auteur cité ci-dessous, mérite encore plus d'attention; c'est la statue de Créuse, qui se voyoit dans cette ville: elle étoit représentée affligée et le Credemnon lui couvroit les

1) Flor. Hist. Rom. L. IV. c. 2. p. 93: *Ne pudicitia pollueretur aspectu.*

2) Schol. Juvenal. in Satyr. VI. p. 225: *Est enim sanguineum, propter ruborem custodiendum.*

Voy. Stat. Theb. L. II. v. 232.

3) Voyez les ouvrages de Stosch, Bracci et Raspe cités ci-dessus.

4) Winkelm. Monum. ined. tav. 66.

5) Icon. L. II. c. 17. p. 789.

6) Winkelm. L. C. tav. 19. 72. 90. 111.
Bartol. Admir, tab. 59.
Bouch. et Grav. Monum. ant. pl. 6. 7. 9. b. 18. a. 27. b.

7) Pausan. Lacon. c. XV. p, 246.

8) Christodor. Descr. Statuar. in Zeuxipp. positar. in Brunck. Analect. T. II. p. 463:

Πῶς δὲ τεῷ κρήδεμνον ἐπειρρύσσασα προσώπῳ
Ἵστασαι, αἰδομένῃ μὲν ἀλίγκιος;

9) Id. ibid.:

Φᾶρος γὰρ ἐπικρεμὲς ἀμφὶ προσώπῳ
Πήματα μὲν δείκνυσιν.

joues, précisément comme nous le voyons sur notre pierre gravée. Cette figure étoit en outre totalement enveloppée dans un ample manteau [1]). Pausanias rapporte [2]), que Nausicaa étoit représentée sur la caisse de Cypsélus la tête voilée, et montée sur un char pour aller se baigner au rivage de la mer. Andromaque et Médésicaste en captivité chez les Grecs, étoient représentées voilées dans le fameux tableau à Delphes, peint par le célèbre Polygnote de Thasos [3]). Sur plusieurs monumens de l'antiquité qui existent de nos jours, on voit Antiope, Laodamie, Priame, Andromaque, et Hecube, représentées dans l'attitude de la plus profonde douleur, et ayant les têtes couvertes de leurs vêtemens [4]).

Il faut observer, que chez les Orientaux, ainsi que chez les Grecs, le voile étoit encore en usage dans les cérémonies religieuses [5]). Enée faisant un sacrifice à Minerve, se voile la tête à la manière des Phrygiens [6]). On lit dans l'expédition d'Alexandre le Grand qu'Aristandre, offrant un sacrifice à Jupiter et Minerve, étoit vêtu d'un habit blanc et avoit la tête voilée [7]). La Prêtresse de Sosipolis, Génie tutélaire des Eléens, n'osoit pas entrer dans le temple de cette divinité, sans être munie d'un voile blanc, qui couvroit sa tête et son visage [8]). Edipe faisant sa prière dans le bois sacré des Euménides près d'Athènes, se voit sur un bas-relief antique ayant la tête tout-à-fait couverte de son manteau [9]). Indépendamment de

1) Id. ibid. p. 461:

'Αμφὶ γὰρ αὐταῖς
'Αμφοτέραις κρήδεμνον ἐφελκύσασα παρειαῖς,
Πάντα πέριξ ἐκάλυψε ποδηνεκέϊ χρόα πέπλῳ,
Οἷά τε μυρομένη.

2) Eliac. I. c. 19. p. 426.

3) Pausan. Phocic. c. XXV. p. 862: Ἡ μὲν δὴ 'Ανδρομάχη καὶ ἡ Μηδεσικάστη καλύμματά εἰσιν ἐπικείμεναι.

4) Winkelmann Mon. Ant. tav. 25. 123. 130. 137. 138,
Bartol. Admir. tac. 75. 76.
Bouch. et Grav. Mon. Ant. pl. 50. b. c. 55. a. 62. c.

5) Polluc. Onom. L. X. c. 53. segm. 192. p. 1387.

6) Virgil. Aen. L III. v. 545 p. 391:

Et capita ante aras phrygio velamur amictu.

7) Quint. Curt. L. IV. c. 13 §. 15. 158.

8) Pausan. Eliacor. L. II. c. 20. p. 501: Ἔσοδος οὐκ ἔστι πλὴν τῷ θεραπευούσῃ τὸν θεὸν, ἐπὶ τὴν κεφαλὴν καὶ τὸ πρόςωπον ἐφελκυσμένῃ ὕφος λευκόν.

9) Winkelm. Mon. Ant. ined. tav. 104.

cela, on remarque que chez les Grecs les sacrifices se faisoient ordinairement à tête découverte [1]).

Nous savons que chez les Romains les Prêtres et les Prêtresses, par exemple le *Flamen Dialis* [2]) et les Vestales, et ceux qui adressoient leurs prières ou faisoient les sacrifices aux Dieux [3]), portoient un voile; mais avec cette différence, que leur tête étoit couvert ou d'une draperie ou avec la toge, et que le visage restoit ordinairement à découvert. On étoit persuadé que la coutume de se voiler dans les cérémonies religieuses venoit d'Enée; ce Héros après son arrivée en Italie étant occupé un jour à faire un sacrifice, s'étoit voilé la tête en voyant passer Diomède son ennemi, et acheva ainsi cet acte de piété. D'autres prétendent que l'usage de se voiler pendant le sacrifice, s'observoit par respect pour la Divinité à la quelle on sacrifioit, ou plustôt pour ne pas entendre ni voir les signes de quelque mauvais présage, qui pouvoient se déclarer pendant la prière. Castor philosophe Pythagoricien prétendoit, que comme le bon Génie, qui est caché au dedans de nous, prie les Dieux, de même le voilement de la tête veut signifier, que l'âme est couverte et cachée par le corps [4]). Ce n'étoit qu'à Saturne et à l'Honneur que l'on sacrifioit la tête découverte, au premier, parceque le culte de cette Divinité, introduit par les Pélasgues et ensuite par Hercule, étoit plus ancien que celui que l'on attribuoit à Enée, et dont nous avons parlé plus haut; ou parceque Saturne étant compté parmi les Divinités infernales, son culte devoit être distingué de celui des Divinités célestes; ou bien plustôt parceque Saturne étant le père de la Vérité, rien ne devoit lui être caché [5]). Sacrifioient-ils à l'Honneur la tête découverte, parceque l'Honneur

1) Macrob. Saturn. L. I. c. 8. p. 244. c. 10. p. 252.
2) Fest. de Verb. Signific. L. VI. p. 149. in v. Flamen.
Varr. de L. L. Libr. IV. p. 25.
Serv. in L. VIII. Aeneid.
3) Plutarch. Quaest. Rom. p. 79-81. To. VII. Opp.
Sueton in Vitell. c. II. p. 253.
Lucret. de R. N. L. V. v. 1197.
Plaut. Amphitr. Act. V. Sc. 1. v. 19.
Id. Curcul. Act. III. Sc. 1. v. 42.
Winkelm. Monument. ined. tav. 186.
4) Plutarch. Quaest. Rom. p. 81. To. VII. Opp.
5) Plutarch. Quaest. Rom. p. 80-81.

et la Gloire sont des choses évidentes [1])? c'est ce que les anciens auteurs ne décident pas. Quand les Vestales faisoient un sacrifice elles portoient leur habillement ordinaire, et leurs cheveux étoient noués d'un ruban, mais elles mettoient en outre sur la tête une draperie blanche appellée *Suffibulum*, de forme oblongue et quarrée, bordée de pourpre, qu'elles attachoient au dessous du menton avec une agraffe [2]). Varron nous dit, que les femmes qui sacrifioient, avoient conformément au rite romain, la tête couverte d'un voile que l'on appelloit *Rica* [3]). Ceux qui dédioient un temple à quelque Divinité, étoient voilés de la même manière que les Sacrificateurs [4]). Les garçons et les filles que les anciens peuples d'Italie vouoient aux Dieux, pour appaiser leur courroux, offrande connue sous le nom de *Uer sacrum*, étoient conduits voilés sur les frontières, pour ne jamais retourner dans leur patrie [5]). Chez les Romains les Généraux en se dévouant à la mort pour le salut de leur patrie, faisoient cette cérémonie en prononçant des paroles d'une certaine formule, et ayant la tête couverte de leur toge [6]). Enfin cet usage pratiqué dans les cérémonies religieuses, se remarque non seulement sur les monumens anciens, mais aussi sur les médailles, dont on pourroit citer plusieurs [7]).

On voit sur les anciens monumens de Perse [8]) ainsi que sur

Macrob. Saturn. L. I. c. 8. p. 244. et c. 10. p. 252.
Fest. de Verb. Sign. L. XVII. p. 484.

1) Plutarch. L. C.

2) Fest. de Verb. Sign. L. XVII. p. 543.
Alex. ab Alex. Dier. Gen. L. V. c. 12.

3) De Ling. Lat. L. IV. p. 37.

4) Cic. pro Dom. c. XLVII. §. 124. p. 120.

5) Fest. de Verb. Sign. L. XIX. p. 587.
Voy. Liv. L. I. c. 26. p. 35.

6) Cic. de Nat. Deor. L. II. c. 3. p. 134.
Tite Live, en rapportant cet acte d'héroisme de Decius, nous le decrit *Velato capite, manu subter togam ad mentum exerta.*
Liv. VIII. c. 7. p. 501.
Id. L. I. c. 32. p. 43.
Horat. Serm. L. II. 1, v. 15.

7) Guther. de Iur. Pontific. L. II. c. 14, 3. 6, 4. 6.

8) Comme sur les pierres de forme cylindrique de ce peuple, dont nous attendons l'explication d'un Savant célèbre Mr. Herder à Weimar.

ceux de Persépolis [1]), des figures en habit de cérémonie, ornées de tiares à peu près semblables à celles que Strabon cité ci-dessus décrit, dont les rebords couvrent le menton et les joues: costume qui ressemble au bonnet phrygien, que l'on remarque souvent sur les pierres gravées. La figure d'un homme sur une hématite du cabinet de Mr. Andreini, vêtu d'une espèce de draperie, dont la partie supérieure, lui couvre le menton et la lèvre inférieure, pourroit aussi avoir rapport, ce me semble, à quelque cérémonie religieuse [2]). Mais il existe une figure de bronze très ancienne, beaucoup plus remarquable pour nos recherches; cette figure trouvée en Italie en 1778 tient dans une main un lièvre, et dans l'autre il y avoit peut-être autrefois une patère ou l'image d'une Divinité. Dans cette figure la bouche et le menton sont couverts d'une étoffe, et cette circonstance, l'attitude et le lièvre qu'elle tient dans la main, me donnent lieu à supposer, que l'artiste a voulu représenter un Prêtre ou un Sacrificateur [3]).

Gori rapporte un Sarcofage, à ce qu'il prétend hétrusque, qui représente un triomphe, où l'on voit le triomphateur sur un quadrige ayant la tête, le menton et la bouche enveloppés d'une draperie [4]). Il pense, que ce voile servoit pour l'empecher d'entendre les acclamations du peuple, et afin qu'il n'en prit pas occasion de s'enorgueillir et de se croire au dessus des autres hommes, à cause qu'il avoit le visage peint en rouge, comme les Divinités des anciens tems [5]). Sans faire tort à l'opinion de Gori, et sans entrer dans l'examen si ce monument appartient aux Hétrusques ou aux Romains, on pourroit dire plustôt, que le triomphateur avoit la tête enveloppée de cette manière, pour ne pas entendre les propos insultans, que lui tenoit l'esclave destiné à le suivre, et à lui rappeller sa con-

1) Choix de Monum. les plus remarquabl. To. II. pl. 51. 55 et 108.
Voy. du Chev. Chardin en Perse, T. II. pl. 63. p. 157. pl. 64. p. 160.

2) Gorii Inscript. per Hetrur. urb. extant. To. I. tab. XI. No. 3. p. LXXI.

3) On trouve cette figure représentée dans la traduction italienne de l'histoire de l'Art:
Storia delle Arti del disegno, trad. da Fea, To. I. tav. 5.
Oeuv. complett. de Winkelmann, publ. par Jans. To. II. pl. XVIII.

4) Mus. Etrusc. Vol. I. tab. CLXXIX.

5) Ibid. Vol II. Cl. IV. p. 371.

dition [1]). S'il étoit permis d'hazarder une idée, on pourroit encore entrevoir dans l'usage de voiler le triomphateur de cette façon, une sorte de costume religieux; parceque le triomphateur romain étoit obligé de faire un sacrifice à Jupiter capitolin; d'où l'on pourroit conclure que la même cérémonie s'observoit chez les Hétrusques comme chez les Romains, et que le monument cité représente un triomphateur dans la marche triomphale, prèt à s'approcher du temple où il devoit sacrifier [2]). On voit sur une médaille de la famille Claudia, Claudius Marcellus portant un trophée dans le temple de Jupiter Férétrien ayant la tête voilée avec une partie de sa toge.

En Grèce et à Rome on se voiloit la tête pendant les deuils, comme nous l'avons prouvé par plusieurs exemples. Mais si les Grecs se servoient dans ces occasions des draperies et des voiles de couleur noire [3]), les femmes romaines faisoient le contraire, en employant des habits et des voiles blancs [4]). Ce qu'il-y-avoit de singulier dans cette coutume, c'est que les fils accompagnoient les funerailles de leurs pères, la tête voilée, tandis que les filles suivoient le convoi la tête découverte. Cela s'observoit selon les uns, parceque les fils doivent respecter leurs pères comme des Dieux, et que les filles les doivent plaindre uniquement comme des hommes morts. Selon l'opinion des autres, cette coutume venoit de ce qu'à l'occasion du deuil, on suivoit dans le costume tout le contraire, de ce que l'on étoit dans l'usage de faire ordinairement [5]). La même dif-

1) Plin. N. H. L. XXXIII. c. 1. p. 331.
Juvenal. Sat. X. v. 37.
Tertullian. Apologet. c. XXXIII.
Isidor. Origin. L. XVIII. c. 2. p. 1267.
Arrian. Dissertat. Epictet. L. III. c. 24.
Zonar. Annal. p. 147.

2) Thesaur. Morell. p. 88-89. No. 1.

3) Aeschyl. Choephor. v. 9. p. 249.
Eurip. Alc. v. 846. p. 380.

4) Ceux qui voudroient savoir la raison de cette coutume, peuvent consulter Plutarque cité ci-dessus [1]). Mr. Winkelmann observe, d'après Juste Lipse, que Plutarque ne parle que des coutumes qui étoient en usage du tems des Empereurs romains [2]). Et lorsqu'il nous dit, que les Argiens observoient la même pratique dans le deuil, cela doit s'entendre que c'étoit du tems des Empereurs.
[1]) Quaest. Rom. p. 95-96.
[2]) Gesch. der Kunst, S. 416-417. W. A.

5) Plutarch. Quaest. Rom. p. 82.

férence dans l'habillement étoit observée en pareilles occasions en Egypte et en Grèce.

Dans le voyage les Grecs et les Romains se couvroient la tête avec le manteau, ou avec leurs toges, tant pour se garantir de l'air, que pour n'être pas reconnus [1]). Les philosophes dans leurs méditations profondes faisoient de même, pour ne pas être distraits par les objets qui les entouroient [2]). Pour dérober aux yeux des autres la honte ou l'embarras que l'on éprouvoit à la suite de quelque mauvaise action, ou de quelque désagrement, il étoit d'usage parmi les hommes et les femmes, de se voiler la tête [3]). On peut observer enfin, qu'à l'approche d'un danger imminent et imprévu, on s'enveloppoit dans le manteau, en se couvrant la tête, et l'on attendoit sa destinée avec résignation. Parmi tant d'exemples on pourroit citer Jules César, et Pompée [4]).

Il y avoit encore une autre manière de se voiler usitée chez les Romains parmi les hommes et les femmes. C'étoit le *Cucullio* ou *Cucullus*, espèce de capuchon qui couvroit la tête. On l'em-

1) Sophocl. Ai. v. 245-246. p. 124.
Polyb. L. IV. c. 9.
Appian. B. C. L. I. p. 168.
Plutarch. Apopth. p. 757. To. VI. Opp.
Id. in Coriol. et Cicer.
Winkelm. Mon. Ant. ined. tav. 11.
2) Aristoph. Nub. v. 733. et Schol. p. 88.
Id. Plut. v. 707. p. 34. et v. 714. p. 35.
Athen. Dipnos. L. IX. c. 7. p. 203.
Plat. in Gorg. p. 87.
Aeschin. περὶ παραπρ. p. 311. et 699.
Hesych. in v. Ἐγκαλύπτεσθαι.
Spence Polym. Tab. XX. 1.
3) Cic. in M. Ant. Philipp. L. II. c. 31. p. 218.
Petron. Satyr. c. VII. p. 45. c. XX. p. 54.
Balb. Cath. cit. ap. Erhard. Symb. ad Petron. L. C.
Plaut. Capt. Act. III. Sc. I. v, 15.
Chrysostom. T. I. p. 579.
Winkelm. Mon. tav. 27. 93.
Bouch et Grav. Mon. pl. 48. b.
4) Quintil. Inst. Orat. L. VI. c. 1. p. 356.
Plutarch. in Pomp. et Ces.
Lucan. Bell. Civ. L. VIII. v. 614. seq.

ployoit ordinairement dans les parties de plaisir, lorsqu'on ne vouloit pas être reconnu [1]).

Nous finirons nos recherches sur les voiles, par les observations suivantes. On remarque qu'il existoit chez les Romains un usage semblable à celui que nous pratiquons de nos jours. Quand un homme voilé rencontroit une personne de distinction, un ami, ou un magistrat, il découvroit par respect sa tête [2]). Nonius rapporte d'après Salluste, que lorsqu'en passant on trouvoit sur son chemin le Dictateur, on découvroit la tête, et on se levoit, si l'on étoit assis [3]). Le Dictateur Sylla avoit la même attention pour le grand Pompée, quoique ce dernier ne fut alors qu'un simple particulier [4]). Sénèque dit que lorsqu'on rencontroit un Consul, un Préteur, ou quelque personne de distinction, on descendoit de cheval, on découvroit sa tête, et on leur faisoit place [5]). On croyoit que cette coutume tiroit également son origine d'Enée, comme celle que nous avons cité ci-dessus. Effectivement si l'on se couvre en rencontrant son ennemi, comme l'a fait Enée, à plus forte raison doit-on se découvrir devant ses amis et les personnes de distinction. On attribuoit encore à cet usage un autre motif, que voici. Si l'on se couvroit la tête en s'approchant des autels des Divinités, on devoit faire le contraire en rencontrant des personnes distinguées; non pour leur faire plus d'honneur, mais pour ôter aux autres hommes l'idée, qu'on leur rend les mêmes honneurs qu'à la Divinité [6]).

1) Martial. L. XI. ep. 99.
Juvenal Satyr. VI. v. 118. VIII. v. 145.
Capitolin. in Ver. c. 4.
Lamprid. p. Heliog. c. 32.
Fortunat. L. I. Rhet. ap. Rhet. Vet.

2) Plutarch. Quaest. Rom. p. 79.
Varr. ap. Plin. N. H. L. XXVIII. c. 6. p. 133.

3) Sallust. ap. Non. c. III. n. 5. p. 617.

4) Valer. Max. L. V. c. 2. §. 9. p. 158.

5) Epist. LXIV. p. 166.

6) Plutarch. L. C. p. p. 85.
Plin. N. H. L. XXVIII. c. 6. p. 133.

La raison que Pline donne de cette coutume, me semble tout-à-fait inadmissible. Voici les paroles: *Capita autem aperiri aspectu magistratuum, non venerationis causa jussum, sed, ut Varro auctor est, valetudinis, quoniam firmiora consuetudine ea fierent.*

Avant de dire mon sentiment sur le sujet de notre améthyste, il est nécessaire que je fasse encore quelques observations, sur les trois points qu'on y remarque à la hauteur de la poitrine. Selon Mr. Baudelot ces trois points doivent signifier les trois modes de la musique ancienne. De tous les savans qui se sont occupés après lui de l'explication de notre pierre gravée, il n'y en a pas un seul, qui ait fait mention de ce que ces trois points pourroient désigner. Cependant on trouvera l'opinion de Mr. Baudelot un peu trop hasardée; comme j'ai l'original sous les yeux, je crois pouvoir assurer, qu'en raison de la forme allongée que j'y remarque, ces points ne sont autre chose, que l'ébauche d'une main, que l'artiste avoit eu l'intention de faire. Nous voyons en effet dans deux têtes d'Arsinoë, épouse de Ptolémée Philadelphe, que la main droite touche au même endroit le bout du voile, dont sa tête est couverte [1]). Louis Siries a considéré sans doute ces points comme une indication des doigts, ainsi qu'on peut le voir par la copie qu'il a fait de cette pierre, dans laquelle il a représenté la main droite et ses cinq doigts, mais couvertes d'un voile transparent [2]). On remarque encore sur notre original un quatrième point et un trait un peu effacé par le poli, qu'on a donné mal à propos à la pierre.

Après ces digressions nécessaires au but que nous proposons, revenons maintenant à notre objet. Le caractère du visage et sa ressemblance avec Hercule, impossible à méconnoître, comme nous l'avons remarqué, nous autorisent à soumettre au jugement des connoisseurs de l'antiquité une idée, que l'inspection de la pierre et l'examen réfléchi paroissent confirmer. Le trait historique sur lequel nous appuyons notre opinion, n'ayant été rapporté que par un seul auteur, appartient à ces traditions mythologiques des anciens, dont on n'a fait jusqu'à présent aucune application. On conservoit chez les Grecs le souvenir d'un exploit d'Hercule, que nous allons rapporter; savoir, que ce Héros en retournant de son expédition contre Troie, et voulant aborder à l'île de Cos, qui étoit ha-

1) Mus. Florent. T. I. tab. XXVII. f. 4.
Dactylioth. v. Lipp. II. Taus. No. 225.
Raspe Catal. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9789. p. 569. pl. LIII. et No. 9790. p. 569.

2) Raspe L. C. N. 9829. p. 571.

bitée par les Méropes [1]), il trouva de la résistance de la part de ses habitans [2]). Voici comment Plutarque rapporte cette aven-

1) Les anciens ne sont pas d'accord, si ces Méropes étoient une famille, ou s'ils étoient une nation [1]). Ils ne s'accordent pas non plus, si cette île avoit reçue le nom de Cos Méropéis [2]) ou simplement Méropis [3]) et Mérope [4]), que lui donnent plusieurs auteurs, du nom de ces Méropes, ou du Roi de cette île, appellé Merops, dont la fille Co avoit donné le sien à cette île [5]). Mais il est probable, que l'on doit prendre ces Méropes, dont Homère fait déjà mention [6]), pour un reste des plus anciennes familles qui avoient peuplé Cos; parcequ'Euripide met ce Mérops au nombre des Titans [7]), et qu'Etienne de Byzance nous dit, que ce Mérops étoit fils de la Terre [8]). Apollonius de Rhodes et son Scholiaste parlent d'un autre Roi du même nom [9]). Pline rapporte [10]), que dans les anciens tems Siphnus fut appellée Méropia; d'où l'on peut conjecturer que cette île étoit aussi habitée anciennement par les Méropes.

[1]) Eustath. in Il. L. II. v. 677. p. 318. l. 35. et in L. 1. p. 97. l. 39.

[2]) Thucydid. L. VIII. c. 41. p. 61.
Callimach. Hymn. in Del. v. 160. p. 114.
Strabon. L. XV. p. 1006.
Aristid. Orat. in Asclep. p. 77.
Anton. Liberal. Metam. c. XIV. p. 102.
Stephan. Byzant. in vv. Κῶς et Μέροψ.
Eustath. LL. CC.
Schol. Hom. in Il. L. XIV. v. 255. et in L. I. v. 590.

[3]) Diodor Sicul. L. XIII. c. 42. p. 573.
Pausan. Eliacor. L. II. c. 14. p. 487.
Dionys. ap. Plin. N. H. L. V. c. 31. Sect. 36. p. 286.

[4]) Staphyl. ap. Eund. ibid.
Eustath. in Il. L. II. v. 677. p. 318. l. 35.
Suid. in v. Μερόπη.

[5]) Steph. Byzant. in v. Κῶς.
Hygin Poet. Astronom. L. II. c. 16. p. 459.
Schol. Callim. in Hymn. in Del. v. c.

[6]) Hymn. in Apollin. v. 42. p. 5.
Voy. Meleagr. Epigr. XI. v. 7. in Br. Anal. To. I. p. 6.
Epigr. Anonym. DLXXII. v. 4. ibid. To. III. p. 271.
Diog. Laert. in Thal. L. I. p. 12.
Plutarch. De Mus. p. 665. Opp. To. X.
Hesych. in v. Μέροπες.

[7]) Helen. v. 388. p. 153.

[8]) L. C.

[9]) In Argonaut. L. I. v. 977. p. 136.

[10]) N. H. L. IV. c. 12. p. 223.

2) Homer. Il. L XIV. v. 255. p. 77. et L. XV. v. 28. p. 97.
Pind. Isthm. Od. VI. v. 46.
Id. Nem. Od. IV. v. 42.

ture [1]). Hercule revenant de Troie avec six vaisseaux, fit naufrage, il ne lui en restoit qu'un seul, sur lequel il avoit sauvé l'équipage et ses armes, et avec lequel il aborda à l'île de Cos. Ayant rencontré en arrivant un troupeau de moutons, il demanda un belier au berger Antagoras. Celui-ci étant fort et vigoureux, proposa à Hercule de lutter avec lui, et promit un belier au cas qu'il fut vaincu. Le combat s'étant engagé, les Méropes vinrent au secours d'Antagoras, et les Grecs prirent le parti d'Hercule. Il en résulta un violent tumulte; Plutarque dit qu'Hercule excédé de fatigue, se voyant assailli par un trop grand nombre d'adversaires, prit la fuite, et se retira chez une femme Thrace, où il resta inconnu travesti en femme. Ayant ensuite vaincu les Méropes, et fait un sacrifice expiatoire, il prit l'habit de femme, et se maria avec la fille d'Alciopus. Plutarque ajoute, qu'on avoit institué dans cette île un sacrifice en mémoire de cet exploit d'Hercule, où le Sacrificateur paroissoit en habit de femme, sur les lieux mêmes où s'étoit donné le combat, et où les nouvelles mariées embrassoient leurs époux qui étoient habillés en femmes.

Ce trait remarquable se rapporte parfaitement au sujet de notre pierre, comme nous allons le voir. Premièrement, le voile que nous observons à cette tête, s'accorde très bien avec le costume qui étoit en usage chez les femmes grècques, comme on l'a vu précédemment, sans avoir besoin de recourir à une mode lydienne dont parle Mr. Winkelmann, et dont il est au moins jusqu'à présent difficile de prouver l'existence. Par conséquent notre opinion, fondée sur cette tradition mythologique, nous paroît expliquer clairement le sujet en question. En second lieu il est clair, que la coutume de se couvrir le visage ne fut jamais un objet de luxe ni de mollesse; c'étoit comme nous l'avons démontré, un usage introduit pour servir aux Prêtres et aux Sacrificateurs dans les cérémonies, ou bien qu'il étoit réservé aux femmes comme habillement de parure et de mode. Ce voile convient encore à Hercule, car ayant pris la fuite, il s'étoit déguisé en femme; après la defaite des Méropes, et après son ma-

Schol. Pind. in Nem. Od. IV. v. 40.
Apollodor. Bibl. L. II. c. 7. p. 128.
Quinctil. Instit. Orat. L. VIII. c. 6. p. 118.
1) Quaest. Graec. p. 212-213. Opp. To. VII.

riage avec la fille d'Alciopus, il portoit encore le même habillement. D'ailleurs ce n'est pas dans une maison que nous le voyons déguisé de cette manière, c'est sur le champ de bataille et victorieux des Méropes que nous le devons considérer. Par conséquent ce costume, qui comme objet de luxe ne convenoit pas au monument dont il est question, s'accorde parfaitement avec l'explication que nous venons d'établir. Troisièmement la couronne de lauriers, qui, comme nous l'avons exposé, étoit inadmissible pour Hercule esclave à la cour de la Reine de Lydie, convient à merveille au vainqueur des Méropes. Il est bon d'ailleurs d'observer ici, que cette couronne de lauriers est très bien travaillée, et qu'elle ne ressemble pas aux autres couronnes de la même espèce, que l'on trouve sur des monumens des tems postérieurs, qui sont quelquefois d'une forme plate et d'une exécution minutieuse. Il paroît même, que l'artiste n'a donné tant de relief à cette couronne, que dans le dessin de marquer la légéreté de la draperie, qui semble être soulevée par le saillant des feuilles de lauriers. Et voilà précisément ce qui avoit induit en erreur Mr. Baudelot, qui croyoit y voir des fleurs d'orangers [1]).

Ayant ainsi expliqué le sujet de notre pierre, au moyen des autorités qui nous paroissent incontestables, il nous reste à résoudre une difficulté apparente, concernant le caractère de cette tête d'Hercule. Nous avons observé que la partie supérieure du visage, ainsi que le nez aquilin, ne laissent aucun doute, que ce ne soient les traits de ce Héros. Cependant ce voile recouvrant le milieu du nez avec le reste du visage, semble répandre sur toute la physiognomie un air de mollesse; de manière que l'autre partie du nez, la bouche et le menton, s'éloignent peu à peu de ce caractère mâle, en s'approchant insensiblement de l'idéal féminin. Mais c'est ici, selon nous, qu'il faut encore admirer le talent de l'artiste, qui en exécutant le sujet qu'il s'étoit proposé, a voulu donner à dessin, un air féminin aux traits qu'il avoit couverts d'une draperie féminine, sans s'éloigner pourtant trop de son original et de l'objet principal de son travail. Convenons qu'il a supérieurement exécuté l'idée qu'il avoit conçue, et qu'il n'y a qu'un artiste d'un talent médiocre et sans

1) Mariette Biblioth. Dactyliograph. p. 381.

génie qui eût pu traiter autrement le sujet, que l'auteur de notre améthyste avoit choisi.

Examinons à présent le vase de Mr. le Chevalier Hamilton, dont Mr. Winkelmann a cru pouvoir se servir, pour expliquer la pierre gravée dont nous parlons. Le sujet de ce vase, qui ce voit maintenant au Museum Brittannicum à Londres, n'est pas facile à deviner: nous essayerons pourtant de proposer à la suite de l'explication de notre améthyste, le sentiment qui paroît mieux s'accorder avec le monument en question, que celui de Mr. Winkelmann. Nous croyons que la figure du milieu, assise sur une chaise et enveloppée dans une large draperie, qui lui couvre la main droite et le visage jusqu'à l'origine du nez, représente l'infortunée Phèdre. Réduite au désespoir, et consumée d'un ardent amour pour son beau fils Hippolyte, elle se cache le visage, afin de dérober aux regards de sa cour une flamme illégitime. C'est ainsi que nous voyons cette malheureuse princesse représentée dans la tragédie d'Euripide[2]). Cependant à travers le voile qui la couvre, on y démêle facilement l'expression d'une curiosité et d'une attention très grande. Tournée vers sa nourrice, qui est assise un peu derrière elle sur un marchepied très bas, pour indiquer qu'elle addresse la parole à sa maitresse, elle paroît écouter attentivement ce que celle-ci lui dit. C'est elle qui s'étoit chargée de faire à Hippolyte la déclaration d'amour de la part de sa belle mère, et l'artiste l'a représentée ici, rendant compte à sa maitresse de sa négotiation. A côté de Phèdre se voit une de ses amies, et une esclave tenant un éventail. Je suis porté à croire, que dans le cas que l'artiste ait voulu calquer sa composition sur la tragédie d'Euripide, ou de quelque autre poëte, les deux femmes, dont nous parlons, doivent signifier le choeur. De l'autre côté on remarque Hippolyte nud, à l'exception d'une Chlamys ou petite draperie, qui lui tombe du bras gauche. Conformément aux tems héroiques il est armé d'une massue, et quoiqu'il ne paroisse pas prendre part à l'action qui se

1) Hippolyt. v. 131. p. 292. (Voyez ci-dessus, p. 38. s not. 5.) et Ibid. v. 243-246. p. 297:

Μαῖα, πάλιν μου κρύψον κεφαλάν·
Αἰδεύμεθα γὰρ τὰ λελεγμένα μοι.
Κρύπτε· κατ' ὄσσων δάκρυ μοι βαίνει,
Καὶ ἐπ' αἰσχύνην ὄμμα τέτραπται.

passe, l'artiste a voulu cependant le mettre sur la scène, pour rendre plus sensible le sujet qu'il avoit choisi. C'est aussi dans la même intention qu'il fait voltiger le Génie ailé, ou l'Amour, entre Phèdre et son cher Hippolyte, dont elle étoit éperdument amoureuse.

On voit par l'interprétation que nous venons de donner du vase de Mr. Hamilton, que si le sujet qu'il représente ne peut pas s'accorder avec le prétendu costume lydien, le même vase ne peut pas non plus servir à l'explication de notre améthyste. Celle-ci ne représente donc autre chose, que le trait historique que nous avons rapporté ci-dessus. C'est Hercule vainqueur des Méropes de l'île de Cos, que la résistance et l'inhospitalité de ces insulaires avoit forcé à se déguiser, et qui pour perpétuer le souvenir de cette action, après avoir vaincu ses adversaires, avoit repris le costume de femme, et avoit paru dans le même habillement lors de son mariage avec la fille d'Alciopus. On pourroit donc supposer, que la draperie légère, que l'on remarque sur notre améthyste, n'est autre chose qu'une espèce de voile nuptial, qui étoit en usage chez les Grecs dans les cérémonies du mariage, et dont Hercule vouloit se servir dans cette occasion. J'ai prouvé que cette explication s'accorde parfaitement avec ce monument, et il me paroît en effet presque impossible d'en trouver une meilleure. Cependant quoique j'aie démontré, que les femmes grècques se couvroient le visage avec un voile par différens motifs: quoique j'aie cité plusieurs monumens de l'art, dans lesquels d'anciens artistes avoient représenté des femmes entièrement ou en partie voilées: je crois pourtant malgré cela, que les fameux sculpteurs de la Grèce hasardoient rarement de représenter des figures dont le visage fut tout-à-fait couvert. Les anciens, il est vrai, applaudissoient Timanthe, d'avoir représenté Agamemnon le visage entièrement voilé et couvert de son manteau [1]); mais comme nous ne connoissons aucun autre exemple

1) Cicer. Orat. c. XXII Sect. 74. p. 471: *Si denique pictor ille vidit, quum immolanda Iphigenia tristis Calchas esset, moestior Ulysses, moereret Menelaus, obvolvendum caput Agamemnonis esse, quoniam summum illum luctum penicillo non posset imitari,*

Plin. N. H. L. XXXV. c. 10. p. 432: *Nam Timanthi vel plurimum affuit ingenii; ejus enim est Iphigenia, oratorum laudibus celebrata, qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae om-*

de cette licence pittoresque, qui fut aussi célèbre dans l'antiquité [1]), on doit supposer que cet artifice étoit employé rarement, et plusieurs critiques, comme Voltaire [2]), Caylus [3]), et Falconet [4]), l'ont désapprouvé avec raison, et jugé indigne d'un artiste capable de rendre les passions avec toute l'énergie dont elles sont susceptibles [5]).

nem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Quinctil. Orator. Instit. L. II. c. 13. p. 117: *Timanthes cum in Iphigeniae immolatione pinxisset tristem Calchantem, tristiorem Ulixem, addidisset Menelao quem summum poterat ars efficere moerorem: consumtis affectibus, non reperiens, quo digne modo patris vultum posset exprimere, velavit ejus caput, et suo cuique animo dedit aestimandum.*

Valer. Max. L. VIII. c. 11.

Eustath. in Iliad. L. XXIV. v. 163. pag. 1343. l. 60,

1) Les ouvrages de sculpture que nous avons cités, dans lesquels on remarque des figures voilées, ne sont que des monumens dont le mérite est incertain, ou qui comme productions de l'art sont de peu de conséquence.

2) Quest. sur l'Encyclopéd. p. 295.
Nouv. Mélang. philosoph. III. Part. p. 362.

3) Descript. de l'Iphigénie de Carlo Vanloo. A Paris. 1754. p. 25.

4) Du Tableau de Timanthe. Oeuv. T. V. p. 62-92.
Falconet Notes sur le XXXV. L. de Pline.
Oeuvr. To. IV. p. 72-73.

5) Tout ce que Mrs. Jaucourt [1]), Toussaint [2]), Brotier [3]), Winkelmann [4]), Lessing [5]), Guys [6]), et Levesque [7]), disent pour justifier Timanthe, ne convaincra pas un juge impartial. Mr. Falconet [8]) surtout a fait sur ce tableau des observations très justes et pleines d'une critique saine et éclairée, quoiqu'il n'ait pas non plus saisi l'idée de l'artiste que nous indiquerons dans la suite. Ajoutons y seulement que parmi les auteurs, tant anciens que modernes, qui ont essuyé la critique rigide mais juste de Mr. Falconet à ce sujet, on pourroit également placer Eustathe. Il croit qu'Homère [9]) n'introduit Priame le visage couvert, que parcequ'il ne pouvoit donner a cette tête de Priame les traits de la douleur dont

[1]) Encyclop. Vol. XII. p. 264.

[2]) Observat. périodiq. sur la Physique, l'Hist. Natur. et les Arts.

[3]) Not. sur l'Hist. Natur. de Pline, L. C.

[4]) Ueber die Nachahmung der Griechischen Werke.

[5]) Laocoon, II. Cap. S. 34-37.

[6]) Voy. Litt. de la Gr. T. I. p. 48. n. 1.

[7]) Nouvell. Encyclopéd. Art. Peinture. Et: Diction. des Arts de Peint. Sculpt. et Grav. To. IV. p. 92-94.

[8]) Not. sur le XXXV. L. de Pline. L. C. Sur le Tableau de Tim. L. C.

[9]) Iliad. L. XXIV. v. 163. p. 1343. l. 60.

Quand à nous, nous ne donnerons pas des éloges à Timanthe pour

il étoit affecté[1]). Il le couvre, dit-il, et par ce motif il ne le fait pas seulement muet, mais il le fait tout-à-fait disparoître de la scène en l'enveloppant. Timanthe a su, ajoute-t-il, se servir du même artifice. Nous risquerions de déplaire à nos lecteurs, si nous voulions nous donner la peine de relever l'absurdité de cette assertion. Dalechamp est tombé dans une autre erreur, en croyant que l'indulgence de la postérité a attribué à Timanthe un mérite, qui n'étoit du qu'à l'inventeur de cet artifice, Euripide[2]), et c'est aussi le sentiment d'André Schott[3]). Assertion qui a été répetée par Levesque[4]), et qui n'est d'aucune valeur pour ceux qui savent qu'Euripide ne pouvoit pas être copié par Timanthe, quoique le dernier vivoit un demi siècle après Euripide, parceque le poëte ne fait couvrir le visage d'Agamemnon que lorsque sa fille s'achemine à l'autel, au moment qu'il la rencontre, et qu'elle lui parle, ce qui n'est pas l'instant du sacrifice. Un auteur estimé[5]) applique à des productions qui ont acquis de la renommée, comme le tableau de Timanthe, ces paroles de Pline[6]): *alieno plerique ingenio magis, quam suo, commendantur.*

Faute d'avoir consulté les sources originales, Mr. Guys, auteur d'un Voyage littéraire, se servant des compilations et des traductions inexactes, est tombé dans une erreur étrange, en croyant qu'Agamemnon s'étoit couvert le visage d'un voile de femme! « Si ce voile, » dit-il, « n'eût pas été à sa place il diminueroit « bien la gloire du Peintre qui l'a employé si heureusement. Il eût été singulier, « en effet, que ce grand Artiste eût mis sur la tête d'Agamemnon, pour an« noncer et faire sentir une douleur inexprimable, une voile que ce Prince ne « pouvoit avoir en aucun tems, et qui ne convenoit qu'à une femme. Les anciens « étoient aussi exacts observateurs du costume, que fidèles imitateurs de la na« ture.[7]) » Nous convenons, que cela eût été singulier en effet. Le même auteur se sert mal à propos d'un passage de Valérius Maximus[8]), pour prouver que les Macédoniens avoient la coutume de voiler la tête. Car Καυσία, *causea*, n'est pas un voile, comme le croit Mr. Guys, mais un chapeau ou espèce de bonnet, dont on a trouvé la forme sur les anciens monumens. Il se trompe aussi en prétendant que les figures des Grâces faites par Bupalus, Apelle et Pythagore, étoient représenté voilées; mais toutes ces figures, ainsi que celles qui ont été exécutées par Socrate, étoient drapées, et on ne trouvera nulle part que l'on leur ait donné le voile. Cet auteur confond dans la même lettre le Peplon avec le voile, en soutenant que Laodice avoit envoyé à Tégée un voile destiné pour la Minerve Aléa, et il traduit très mal les vers d'Euripide qu'il cite. Ces erreurs bien grossières, que l'on rencontre dans l'étendue de trois pages, prouveront

1) In Iliad. L. C. p. 1343. l. 60.
2) In Plin. N H. L. C.
3) Observat. Human. L. V. c. 17.
4) L. C.
5) Iun. Catal. Pictor. p. 214.
6) N. H. L. XXXIV. c. 8. p. 383.
7) Voyage Litter. L. C.
8) L. V. c. 1. Ext. s. 4. p. 154.

avoir voilé la tête d'Agamemnon; nous n'y apercevons pas ce trait de génie, qu'un grand nombre d'auteurs anciens et modernes prétendent avoir trouvé dans cette idée de Timanthe. Nous pensons que Timanthe avoit représenté Agamemnon de cette manière, non parcequ'il ait cru que l'expression de la douleur d'un père affligé fut au dessus de ses forces, non parcequ'il se fut imaginé que l'expression de cette douleur, qu'il eût donné à la tête d'Agamemnon, nuisit à la beauté, qui, selon quelques philosophes modernes, étoit toujours le principal but des anciens artistes; mais parceque Timanthe avoit des raisons puissantes que nous devoilerons dans la suite. Premièrement un talent supérieur ne manquera jamais de moyens pour exprimer la douleur d'un père affligé; le Laocoon et la Niobé, chef-d'oeuvres qui expriment différens degrés de la sensibilité paternelle, nous autorisent à faire cette remarque. Secondement, nous voyons dans la statue d'Agésander que l'expression de la plus grande douleur corporelle, jointe à l'affliction de l'ame, ne détruit pas la beauté de l'ensemble dans un ouvrage de l'art: l'expression de la douleur d'Agamemnon étant d'un caractère beaucoup moins violent que celui de Laocoon, et tenant plustôt au genre de sensibilité, que l'on doit supposer dans Niobé, il paroît que les traits que Timanthe auroit pu donner à la tête d'Agamemnon, n'auroient pas pu défigurer la beauté du visage et former une physionomie hideuse. Nous conviendrons cependant, que l'expression de cette douleur n'auroit pas été moins difficile à rendre que celle de Laocoon. Timanthe au lieu de grands éloges, qui lui ont été prodigués, mériteroit plustôt des reproches, si l'un de ces motifs l'avoit engagé à voiler la tête de son Héros. En substituant à ces motifs une raison plus vraisemblable, nous ne voulons ni le défendre ni l'excuser, nous désirerions uniquement qu'il fut moins digne de blâme aux yeux de la postérité. Nous sommes donc persuadés, que Timanthe n'a voilé la tête du père d'Iphigénie, que pour se con-

combien on doit se méfier de ces écrivains, qui depourvus d'une érudition solide, et de la connoissance des langues anciennes, tachent pourtant d'en imposer à leurs lecteurs, en les accablant de compilations pleines de fautes et d'absurdités. Enfin nous ne pouvons pas nous empêcher d'être de l'avis de Mr. de Paw[1], à l'égard des assertions que l'on trouve dans cet auteur.

[1]) Recherch. Philosoph. sur les Grecs. To. I. p. 102.

former à l'usage établi de son tems, et dont nous avons prouvé l'existence par les exemples tirés d'Homère, des poëtes tragiques et d'autres auteurs de l'ancienne Grèce. C'étoit l'usage de se couvrir la tête dans les grandes afflictions, et si l'on a abandonné dans la suite ce signe très naturel et presque involontaire de la douleur, c'étoit parceque la mesquinerie de nos habillemens, ne permettoit pas de s'en servir en pareilles circonstances. Ainsi rien n'étoit plus naturel que de couvrir la tête d'Agamemnon, qui, en qualité de père d'Iphigénie, devoit être beaucoup plus affecté de douleur, que les autres personnages qui assistoient à ce sacrifice. C'est dans la même intention qu'Eschyle faisoit paroître dans deux de ses tragédies deux acteurs voilés, qui représentoient Niobé et Achille; ces acteurs restoient muets pendant presque tout le tems de la scène [1]). Nous ne voulons pas nous étendre davantage sur ce sujet, et nous croyons que cette licence de Timanthe, une seule fois admise en peinture, auroit été généralement condamnée dans les ouvrages de sculpture ou de gravure. Ainsi au lieu de représenter une tête entièrement couverte d'un voile, un artiste de génie comme celui de notre pierre gravée, les sculpteurs dont nous avons cité les statues, et d'autres graveurs dont nous parlerons après, auroient plustôt préféré le voilement à demi.

Il résulte de tout ce que nous venons de dire, que notre tête représente Hercule en habit de femme, couronné de lauriers en mémoire de la défaite des Méropes. Au reste nous avouons, que si les traits de la physionomie ne justifioient pas tout à fait la dénomination que nous lui donnons, on pourroit au moins supposer avec vraisemblance, que l'artiste de cette pierre gravée a voulu peut-être représenter le Prêtre d'Hercule de la ville d'Antimachie dans l'île de Cos, faisant le sacrifice en honneur de ce Héros, portant l'habit de femme, et couvert d'un voile transparent d'une étoffe fabriquée dans cette île, pour rappeler cet évenement; cérémonie dont Plutarque nous a conservé le souvenir [2]). La couronne de lau-

1) Aristoph. Ran. v. 942-944. p, 151-152. et Schol. i. h. v. Vit. Aeschyl. et Eustath. L. C.

2) Quaest. Graec. p. 213. To. VII. Opp.

Il y avoit chez les anciens des fêtes, dans lesquelles regnoit un costume semblable. A Argos on célébroit en honneur de Télésille, qui avoit défendu sa

riers et le voile seroient alors des attributs analogues à ce sacrifice, et souvent en usage dans plusieurs occasions parmi les Prêtres et les Sacrificateurs.

Ceux qui ne voudroient pas reconnoître dans notre améthyste, les traits mâles du plus vaillant des Héros de l'antiquité, pourront l'attribuer à quelqu'une de ces Héroines tant vantés par les anciens. Ils pourront se souvenir d'Artémise Reine de Carie, qui dans le combat de Salamine montra tant d'héroisme et d'intrépidité: ils pourront se rappeller Cynisca, soeur du Roi Agésilas, qui remporta le prix à l'Olympie, et en l'honneur de laquelle les Lacédémoniens firent élever un monument [1]): s'ils n'aiment mieux l'attribuer à la célèbre Corinne [2]), ou à Télésille [3]). Voilà l'opinion que mes réflexions et mes recherches sur cette pierre m'ont suggéré, et que je soumets au jugement des conoisseurs éclairés de l'antiquité.

Après avoir aplani les difficultés qui peuvent se rencontrer dans l'explication des têtes antiques voilées, nous ne croyons pas déplaire à nos lecteurs, en leur communiquant notre sentiment sur quelques autres pierres gravées du Cabinet de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, sur lesquelles les anciens ont représenté des têtes voilées précisément de la même manière, que l'on observe dans l'améthyste dont nous venons de donner l'explication.

Avant d'entrer dans la description de ces pierres gravées, il est bon de remarquer, que l'on trouve quatre copies de notre amé-

patrie en héroine, une fête annuelle, ou les femmes étoient habillées en hommes, et les hommes en femmes [1]). Le même usage se pratiquoit à Rome, à l'occasion des fêtes institutées en honneur de la Bonne Déesse [2]), et dans une fête que l'on y célébroit au mois de Janvier, les joueurs de flûte se promenoient alors dans les rues travestis en femmes [3])

[1]) Plutarch de Virt. Mulier. p. 245. T. VII.
Polyaen. Strategem. L. VIII. c. 33. p. 606.

[2]) Juvenal. Sat II. v. 86-100.

[3]) Plutarch. Quaest. Rom. p. 122. T. VII.

1) Plutarch. Apophth. Lacon. p. 796. T. VII.
Pausan. Lacon. c. VIII. p. 222. et c. XV p. 243.

2) Voyez Aelian. V. H. L. XIII. c. 25.
Suid. in v. Κορίννα.

3) Herodot. L. VI. c. 76. p. 473. et L. VII. c. 148. p. 572.
Pausan. Corinth. c. XX. p. 157.
Suid. in v. Τελεσίλλα.

thyste dans différentes collections [1]), mais aucune cependant n'égale la beauté de notre original. On pourroit aussi ranger dans cette classe, une copie de la même pierre sur une Agathe rubanée, qui se voit au Cabinet impérial. Mr. Mariette parle d'une très belle copie en creux de la même tête, qui existoit de son tems dans la collection de Mr. Crozat [2]). Mais on peut supposer avec vraisemblance, que cette pierre n'avoit pas passé avec les autres pierres gravées de Mr. Crozat au cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, puisqu'elle ne se trouve pas dans le catalogue de cette collection.

Passons à présent aux monumens que nous avons annoncé ci-dessus, et qui méritent l'attention des amateurs. Le premier de ces monumens est un superbe Camée gravé sur Sarde-Onyx [3]), représentant un portrait de femme d'une beauté extraordinaire, voilée précisément de la même manière que la tête d'Hercule, que nous venons d'expliquer [4]). Le dessin et le travail sont d'une perfection admirable; les cheveux sont négligemment arrangés, et flottent légèrement sur le front [5]). C'est le portrait, à ce qu'il nous paroît, de quelque beauté célèbre, représenté dans l'habillement dont se servoient les femmes lorsqu'elles paroissoient en public; voilà tout ce que l'on peut en dire; les traits des Aspasies, des Phrynes, des Lais et des Cratines de l'ancienne Grèce, n'ayant pas échappé au ravage du tems dans ces monumens authentiques, il est impossible d'attribuer notre portrait à aucune d'elles [6]). Mr. Mariette a trouvé

1) Raspe Catal. du Cabin. de Mr. Tassie, n. 9828. 9829. 9830 et 9831. p. 571-572.

2) Biblioth. Dactyliogr. p. 382.

3) Ce n'est pas une Agathe-Onyx, comme nous disent les commentateurs du Cabinet du Duc d'Orléans, mais une Sarde-Onyx d'une très belle qualité, dont la couche blanche finit précisément à la place où les cheveux commencent sur le front; le reste du blanc a été employé pour en former le voile. Le travail est d'une finesse et d'une hardiesse étonnante.

4) On pourroit citer à cette occasion, que chez les anciens Romains les élégans se servoient par mollesse d'une espèce de mouchoir de lin très fin, moucheté en couleur et parfumé de l'essence de rose [1]).

[1]) Cic. in Verr. Act. VII.

5) Descript. des principal. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. XIII.

6) En examinant ce camée on y trouvera quelque ressemblance avec Julie fille d'Auguste; cependant nous n'osons pas l'attribuer à cette Princesse célèbre par sa beauté.

cette tête absolument semblable à celle qui se voit sur l'améthyste, à la réserve des trois points [1]); mais il se trompe étrangement dans cette assertion, comme l'inspection de l'original et la gravure publiée dans l'ouvrage de Mrs. La Chau et Le Blond, l'apprend avec évidence. Ce camée dont les éditeurs du cabinet du Duc d'Orléans ne donnent aucune explication, faisoit autrefois partie du cabinet de Mr. Crozat, qui passa ensuite dans celui de Mr. le Duc d'Orléans.

Les autres pierres dont nous devons parler, sont un Jaspe rouge de vieille roche, selon Mariette [2]), parfaitement bien travaillé en creux, et une Sardoine. Ces deux pierres représentent le portrait d'une femme d'un âge avancé, voilée de la même manière, que le portrait en camée dont nous venons de parler. Le jaspe avoit appartenu à Mr. Crozat, et Mr. Belley, auteur du catalogue des pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, attribue sans fondement à Ptolémée Aulétès ce portrait de vieille femme, ainsi que la tête que l'on voit sur le camée cité [3]). Mr. Baudelot n'ayant eu connoissance, ni du camée ci-dessus cité, ni de ce jaspe, mais voyant la même tête, gravée sur une sardoine chez Mr. Lauthier, se servit d'elle comme d'une nouvelle preuve pour démontrer, que cette façon de ce voiler le visage n'étoit pas unique, et qu'elle étoit principalement en usage parmi les musiciens. D'après cette supposition il prétendoit, que ce portrait de femme pourroit être celui de Lamie célèbre joueuse de flûte, qui fit éprouver le pouvoir de ses charmes à Démétrius Poliorcétès [4]). La Sardoine de Mr. Lauthier ayant passé entre les mains de Mr. l'Abbé de Rothelin [5]), il est probable qu'elle a fait partie ensuite de la collection de Mr. le Prince de Conty, qui

1) Descript. somm. du Cabin. de Mr. Crozat, No. 170 et 1169.
Biblioth. Dactyliograph. p. 382. not. a.

2) Descript. somm. du Cabin. de Mr. Crozat, No. 170 et 1169.
Biblioth. Dactyliograph. p. 381. not. b.
Descript. des principal. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. XII. p. 33.
On pourroit avoir quelque doute sur cette pierre, qui nous paroît être une composition imitant parfaitement le jaspe rouge. Au reste il n'est question ici que du sujet.

3) Catalogue des Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, no. 178. p. 20. et no. 1276. p. 145.

4) Dissertation sur une Pierre Gravée du Cabinet de Madame, p. 68.
Mariette Biblioth. Dactyliogr. p. 381-382.

5) Mariette L. C. p. 381. not. b.

fut vendue après sa mort à Mr. de St. Morys, dont le cabinet a été réuni à l'immense collection de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. Je suis porté à faire cette conjecture, parcequ'une pareille pierre se voit maintenant dans le cabinet impérial à la suite du jaspe rouge, dont nous avons parlé [1]). Sur une Chrysolithe de la collection de Mr. le Marquis Crispi à Ferrare, on voyoit la même tête, travaillée tout-à-fait dans le même style, indubitablement aussi antique que les pierres du cabinet impérial dont nous parlons. D'où il résulte, que cette tête doit être regardée comme le portrait d'une femme célèbre; sans cela l'auroit-on répété avec un travail et un goût qui annonce de grands artistes; pourquoi l'auroit-on exécuté tant de fois? Pour ce qui concerne cependant le rang que ces trois pierres doivent occuper, à cause de la beauté du dessin et du travail, je placerois, sans prévention pour les monumens qui sont confiés à ma garde, la chrysolithe au premier, le jaspe au second, et la sardoine au troisième rang.

Si Mr. Baudelot s'est trompé d'une manière sensible, dans l'explication et l'usage de ces voiles, l'application qu'il en a fait à la tête sur la sardoine citée, n'est pas plus heureuse. Car comment peut-on attribuer le portrait d'une vieille femme à une personne renommée par sa beauté et par ses grâces? D'autres prétendus antiquaires n'ont pas mieux réussi, en assurant que la tête sur la sardoine, répétée sur le jaspe rouge, est le portrait de Poppée femme de Néron [2]), ces têtes n'ayant pas la moindre ressemblance avec celles de cette princesse, représentée toujours avec les attraits de la jeunesse, et morte à la fleur de son âge. Le sentiment du Baron Stosch [3]), de l'Abbé Bracci [4]), et de Raspe [5]), concernant la chry-

1) On trouve une gravure de cette sardoine dans un recueil de planches très mal exécutées, qui, à ce que je sais, n'ont jamais été publiées; le titre de cette suite, qui se trouve à la bibliothèque impériale, porte: *Choix de pierres gravées du cabinet ci-devant de St. Morys.* Le premier Tome contient 157. et le second 95 planches. Ces gravures sont accompagnées des explications, qui ne contiennent que des compilations mauvaises et très mal digérées. La pierre dont il s'agit s'y trouve sous No. 60 du second Tome.

2) C'est ainsi que l'on appelle ce portrait, dans le texte manuscrit joint aux planches de l'ouvrage cité dans la note précédente.

3) Gemm. Ant. coel. p. 94.

4) Memorie degli Ant. Incis. T. II. p. 249. Note 1.

5) Catal. rais. du Cabinet de Mr. Tassie, No. 11659. p. 648.

solithe du Marquis Crispi, qui prétendent qu'elle représente la tête de Sabine, épouse de l'Empereur Adrien, n'est pas plus admissible, que l'explication qui attribue ce portrait à Poppée; le caractère de physionomie ne ressemblant ni à l'une ni à l'autre de ces Princesses. Il nous semble donc que ce sont des portraits de quelque Dame illustre de Rome, mais inconnue, représentée par les artistes avec le voile dont les femmes de ce tems là se servoient lorsqu'elles sortoient. Ce voile n'étoit autre chose qu'une espèce de draperie de couleur de feu, que Nonius appelle *Flammeum*, qu'il attribue aux matrones romaines [1]), et que l'on nommoit aussi *Rica* ou *Ricula*, lorsqu'elle étoit de pourpre et ornée de franges [2]). On voyoit au Palais Farnese un buste de femme, que l'on prenoit faussement pour une Vestale [3]); le voile lui couvre le menton, et c'est précisément le costume dont les femmes se servoient lorsqu'elles paroissoient en public. Ces pierres pourroient aussi désigner une Prêtresse distinguée de quelque Divinité. On a pu remarquer ci-dessus que le voile étoit principalement réservé à ces dernières en Grèce et à Rome. Dans cette ville surtout ce costume appartenoit aux Vestales [4]), et le *Flammeum* à la *Flaminica* [5]), épouse du *Flamen Dialis*, qui pour cette raison, ne pouvoit jamais être séparée ni divorcée de son mari. Nous doutons pourtant, si une Prêtresse de Rome auroit pu se servir d'un voile d'une telle finesse et transparence, comme on le remarque sur les pierres gravées dont nous parlons,

1) C. XIV. n. 31. p. 790.
Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 452.

2) Fest. de Verb. Signif. L. XVI. p. 448-449.
Varr. de L. L. Lib. IV. p. 36-37.
Non. Marcell. c. XIV. n. 16. p. 788.
Caes. Germ. in Phaenom. Arati. L. C.

3) Winkelm. Gesch. der Kunst, S. 413. W. A.
Ramd. Mahl. u. Bildh. in R. III. Th. S. 129.
Nous nous sommes étendus plus haut sur l'usage des voiles chez les anciens, parceque nous avons remarqué, que cette partie du costume a été négligée par tous les auteurs qui en ont traité. Nous espérons d'ailleurs que nos recherches ne seront pas inutiles aux jeunes artistes, à qui l'étude des anciens costumes est indispensablement nécessaire.

4) Voy. ci-dessus p. 49.

5) Gell. N. A. L. X. c. 15. p. 234.
Fest. de Verb. Signif. L. VI. p. 149.

et il nous paroît plus vraisemblable que ce portrait représente plustôt une Dame romaine qui jouissoit de quelque réputation dans ce tems là. Les femmes romaines, il est vrai, se voiloient du tems de la république, et peut-être même jusqu'aux tems des premiers Empereurs, d'une manière plus sévère que ne le faisoient les Grècques, les étoffes qu'elles employoient étant moins fines, que celles dont se servoient ces dernières. Mais le luxe ayant introduit chez les Romains le goût et les modes des autres nations, pour lors il n'y avoit plus de différence entre la manière de se voiler, chez les uns et chez les autres. Les Dames romaines ayant abandonné les étoffes grossières, donnèrent la préférence, tant pour les voiles, que pour les habillemens, aux étoffes légères et délicates, qui faisoient plustôt ressentir la nudité au lieu de la couvrir. Pétrone [1]), et Fulgence [2]) nomment les draperies que l'on portoit faites de ces étoffes, des tissus de nuée semblables à une vapeur légère. Pline en parle aussi [3]), et Sénèque, en blâmant la corruption de son tems, dit dans son langage austère [4]): «Je vois des habits de coton, si

1) Satyr. p. 207.

2) Fab. Fulgent. Mythol. L. I. p. 13: *Adstiterant itaque syrmate nebuloso lucidae ternae virgines.* Ammien se sert des expressions équivalentes lorsqu'il dit: *Pellucebant enim tenerrima subtilitate.*

3) N. H. L. XI. c. 27. p. 604: *Pamphila, Latoi filia, non fraudanda gloria excogitatae rationis, ut denudet feminas vestis.*

4) De Benefic. L. VII. c. 9. p. 535: *Video sericas vestes, si vestes vocandae sunt, in quibus nihil est quo defendi corpus, aut denique pudor possit, quibus sumptis, mulier parum liquido nudam se non esse jurabit. Haec ingenti summa ab ignotis etiam ad commercium gentibus accersuntur, ut matronae nostrae ne adulteris quidem plus sui in cubiculo quam in publico ostendant.*

Nous remarquerons ici en passant, que Mr. La Grange, dont nous rapportons la traductions, s'est trompé en traduisant les paroles de Sénèque, *Sericas vestes*, par, vêtemens de soie; parceque *Serica* chez les anciens de ce tems là, signifioit toiles de coton, *Bombycina*, étoffes de soie. C'est une méprise que la dénomination de ces étoffes a occasionné bien souvent.

Sénèque parle aussi dans ses Lettres de cette sorte d'habillement [1]): *Quid si contigisset illi videre has nostri temporis telas, quibus vestis nihil celatura conficitur, in qua non dico nullum corpori auxilium sed nullum pudori est.* Voyez aussi Sénèque le Rhéteur, qui dit [2]): *Infelices ancillarum greges laborant, ut adultera tenui veste perspicua sit: eo nihil in corpore uxoris suae plus maritus, quam quilibet alienus peregrinusque agnoverit.*

1) Epist. XC. p. 318.

2) Excerpt. Controv. L. II. Declam. 7. p. 345.

» l'on peut donner le nom de vêtemens à des étoffes qui ne garan-
» tissent ni le corps ni la pudeur, et avec lesquels une femme ne
« pourroit, sans mentir, assurer qu'elle n'est pas nue. Nous faisons
« venir, à grands frais, ces étoffes de pays inconnus même au com-
« merce, afin que nos femmes n'aient rien de plus à montrer en
« secret à leurs amans, qu'en public à tous les citoyens [1]) ». Le témoignage que nous venons de rapporter, démontre que les voiles, dont les têtes de nos pierres gravées sont couvertes, ressemblent parfaitement à ces draperies légères que les Dames romaines employoient du tems des Empereurs romains, où le luxe dans les habillemens étoit porté au dernier degré de recherche et d'élégance. Presque toutes ces étoffes étoient fabriqués de coton, et quoique les Grecs se soient servi dans les tems primitifs des étoffes de lin très fin, nous savons qu'ils employoient également dans la sûite les étoffes de coton, qu'ils travailloient chez eux, ou qu'ils tiroient des Indes.

Nous finirons nos remarques sur ces pierres gravées, en observant que si le costume que nous y voyons représenté, n'a pas été prescrit à l'artiste par la personne dont il a voulu faire le portrait, ou dont la condition exigeoit cet ajustement, ce sera donc l'artiste qui l'aura probablement choisi lui-même, pour donner une preuve de ses talens et de son habileté dans un sujet, où il étoit également difficile d'exprimer les inflexions et la mollesse des chairs, aussi bien que la délicatesse et la légéreté de la draperie.

1) Oeuv. de Sénèque, trad. par Mr. La Grange. To. III. p. 412-422.

BEMERKUNGEN

ÜBER

DREI BIS JETZT UNBEKANNTE GESCHNITTENE STEINE

MIT

DEN NAMEN DER KÜNSTLER.

(Aus: *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1800. St. 48. S. 475 ff.*)

Von dem Russisch-Kaiserlichen Hrn. Hofrath und Bibliothekar bei der Kaiserl. Bibliothek, Hrn. Ernst Karl Köhler, als ihrem Correspondenten, erhielt die Königl. Societät der Wissenschaften einen vortrefflichen Aufsatz: *Bemerkungen über drei bis jetzt unbekannte geschnittene Steine mit den Namen der Künstler*. Er bestärkt uns in dem vorhin gefassten Urtheil, dass der Verfasser einer der ersten Kenner dieser alten Kunstwerke ist. Wir wollen das Mögliche thun, um den Freunden dieser Kunstwerke einen Begriff von den Steinen zu geben, und die beigebrachten einsichtsvollen Bemerkungen mitzutheilen. Der *erste* Stein ist ein schöner orientalischer Topas, mit dem Sirius, dem Hundsstern, also eben das Sujet, das sich auf dem berühmten Marlborough'schen Granat findet, der in Ansehung des tiefen Schnittes für ein Wunder der Kunst geachtet wird. In jenem Topas ist der Kopf eben so tief geschnitten, gleichfalls vorwärts gewandt, aber ein wenig mehr nach der linken Seite. Das Inwendige des Mundes, die Zähne, die Nase und das weiche Fleisch der Lippen sind äusserst zart und fein gearbeitet; der Leib ist mit langem zottigem Haare bewachsen. Da auf dem Granat nur wenig mehr als der Hals zu sehen ist, so ist hingegen hier der Sirius mit dem halben Leibe vorgestellt, wie er in der grössten Sommerhitze schnaubend in der Luft schwimmt, indem er mit beiden Tatzen rudert; die linke zeigt sich von der Seite, die rechte aber fast von vorne, und ist beinahe tiefer und hervortretender gearbeitet, als der Kopf; aber eben dieser Umstand macht, dass sich kein vollkommener Abdruck vom Steine machen lässt. Da gleichwohl die

Alten in weichem Wachse abdruckten, so konnte es damals noch leichter gelingen. Hr. Köhler macht dabei die Bemerkung: da es nicht wahrscheinlich ist, dass man kostbare Meisterstücke zum gewöhnlichen Besiegeln anwendete, so sollte man glauben, sie müssten die Steine nur zur Bewunderung durch Anschauen gebraucht, und sie zu dem Ende, wie wir, gegen das Licht gehalten haben. Gleichwohl sind alle Ringe von alter Einfassung, die Hr. Köhler noch sah, auf der hintern Seite vom Metall bedeckt; er verspricht hierüber einst noch eine eigene Untersuchung. Ein andrer befremdender Umstand ist, wenn die Steine nur zum Siegeln bestimmt waren, wie haben die Künstler doch dagegen so wenig Rücksicht darauf genommen, dass sich die Steine gut abdrucken liessen. Er hatte einen trefflichen Chalkedonier vor sich, mit dem Kopfe des Dodonäischen Jupiters, der sehr tief gegraben, und von drei Viertheilen des Gesichts zu sehen ist; an diesem senkt sich die Nasenspitze etwas herab; so dass ein vollkommener Ausguss nicht genommen werden kann. Uebrigens hat der Topas mit dem Sirius den Namen des Künstlers *Scylax*, den Hr. Köhler aber als neu eingegraben erklärt. Beiläufig entkräftet er hinlänglich Raspe's wunderliche Vermuthung, der Marlborough'sche Sirius sei eine Arbeit von Natter; Hr. Köhler hat auch von Natter gar nicht die grosse Meinung, welche Lippert in Schwung gebracht hat; der Verfasser hat Gelegenheit, viele Arbeiten von ihm zu sehen und kann also sicher urtheilen. Hingegen setzt er den Pichler an die Spitze von allen neuern Künstlern in geschnittenen Steinen.

Der *zweite* Stein ist ein kleiner Sardonyx mit einer hellbraunen Lage auf einer andern weissen; auf dieser ist ein Gigant eingegraben, der einen Greif aus einer Felsenhöhle hervorzieht, und mit dem rechten Arm dergestalt ergreift, dass der Kopf des Greifen ihm in den Ellenbogen zu liegen kömmt. So klein der Stein ist, so ist an beiden Figuren das Nackte sehr bestimmt und richtig gezeichnet, und mit der grössten Feinheit ausgeführt. Noch merkwürdiger ist der Stein durch den beigefügten Namen des Künstlers, nur ist die Schrift so ausserordentlich klein, und die Buchstaben sind nur mit Puncten eingegraben, dass man die Buchstaben nicht völlig dechifriren kann. Hr. Köhler lieset Σκυλαξ ἐπ oder Σκιβακιος oder etwas Aehnliches. Auf dem Abdruck, den wir vor uns haben, ist es

noch weniger möglich, Etwas herauszubringen. Was auf dem Stein vorgestellt sei, entdeckt Hr. Köhler bei seiner Bekanntschaft mit geschnittenen Steinen leicht. In dem Gigantenkrieg, so wie nachher im Kriege mit Typhon, wie die Götter flüchteten, habe Apollo die Gestalt eines Greifen angenommen; und hier ist er also im Gefechte begriffen. Ein Carneol bei Townley kömmt mit der Vorstellung überein. S. Tassie Catal. of Gems 992 mit Kupfer pl. xx. Bekannter ist der Stoschische Stein mit dem Gigant und der Diana als Hirsch, im Königl. Preussischen Cabinet. (Auf Etruskischen Vasen kömmt ein Gefecht mit Greifen vor; ob dieses ähnliche Beziehung haben mag?)

Der *dritte* Stein ist ein gelblicher klarer Sarde (gemeiniglich Agath-Sardonyx), ein Pferd, hinter welchem ein Held steht, im Begriff, sich hinaufzuschwingen; am Arm hat er ein grosses längliches Schild, wie die Homerischen Helden. Aber die Homerischen Helden reiten nicht, und bei den Alten haben die zu Pferde sitzenden keine so grossen Schilde; zwar könne man, sagt Hr. Köhler, an Diomed denken, der die Pferde des Rhesus vor sich her treibt. Auf dem Steine stehet der Name des Künstlers Thamyras ΘΑΜΥΡΟΥ. Allein Hr. Köhler hält den ganzen Stein sammt der Schrift für modern, vielleicht eine Arbeit des Rega. Noch hängt er einige gründliche Bemerkungen über die Künstlernamen auf geschnittenen Steinen an, von denen die wenigsten echt sind; unter den Anzeigen des Betrugs führt er eine an, die den Kenner verräth: wenn die Fläche, worauf der Name stehet, tiefer ist, als der übrige Grund, so ist der Name moderne Arbeit; der Künstler schnitt die Namen, beging Fehler, und sah sich genöthigt, die Stelle wieder auszuschleifen, oder die gröbern Züge hinwegzuschleifen.

DESCRIPTION

D'UN

VASE DE SARDONYX

ANTIQUE,

GRAVÉ EN RELIEF.

Ci-joint une planche lithographiée, No. II.

(St.-Pétersbourg, 1800.)

L'apperçu, que nous donnons au public, ne doit servir que de préparation à un ouvrage plus étendu sur le même sujet, et auquel d'avance nous renverrons quelquefois nos lecteurs.

Il ne reste que très peu de vases antiques de pierres précieuses travaillés dans le genre du nôtre. La difficulté de trouver des pierres propres à cet usage, ayant plusieurs couches d'une épaisseur égale et de différentes couleurs sur un noyau qui puisse servir de fond, celle d'y placer une quantité de figures d'une grandeur considérable, et de creuser en vase une pierre si dure, sont des raisons suffisantes de cette rareté. Nous ne connoissons que trois vases, actuellement existants, qui puissent être comparés au nôtre. Celui-ci est d'un Sardonyx Indien, haut de $3^{1}/_{2}$ pouces anglois et du diametre de $2^{1}/_{8}$ pouces anglois à sa plus grande circonférence. Une masse brune en forme le fond, une couche blanche l'enveloppe et a servi à l'artiste pour les figures. Par dessus celle-ci s'étend encor une troisième, qu'il a employée aux cheveux et aux vêtements, et qui paroit plus ou moins foncée, selon l'épaisseur qu'il lui a laissée. La couche blanche n'est pas par-tout d'une hauteur égale, et vers le bas du vase les deux couches extérieures ne se continuent pas avec la même exactitude, qu'au ventre du vase. Cependant l'artiste a sçu tirer parti de ces inégalités, soit pour la composition, soit pour l'expression et la grace de ses figures. Au dessus de celles-ci un heureux hazard a placé quelques taches, en forme de nuages. En un seul endroit la couche blanche paroit avoir manqué entièrement depuis le haut du vase jusques vers son milieu. L'artiste s'est servi si heureusement de ce défaut, en y plaçant le tronc et la couronne d'un arbre, qu'on diroit que la nature, prévoyant son intention, lui ait ménagé exprès cet accident.

Ce vase a été long tems déposé au trésor des Rois de France.

Dans les manuscrits de Peiresc, conservés autrefois à la Bibliothèque Royale de Paris, il s'en trouve un dessin par lequel on voit que du tems de ce sçavant il existoit encore une des anses du vase, qu'il ne restoit qu'un petit bout de l'autre, et que sa partie supérieure étoit endommagée. Du tems de François I. on couvrit ces défauts par des ornements en or, enrichis de pierres fines. Le fameux vase de Mantoue a subi exactement le même sort. En 1753 le nôtre, dépouillé de ces ornements étrangers, fut vendu à un prix fort médiocre. Quelque tems après le hazard le fit tomber entre les mains du graveur Gay, qui communiqua sa découverte au Comte de Caylus, et celui-ci, l'ayant fait dessiner de quatre cotés, l'inséra dans le second Tome de ses Antiquités. Un possesseur postérieur en a fait ôter jusqu'aux moindres traces des anses, et a substitué à la partie supérieure et au pied, qui probablement étoient endommagés tous les deux, de nouveaux morceaux, qui, bien qu'ils ayent un peu altéré les anciennes proportions, telles qu'on les connoit par les dessins de Peiresc et du Comte de Caylus, n'ont cependant rien ôté du mérite du corps du vase.

Le dessin qu'en a donné le Comte de Caylus est extrêmement inexact. Il ne donne aucune idée ni de l'ensemble de la composition, ni du style de l'artiste, et ses explications ne sont rien moins que satisfaisantes. Ce sçavant, à qui d'ailleurs nous devons la connoissance de beaucoup de monuments très curieux et très estimables, manque souvent de pénétration quand il rencontre des sujets difficiles à deviner, et ne traite jamais avec impartialité les objets, dont il n'est pas lui même propriétaire. Ainsi en parlant de nôtre vase: « Il faut observer, dit-il, que le désordre dans les compositions a « précédé chez les Romains la décadence de l'art. Car on voit souvent « de très belles parties dans des sujets très mal composés. » Il suffit de jetter un coup d'oeil sur le dessin qui se trouve joint à ce discours, pour se convaincre qu'il ne regne aucun désordre dans la composition et ce que nous avons à dire de l'intention de l'artiste prouvera clairement, que cette même composition est des plus ingénieuses.

« Quoique la grandeur et la qualité de la pierre (continue Mr. « de Caylus) rende cet ouvrage fort précieux, le travail cependant « n'est pas en proportion avec la richesse de l'étoffe. Il est Romain « et sans finesse dans l'exécution des parties. » Il y a peu de pierres

gravées dont on puisse assurer avec certitude qu'elles ayent été travaillées ou à Rome ou en Grèce, et le terme, *travail romain*, n'a pas un sens assez déterminé. N'indique t'il qu'un ouvrage fait par un Romain de naissance, ou comprend il tous les ouvrages faits à Rome, même par des Grecs? Dans le premier cas cette dénomination conviendra à très peu d'ouvrages supérieurs; dans le second elle comprendra les chefs d'oeuvres des Dioscourides, des Kronion, et d'autres grands artistes, et ira prèsque de pair avec l'école proprement grecque. Les figures de nôtre vase, considérées séparement sont toutes belles, simples, bien posées, dessinées correctement et avec noblesse. Leur exécution est partout hardie, et, si vous en exceptez deux, délicate, fine et soignée. Cette inégalité, qu'on remarque même dans des pierres gravées anciennes d'une seule figure, ne doit pas surprendre dans un ouvrage de cette grandeur, composé de seize figures. Les artistes de ces tems travailloient comme ceux des nôtres. Ayant fourni leur dessin, ils faisoient dégrossir l'ouvrage par leurs écoliers. Des artistes déjà plus formés entreprenoient volontiers le second travail pour s'exercer dans le style et la manière d'un grand maître, qui enfin y mettoit la dernière main. Par-là s'explique facilement l'unité de style dans la composition de nôtre vase, et la différence dans l'exécution de quelques figures. Celles du premier grouppe paroissent inférieures aux autres du coté du dessin et de l'exécution, mais du coté de l'invention et de l'expression elles ne le cédent à aucune. L'idée et le style des deux figures qui planent dans l'air, sont de la plus grande beauté. La cinquième est traitée un peu plus négligemment, mais avec noblesse et énergie. Les petits génies qui forment le second grouppe, ont peu de pareils dans tous les monuments antiques. La jeune fille agenouillée est une figure supérieurement imaginée, et le petit Amour dans un char semble réunir en lui seul toutes les beautés des autres. C'est donc à tort qu'on a pris ce vase pour un ouvrage des derniers tems de Rome, quoiqu'il soit toujours difficile de décider s'il faut le placer quelque tems avant ou après Auguste.

Il nous reste à démontrer au Lecteur que la composition de ce petit tableau forme un tout bien combiné, et à lui en indiquer en gros le sens et l'intention, nous réservant de le détailler plus amplement dans l'ouvrage promis, dans lequel nous répondrons aussi

d'avance aux objections qu'on pourroit nous faire. Ce tableau est partagé en deux plans séparés, mais liés entre eux avec une adresse que nous ferons bientôt remarquer. Sur le devant est Apollon, tenant le *plectrum* dans la main droite et chantant quelqu'hymne solemnelle, qu'il accompagne de sa lyre. Debout à coté de lui est Diane avec un cerf. Derrière eux volent l'Hymen avec le flambeau nuptial, et Hébé, Déesse de la jeunesse. Les regards de tous les deux sont fixés sur le chantre, dont les sons sublimes les pénétrent d'admiration. Plus loin est assise sur une chaise une jeune personne habillée avec modestie et élégance. Elle ne prête aucune attention aux chants d'Apollon, elle paroit avoir appellé auprès d'elle un petit Amour, qui lui apporte un vase de parfums. Jusques là va la première et la principale partie du tableau. L'arbre la sépare du reste. Mais par là même, que quelques une des génies qui appartiennent au second plan, se trouvent encore en deça de l'arbre, l'artiste a heureusement lié ensemble les deux compositions. L'un de ces Amours tire une flèche sur un papillon. Au pied de l'arbre est Psyché agenouillée, et les mains liées sur les dos. Pas loin du prepier papillon en est un autre qu'un Amour attaque avec une torche allumée. Au dessous d'eux est un Génie dans une coquille attelée de deux papillons, et en bas se trouve placée une fleur qui probablement indique le lieu de la scène, et semble terminer cette seconde partie.

On devine au premier coup d'oeil que le tout se rapporte à une nôce. Apollon chante l'Hyménée, assisté de sa soeur, protectrice des vierges. Hymen et Hébé annoncent la fête. La Fiancée, représentée en Venus, a un caractère convénable à sa situation. Les grouppes de la seconde partie contiennent les types connus des tourments de l'Amour, et entrent dans la composition comme des emblêmes analogues. La richesse de l'étoffe et du travail, et le choix des images fait deviner aisément que ce vase a été commandé pour une fiancée du plus haut parage.

Dans la suite que nous donnerons à ce discours nous développerons encore d'avantage tout ce que nous n'avons qu'indiqué jusqu'à présent, nous détaillerons plus au long les attributs de chaque figure, nous en déterminerons le sens, et enfin nous comparerons nôtre vase avec d'autres ouvrages du même genre.

UNTERSUCHUNG

UEBER

DEN SARD, DEN ONYX UND DEN SARDONYX

DER ALTEN.

(Göttingen. 1801.)

Vorerinnerung.

Mühsam und schwierig sind die Untersuchungen über mehrere Steine, und ihre eigentlichen Benennungen, bei den Alten. Manche Aufgabe haben die Bemühungen unsrer neuen Mineralogen glücklich gelöst; um so befremdender aber scheint es zu sein, dass in allen Lehrbüchern der Steinkunde, und in allen Werken über alte Gemmen, nichts als lauter falsche und unbestimmte Begriffe, vom Onyx und Sardonyx, angetroffen werden, und dass, selbst durch Lessings gelehrten Streit, die mit so wenig Aufwande von Forschungsgeist und Mühe, zu beantwortenden Streitfragen: Was ist Onyx? Was ist Sardonyx? durchaus mehr verwirrt, als der Entscheidung näher gebracht worden sind. Meine Absicht war zuerst, den Liebhabern des Alterthums, für jetzt, nichts weiter als meine Gedanken über den Onyx und Sardonyx der Alten, ein Stück aus meiner Bearbeitung der Bücher des Plin, welche von Kunst, und von den ihr gewidmeten Stoffen handeln, mitzutheilen. Allein ich konnte hier zu keiner Deutlichkeit gelangen, wenn ich nicht den Abschnitt, der vom Sard handelt, vor der Untersuchung des Onyx vorausgehen liesse. Auch über ihn hat man, hier und da, schiefe und widersprechende Urtheile gefällt; jedoch ist er lange nicht so unglücklich gewesen, als der Onyx und der Sardonyx. Bloss jener Deutlichkeit wegen habe ich, am Ende dieser Abhandlung, einige Abschnitte des Plin, mit ein Paar Bemerkungen, folgen lassen,

um, mittelst der Uebersicht dieser Hauptquelle, anderen die Prüfung meiner Urtheile zu erleichtern. Neue Benennungen verschiedener Gattungen der hier erwähnten Steine, die doch einmal eingeführt werden müssen, wenn man hierinnen aufs reine kommen will, habe ich nicht vorschlagen wollen, weil das, was ich hier würde haben sagen können, eine Uebersicht beinahe des ganzen Steinreichs, bei den Alten, vorausgesetzt haben würde. Uebrigens darf man, in gegenwärtigen Blättern, keine vollständige Abhandlung über unsere Steine erwarten, dieses liegt ganz ausser meinem Zweck. Bloss die Haupteigenschaften des Onyx und des Sardonyx, durch welche sie von einander unterschieden sind, sollen aus den Alten bestimmt, mit den vorhandenen Gemmen verglichen, alles Bekannte übergangen, und, nur beiläufig, bisher angenommen gewesene Irrthümer widerlegt werden.

Vom Sard.

I.

Die Alten unterschieden sehr genau die Steine, die wir Carneol und Sard nennen, obgleich, von den Aeltern und Neuern, die ich habe nachsehen können, niemand auf diese Unterscheidung aufmerksam gemacht hat. «Die eine Art des Sard,» sagt Theophrast[1]), «ist durchsichtig, röthlich, und wird die weibliche Gat-«tung genennt; die andere Art ist gleichfalls durchsichtig, aber «bräunlich, und ist die männliche Gattung.» Auch Plin bemerkt diesen Unterschied, er drückt sich nur nicht ganz so bestimmt aus, wie Theophrast. Vor der Beschreibung lässt er die Geschichte des Steins vorhergehen. «Der Sard,» sagt er[2]), «ist sehr geschickt zum

1) De Lapid.

Του γε ξαρδιου, το μεν διαφανες, ερυθροτερον δε, καλειται θηλυ, το δε διαφανες μεν, μελαντερον δε, και αρσεν.

2) N. H. L. XXXVII. C. 7. Sect 31. p. 780—781: *E diverso ad haec Sarda utilissima — ipsa gemma vulgaris et primum Sardibus reperta, sed laudatissima circa Babylonem, cum lapicidinae quaedam aperirentur, haerens in saxo cordis modo. Hoc metallum apud Persas defecisse traditur. Sed inveniuntur compluribus aliis locis, sicut in Paro et Asso. In India trium generum: rubrum, et quod de-*

«Schneiden und zum Siegeln, und ein gemeiner Stein. Er ward «zuerst zu Sardes [1]) gefunden, der schönste aber um Babylon, im «Fels, als man gewisse Steingruben zu betreiben anfieng; man sagt «aber, dass sie in Persien nicht weiter gefunden worden sind [2]). «Sie werden dagegen an mehrern andern Orten, in Paros und As-«sos, angetroffen. Indien liefert drei Arten des Sard: rothen, eine «zweite, die, wegen der Grösse, *Demium* hiess [3]), und eine dritte,

mium vocant a magnitudine, tertium quod argenteis bracteis sublinitur. Indicae perlucent: crassiores sunt arabicae, inveniuntur et circa Leucada Epiri, et circa Aegyptum, quae bractea aurea sublinuntur. Et in his autem mares excitatius fulgent: feminae pigriores sunt et crassius nitent. Nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior: hac certe apud Menandrum et Philemonem fabulae superbiunt.

Im Anfange dieser Stelle hatten die Ausgaben vor Harduin — *ad haec*, und nach dieser Lesart habe ich übersetzt. Harduins Handschrift hatte *ad hoc*, und so würde hier bloss die letzte Eigenschaft am Sard gerühmt. Ich ziehe *ad haec* vor.

1) Sonderbar ist es, wie einige Ausleger, so wie der seichte Guettard, haben glauben können, Plin spreche von Sardinien. Dass er von Sardes in Lydien rede, man mag nun lesen *Sardis* oder *Sardibus*, sieht man daraus, da er gleich darauf Babylon und Persien erwähnt. Ferner, war es gewiss nicht in Europa oder in Sardinien, dass man die ersten Edelsteine entdeckte. Zudem, käme der Sard zuerst bei den römischen Schriftstellern vor, wäre der Stein zuerst von den Römern gekannt worden, so würde doch wenigstens etwas, für diese Auslegung, da sein. Da aber Theophrast, und Menander beim Athenaeus, seiner schon gedenken, so fällt aller Zweifel hinweg. Guettard [1]) sahe dieses nicht ein, sonst würde er uns nicht so triviale Dinge gesagt haben.

[1]) Poinsinet de Sivry Traduct. de Pline, T. XII. p. 312. not. 13.

2) In ältern Ausgaben steht *modo*, nach *hocque;* Harduins Handschrift liess es weg, er aber gedenkt dieser ältern Lesart nicht. —

3) Die Lesart vor Harduin hat, *et quod demium vocant a pinguedine.* Harduin fand: *et quod dionium vocant a magnitudine.* Saumaise schlug vor zu lesen διστημον. Harduin bemerkt dabei, *dionium* könne entweder von dem indischen Namen des Steins herkommen, oder auch im Griechischen anzeigen, dass dieser Stein doppelt so viel koste, wegen der Grösse, in der er gebrochen wird. Die Veränderung, die Saumaise vorschlägt, scheint er nicht zu billigen, mit Recht, wie ich glaube. Die Lesart *Dionium a magnitudine*, will mir aber nicht gefallen, und ist sehr verdächtig; ich ziehe *Demium* vor, weil es einen Sinn gibt. Plin will vielleicht sagen, diese Gattung heisst die gemeine. Ob nun diese Gattung des Sard die gemeine hiess, *a pinguedine*, oder *a magnitudine*, thut weniger zur Sache. Ist *Demium* die richtige Lesart, so meint Plin nothwendig eine geringere Gattung des Sard, und diese konnte überdiess noch weniger geschätzt werden, weil sie in grossen Stücken gefunden ward. War sie aber weniger schön als die echten Arten des Sard, so musste sie eben so gewiss trübe und fettig aussehen

«unter welche ein Silberblatt gelegt wird. Die Sarde aus Indien «sind durchsichtig, die arabischen aber sind weniger klar. Auch «zu Leucadien in Epirus werden Sarde gefunden, und um Aegyp-«ten, die auf ein Goldblatt gesetzt werden. In diesen Sarden besitzt «das männliche Geschlecht mehr Feuer, das weibliche aber ist «trüber, und weniger hell. Kein andrer Edelstein ist bei den Vor-«fahren mehr im Gebrauche gewesen; mit ihm prahlt man in den «Lustspielen des Menander und des Philemon»[1]). Da wo Plin in dieser Stelle die Arten des indischen Sards aufzählt, finden wir im Grunde dieselben Gattungen genannt, die uns Theophrast erwähnte, weil die zweite nicht wesentlich von den beiden andern, sondern, wie es scheint, nur durch ihren geringern Gehalt, verschieden war. Plin nennt die eine Gattung die rothe, die andere ist ihm diejenige, unter welche ein Silberblatt gelegt ward. Der rothe Sard, dem Orpheus[2]) den Beinamen des blutrothen (Σαρδιον αἱματοεν) gibt, ist unser Carneol, derselbe den Theophrast zum weiblichen Geschlecht zählt. Die zweite Art, von der Plin keine Farbe angibt, ist unser Sard, das männliche Geschlecht des Sard bei dem Theophrast; denn wodurch sollte er sich sonst vom rothen Sard unterscheiden, da es gerade vom indischen Sard, und von jedem andern, nur zwei Gattungen giebt, den rothen, und den gelblichbraunen? Diese zweite Art des Sard aus Indien ward, wie Plin sagt, mit einem Silberblatt unten versehen, welches meine Vermuthung bestätigt, da ihm, als dem Steine von bräunlicher Farbe, das Silber, und dem rothen Carneol, wenn er eine Unterlage bekommen sollte, das Gold am vortheilhaftesten sein musste[3]).

1) Menand. ap. Athen. L. III. C. 6. pag. 94: Μαραγδον ειναι ταυτ᾽ εδει και σαρδια.

2) De Lapidib. XVI, 5.

3) Herr Brückmann scheint die Stelle des Plin nicht genau erwogen zu haben; er glaubt, die Silber-Folie sei unter eine weisslich rothe Art des Sard gesetzt worden[1]). Plin aber spricht von den indischen Sarden, und bloss von den von Theophrast angegebenen kostbarern Gattungen des Sard. Martini ist in allem Hrn. Brückmann gefolgt[2]), man findet daher dieselben Unrichtigkeiten bei ihm, in so weit er jenes Werk benutzt hat.

[1]) Abhandlung von Edelst. C. XXIII. S. 202.

[2]) In Ernesti Archaeol. p. 163-169.

II.

Die übrigen Arten des Sard, die Plin in der Folge erwähnt, der weniger durchsichtige aus Arabien, der aus Epirus, und derjenige der um Aegypten gefunden wurde, gehören zn den weniger kostbaren Gattungen dieses Steins, da sie das Feuer und die Klarheit der Sarde aus Indien nicht hatten. Merkwürdig ist es aber, dass man die ägyptischen Sarde über Gold legte, und dass die männlichen oder die braunen Sarde mehr Feuer besassen, als die weiblichen, oder die rothen Sarde, unsere Carneole. Hieraus sehen wir, dass die ägyptischen Sarde die Carneole desselben Landes übertrafen.

III.

Der ächte indische Carneol (*Carniola gemmaria*, oder *Corniola di rocca antica*, *Cornaline de vieille roche*) und Sarde, deren Vaterland Ctesias [1]) in die heissen Gebirge Indiens verlegt, wird, so wie die schönen und trefflichen Arten des Onyx und Sardonyx, nicht mehr gefunden. Diese Steine haben sich bloss in den Arbeiten der alten Künstler, oder in Stücken, die für sie bestimmt waren, erhalten. Der Sard, der jetzt noch aus Cambaya und Baroach nach Amsterdam und Kopenhagen, wie Hr. von Veltheim bemerkt [2]), in erstaunender Menge, zuweilen als Ballast, gebracht wird, ist kein Sard von der edlen Gattung; und wenn Herr Brückmann behauptet, in seiner Sammlung mehrere dieser Steine zu besitzen, die völlig der schöne Sard der Alten sind [3]), so will ich die Möglichkeit, dass in jenem Ballast wohl zuweilen unter mehreren tausenden sich ein Stück solchen Sardes verlieren könne, nicht abstreiten. Eine grosse Seltenheit muss es aber immer sein, ein solches Stück, auch unter einer ungeheuern Anzahl zu entdecken, und selbst dann gehört es dem Orte, wo sich die übrigen erzeugten, sicher nicht zu, kommt auch nicht aus der Sard- und Chalcedon-Grube nicht weit von Gusurate, die noch jetzt im Betriebe

1) In Ind. ad calc. Herod. Wessel. p. 827. Sect. 5.
2) Ueber die Onyx-Geb. des Ctesias §. 14. S. 69.
3) a. a. O.
Veltheim über die Onyx-Gebirge, S. 70.

ist [1]), sondern höchst wahrscheinlich auch aus den hohen Gebirgen der Balla-Gauts, welche Herr von Veltheim, in seiner scharfsinnigen Abhandlung, für das Vaterland der alten Sardonyche hält. Denn wäre es nicht ein so ungemein seltner Glücksfall, einen edlen Carneol oder Sard in jenen Steinen zu treffen, so würden unsere Steinschneider, die weder Kosten noch die Mühe des Suchens sparen, gewiss ihre Kunst bloss in solchen Steinen verewigen. Statt dessen sind sie genöthigt, fast immer auf die Schönheit des Stoffs Verzicht zu leisten. Wie oft hat selbst Pichler, zu seinen unschätzbaren Arbeiten, trübe Carneole oder Chalcedone wählen müssen! Von englischen Steinschneidern, die doch näher an der Quelle wären, als die römischen, habe ich noch nie eine Arbeit, in einem Carneol oder Sard von der edelsten Art, und nur sehr wenige in einer geringern, aber noch schönen Gattung gesehen, ob ich ihrer gleich eine Auswahl von mehreren hunderten in der kaiserlichen Sammlung untersucht habe. Diese grosse Seltenheit eines indischen Sard oder Sardonyx macht, dass ein ungeschnittener Stein für Kenner oft das doppelte, und noch mehr, werth ist, als ein ähnlicher, mit einer gefälligen neuen Arbeit. Dass aber die indischen Sarde, die man jetzt noch trifft, meistens antike Steine sind, könnte man auch aus dem Umstande erweisen, weil die italiänischen Steinschneider, zur Zeit der Medicis, durchgängig bloss die schönsten indischen Steine gebraucht haben, die man damals, nebst den Denkmalen alter Kunst, aus der Erde hervorzog, eine Quelle die jetzt aber gar sehr zu versiegen anfängt.

IV.

Beide Gattungen des schönsten indischen Sards, die wir jetzt orientalische Carneole und Sarde nennen, sind, gegen das Tageslicht gehalten, völlig durchsichtig und klar, wie ein Crystall, besitzen viel Feuer, und sind nie trübe — oder wolkig, was auch mancher, mit dem de Boot [2]), mit Waller und Leske [3]), dagegen sagen mag. Der orientalische Carneol hat eine feurig-rothe Farbe; der orientalische Sard hingegen ist bräunlich, oder bald mehr bald

1) Veltheim über die Onyx-Gebirge des Ctesias, S. 71.

2) De Lapid. et Gemm. L. II. C. 80. p. 230.

3) Wallerius Mineralsystem, herausgegeben von Leske, S. 264-265.

weniger gelblich und orangenfarben. Doch giebt es zwischen beiden Steinen eine Menge, sich in einander verlierender, Abstufungen, indem mancher Carneol sich dem Sard, und mancher Sard dem Carneol in der Farbe nähert. Nur einige von den Alten geschnittene Carneole, welche ich für die arabischen Sarde des Plin halten möchte, haben zwar keine Wolken, sind aber doch, wenn man sie gegen das Tageslicht hält, ziemlich trübe, und werden bloss durchsichtig, schön und klar, obwohl in einem weit minderen Grade, als die indischen, wenn man sie gegen die Sonne oder vor eine brennende Kerze hält. Die orientalischen Sarde des männlichen Geschlechts hingegen sind meistens, wenn sie nicht zu der ganz edlern Art gehören, fast ganz trübe, und bleiben es auch, wenn sie gegen die Sonne gehalten werden. Geringere Klarheit scheint überhaupt eine Eigenschaft der arabischen Steine gewesen zu sein. Plin sagt dieses nicht nur vom Sard, sondern auch vom Onyx, Sardonyx[1]), und vom Chrysolith[2]). Diejenigen Sarde aber, welche wie Honig aussahen, und daher, wie ich glaube, trübe waren, und andere, welche dem gebrannten Thone glichen, verwarf man gänzlich[3]).

V.

Wenn Plin von Gold- und Silber-Blättchen, welche man hinter die Sarde legte, spricht, so glaube ich, dass er von geschliffenen, aber nicht von geschnittenen, Steinen spricht. Es sind zwar die geschnittenen Steine des Alterthums, die man in ihrer alten Einfassung entdeckt hat, nie auf eine Art in Metall gefasst, dass man glauben könnte, sie wären bestimmt gewesen, um, gegen das Licht gehalten, betrachtet zu werden. Allein die vorhandenen Ringe beweisen für diese Vermuthung nichts; denn, erstlich, sind die meisten geschnittenen Steine, die sich in ihnen erhalten haben, undurchsichtige Sardonyche; fürs zweite, sind die Carneole und andre klaren Steine in solchen Ringen, eben so wie jene Sardonyche,

1) Von beiden in der Folge.

2) Nat. Hist. L. XXXVII. C. 9. Sect. 42. p. 284. *Deterrimae autem arabicae, quoniam turbidae sunt et variae, et fulgentes interpellatae nubilo macularum, etiam quae limpidae contigere, veluti scobe sua refertae.*

3) Plin. l. c. *Damnantur ex iis melleae et quae validius testaceae.*

durchgängig römische und spätere Arbeiten aus den Zeiten der Kaiser, dienen also nicht zur Entscheidung der Frage, ob die Griechen ihre Ringsteine mit einem Boden, oder ohne Boden, fassten. Höchst wahrscheinlich aber ist es, im Gegentheil, dass die letztern diese Art, ihre geschnittenen Steine zu betrachten, kannten, und dass sie ihre schönen indischen Sarde, und andere durchsichtigen Steine, aus keiner andern, als aus dieser Absicht, für ihre Werke gewählt haben. Einen Nebengrund zu der Vermuthung, dass den Alten das Fassen geschnittener Steine *à jour* nicht unbekannt gewesen, finde ich noch überdiess in einem Umstand, den Plin uns hinterlassen hat. Aus ihm lernen wir, dass die schönsten der Hyacinthe auf diese Weise gefasst wurden *(funda includuntur)*[1], und dass man unter die andern, weniger schönen, ein Blättchen Metall zu legen pflegte. Noch bestimmter erklärt sich Plin an zwei andern Orten, aus denen die erstere Stelle ihr eigentliches Licht erhält. Am ersten bemerkt er von manchen Steinen, die er aber nicht nennt, sie würden an derjenigen Seite, die der Finger verbirgt, nicht mit Gold bedeckt[2]), *neque ab ea parte, quae digito occultatur, auro clusit.* Am andern Orte sagt er von den schönsten Jaspis-Arten, den Achaten der Neuern, sie werden in eine Schleuder[3]) gefasst *(funda includuntur)*, so dass sie unbedeckt bleiben *(patentes)*, und dass das Gold nur den Rand des Steines umschlingt *(nec praeterquam margines auro amplectente)*[4]). Da die Alten also einige Steine, wegen ihrer Schönheit, und in der Absicht, sie gegen das Tageslicht zu sehen, *à jour* fassten, warum sollten sie die geschnittenen

1) N. H. L. XXVII. C. IX. Sect. 42. p. 784. Die Alten verstanden den Kunstgriff, Edelsteinen beliebige Farben durch eine Unterlage zu geben, sehr gut. Gold- und Silber-Blättchen sind schon oben erwähnt worden, und hier sind welche von Metall genennt. Plin bemerkt, wie viel Betrügerei bei diesen Steinen Statt gefunden [1]): *subditis per quae translucere cogantur.*

[1]) Ibid. C. VII. Sect. 32. p. 779.

2) Id. L. XXXIII. C. I. Sect. 6. p. 604.

3) Bei dem Euripides [1]) sind: τυποι σφενδονης χρυσηλατου erwähnt: ein Abdruck des, in eine goldne Schleuder gefassten, Ringsteines: Ringe ohne Ringstein, im welchen eine erhobne oder vertiefte Arbeit aus Metall befindlich waren, trug man, vornehmlich Begüterte, selten, und sie finden sich auch jetzt nicht häufig.

[1]) Hippolit. v. 862. p. 326.

4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. IX. Sect. 37. p. 782.

Steine dieses Vorzugs beraubt haben, die durch denselben ungleich mehr, als jene, gewinnen mussten?

VI.

Der oben erwähnte Hyacinth besass die Farbe eines blassen Amethysts[1]), und war, wie ich glaube, auch wirklich nichts anders, als eine Gattung des blässern Amethysts, ob ihn gleich Saumaise mit dem Rubin verwechselt zu haben scheint[2]). Da nun eben dieser Stein, nicht selten, von den Alten zu Werken der Glyptik gebraucht worden, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass Plin; ob er gleich, hier, und in der vorigen Stelle, bloss von farbigen geschliffenen Ringsteinen spricht, dennoch die geschnittenen Steine, da wo er das Fassen *à jour* erwähnt, nicht ausschliessen wollte. Dass aber unter den alten Ringen gar keine mit griechischen Steinen gefunden werden, rührt aus folgender Ursache her. Die älteren Werke mussten natürlich mehrere Catastrophen erleiden, als die späteren, oder römischen, Arbeiten. In den Zeiten der Verwüstung und Plünderung brach man den Stein aus, warf ihn bei Seite, und behielt das Gold. Daher werden fast alle Gemmen ungefasst gefunden. Was aber meine obige Erinnerung betrifft, dass bloss römische Gemmen in den vorhandenen Ringen zu sehen sind, so bestärkt sie die Sammlung alter Ringe des Gorlaeus, von welchen gewiss die meisten ächt sind. Unter ihnen würde man vergebens einen griechischen geschnittenen Stein suchen. Allein für diejenigen, die Gelegenheit haben, Ringe der Alten in beträchtlichen Sammlungen zu sehen, ist dieser Beweis überflüssig. Doch es giebt noch bessere Beweise für die Vermuthung, dass die Alten ihre tiefen Steine in offene, und nicht in geschlossene, Schleudern fassten, die für einen andern Ort vorbehalten sind; nur will ich, bei dieser Gelegenheit, auf ein Paar Steine, die ich anderswo beschrieben[3]), wieder aufmerksam machen. Beide Steine sind von vortrefflicher griechischer Arbeit, der eine ein To-

1) Plin. N. H. L. XXXVII. C. IX. Sect. 42. p. 784.

2) Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 396. b. B.

3) Man vergleiche Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 48 St. vom Jahre 1800. S 473-476.

pas[1]), der andere ein Chalcedon; auf jenem ist der Sirius, bis an den halben Leib, auf diesem Jupiter, mit Eichblättern umkränzt, geschnitten, und beide Figuren scheinen offenbar ausgeführt zu sein, mehr um im Steine, als im Abdrucke, betrachtet zu werden, weil der Künstler das Siegeln, oder Abdrucken, mit diesen Steinen erschwerte, ja es, in so fern man einen vollkommenen Erfolg erwartet, unmöglich machte, indem er einige Theile, genau so wie sie in der Natur sind, darstellte.

VII.

Vettori hat eine sonderbare Meinung über ein Verfahren der alten Künstler geäussert, das er, an zwei tief geschnittenen Steinen, bemerkt haben will. Er glaubt nehmlich, die alten Künstler hätten auf der Rückseite solcher Gemmen kleine Erhöhungen stehen lassen, und wieder auch kleine Vertiefungen angebracht, diese Seite folglich nicht glatt und eben gemacht, damit durch diesen Kunstgriff der Stein, wenn er gegen das Licht gehalten werde, eine durchaus gleiche Farbe, und, an allen Stellen, denselben Grad von durchscheinender Klarheit erhielte[2]) Vettori will dieses an zwei, in der That schönen, Arbeiten, von welchen die eine, ein Achat, die bekannte Venus von Aulus[3]), die andre, ein Sardonyx, und zwar ein Bruchstück, die Füsse eines Helden, mit dem Namen des Künstlers, Quintus Alexa bezeichnet[4]) vorstellt, und an meh-

1) Wenn Herr Millin behauptet, die Alten hätten nicht auf Topas geschnitten[1]), so ist dieses zu allgemein bestimmt. Alles was man sagen kann, ist: dass er von den Alten selten geschnitten worden. In der kaiserlichen Sammlung sind einige von unzubezweifelndem Alterthume, und aus der unten angezeigten Periode, in der man die härtern orientalischen Edelsteine vorzüglich gern bearbeitete, gibt es hier, und in andern Sammlungen, mehrere Bildnisse der Kaiser und Kaiserinnen. Dieses gilt vom Topas der Neuern, dem Chrysolithe der Alten. Aber auch im Chrysolithe oder Peridot der Neuern, dem Topase der Alten, finden sich, obgleich äusserst selten, alte Arbeiten.

[1]) Introd. à l'Etude des pierr. grav. p. 11.

2) Dissert. glyptograph. C. XXII. *De inaequalitate, quae in aversa parte utriusque gemma illustratae et aliquando in plurisque aliis antiquis gemmis coelatis observatur.*

3) Stosch Gemm. ant. coel. tav. XIX. p. 24.
Bracci Memorie. Vol. I. tav. XXXI. p. 173.
Raspe Catal. de Tass. no. 5320. p. 372.

4) Bracci l. c. tav. VIII. p. 41.

rern andern geschnittenen Steinen gefunden haben. Lessing legte dieser Bemerkung einen so grossen Werth bei, dass er den ganzen Abschnitt, welchen sie in Vettori's Schrift einnimmt, in seine Kollectaneen eintrug[1]). Wie wenig brauchbar aber diese Bemerkung des Vettori sei, wie sehr sie vielmehr Künstler und Liebhaber auf falsche Vorstellungen führen müsse, wird sogleich, aus meiner Beleuchtung derselben, erhellen. Sollen sich an alten Gemmen, auf der hintern Seite, Erhöhungen und Vertiefungen finden, so setzt dieses eine nicht geringe Bemühung des Künstlers voraus, weil man diese Erhöhungen mit grosser Behutsamkeit stehen lassen musste, indem man den Rücken des Steins ebnete. Was sollte nun aber dieses Verfahren helfen, oder hervorbringen? Eine gleiche Durchsichtigkeit in einem trüben Steine, gewiss nicht. Denn die Vertiefungen konnten wohl, von einigen Orten, unreine Stellen wegnehmen, mussten aber hinwiederum, wenn sie nicht äusserst seicht waren, in welchem Falle sie aber nur wenig nützen konnten, und es besser gewesen sein würde, den ganzen Stein dünner zu schleifen, nothwendig eine falsche und ungleiche Strahlenbrechung hervorbringen. Uebrigens wäre dieses Verfahren bloss bei schlechten Steinen anwendbar gewesen, und auch an diesen hätte es nur wenig zum bessern Ansehen beitragen können. Die vorzüglichen Künstler der Griechen aber schnitten nie in schlechte, wenig durchsichtige und trübe Steine, und alle Werke der Glyptik, die wahre Kunstwerke, nicht bloss Petschaft-Steine sein sollten, wurden nur auf den schönsten uud klärsten Steinen gearbeitet. Trübe und wolkigte wurden nie dazu gewählt, weit eher noch zuweilen ganz undurchsichtige von schöner Farbe, so wie der Sardonyx und der rothe Jaspis. Ich finde daher die ganze Wahrnehmung des Vettori überflüssig und nichts lehrend. Vettori fand die Ungleichheiten an zwei Gemmen, die in Rücksicht der Steine von schlechter Beschaffenheit waren. Sein Achat muss ein trüber Chalcedon, oder ein mittelmässiger Carneol, denn so nennt Raspe, wie ich glaube, richtiger, den Stein[2]), gewesen sein, sonst würde

Winkelm. Descript. p. 166. no. 939.
Raspe l. c. no. 7406. p. 430.

1) II. B. S. 432-434.
2) l. c. no. 6320. p. 372.

er jene Ungleichheiten nicht für nöthig erachtet, und der Stein würde sie auch nicht gehabt haben, wenn er anfangs schön und durchsichtig gewesen wäre. Sein Sardonyx ist ein Stein, der nie von den Alten bestimmt gewesen ist, um gegen das Licht gehalten betrachtet zu werden; weil er stets, entweder trübe, oder ganz undurchsichtig ist[1]); an ihm hätten also Erhöhungen und Vertiefungen zu gar nichts dienen können. So trefflich nun die Arbeit an seiner Venus ist, so glaube ich doch Ursache zu haben, sie, im Falle dass der Name Aulus nicht neuer Zusatz ist, eben so wie den Sardonyx, für römische Arbeiten zu halten, weil die Namen beider Künstler, Aulus und Quintus Alexa, römisch sind[2]), und Griechen, zu solchen Arbeiten, schöne durchsichtige Steine würden gewählt haben. Vettori und Raspe melden zwar, dass der Stein des Aulus, an dem Winkelmann den Namen für neu hielt[3]), im Feuer gelitten habe; allein eben die Ungleichheiten an der hintern Seite beweisen, dass der Stein, auch vor der Beschädigung, von schlechter Beschaffenheit war, weil man ihn sonst, wie alle andre alte klaren Steine, würde geebnet haben. Da nun beide Steine römische Arbeiten, das heisst Werke sind, die Römer zu Rom gemacht haben; da beide Gemmen, als römische Arbeiten, vor Alters zuverlässig nicht ohne Boden gefasst gewesen sind, weil die Römer wenig, oder gar nicht, auf die Durchsichtigkeit ihrer Ringsteine sahen, so sind die Erhabenheiten und Vertiefungen, die Vettori auf ihrer Rückseite, so wie auf andern geschnittenen Steinen, bemerkte, die ich aber noch nie an einem klaren durchsichtigen Steine gefunden habe, nichts anders, als ein zufälliger Nebenumstand, weil man an Steinen, die nicht bestimmt waren ohne Boden gefasst zu werden, das Ebnen der hintern Fläche für völlig unnöthig erachtete, und keine aus Sorgfalt oder Feinheit angebrachte Nothhülfe.

1) Sardonyche von zwei und von drei Schichten, die völlig klar und durchsichtig sind, finden sich zwar unter den Gemmen der Alten, auch in der kaiserlichen Sammlung, sie gehören aber zu den Seltenheiten.

2) Ueber den Namen Aulus, in wie fern er griechisch, oder römisch sein kann, so wie überhaupt über die Werke mit den Namen alter Steinschneider, werde ich ausführlicher, in meinen Anmerkungen über die Gemmen, und die Steinschneidekunst der Alten, handeln.

3) l. c. p. 119. no. 573.

VIII.

Die dunkelste Gattung des indischen Sard, der gänzlich undurchsichtig zu sein scheint, und weder gegen das Tageslicht, noch gegen die Sonne, sondern, wenn der Stein nicht gar zu dick geschnitten ist, bloss gegen ein brennendes Licht, seine Durchsichtigkeit in einem kleinen, hochrothen, Flecken bemerkbar macht, finde ich auch bei den Alten erwähnt, aber nicht zu den Sarden gezählt. Dieser Stein scheint mir der Morio aus Indien zu sein, eigentlich bloss ein im höhern Grad mit dem färbenden Stoffe gesättigter Sard. Eben so, wie dieser, ist seine Farbe, bald roth, bald braun; spielte er in die Farbe des Carbunkels, so hiess er *Alexandrinum;* fiel er aber in die Farbe des Sard, das heisst, war er weniger rubinroth, sondern mehr unserm Sard ähnlich, so nannte man ihn *Cyprium*, und nur die allerdunkelste Gattung ward unter *Pramnion* begriffen[1]). Es irren sich daher de Boot, Laet, Agricola[2]) und Martini[3]), die ersten, wenn sie unter *Pramnion* böhmische Topase, und andre abendländische Steine, verstehen wollen, der letztere, wenn er im *Pramnion* unsern Rauch-Topas zu finden glaubt, weil im Topas gar keine Aehnlichkeit mit dem *Morio* der Alten gefunden werden kann.

IX.

Die vollkommnen indischen, oder überhaupt die schönsten orientalischen Sarde, müssen auch bei den Alten sehr selten gewesen sein. Unter der grossen Menge von Carneolen und Sarden, die von alter Hand geschnitten sind, finden sie sich gar nicht häufig. Ein vollkommner Stein dieser Gattung zeichnet sich allemal auch durch eine der meisterhaftesten Arbeiten der Glyptik aus; denn nie trifft man diese auf Steinen von schlechter Beschaffenheit an. Unausgeführte, aber geistvolle, Entwürfe dürften allein eine Ausnahme zuweilen machen, und auf jenen edlen Steinen gefunden werden. Hieraus kann man schliessen, dass dieser Stein bei den Alten, zum

1) Plin. loc. cit. C. X. Sect. 63. p. 792: *Morio in India, quae nigerrimo colore translucet, vocatur Pramnion: in qua miscetur et carbunculi colos, Alexandrinum: ubi Sardae, Cyprium.*

2) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 20. p. 74. 75.

3) Mus. Franc. P. II. p. 9.

wenigsten, eben so hoch im Werthe gestanden habe, als ihre schönsten Berylle, Amethyste, oder Chrysolithe, Steine, die für die Kunst weit weniger vortheilhaft waren, als jener, und die, so wie mehrere der härtern und kostbaren Edelsteine, erst unter den Kaisern anfingen, beliebtere Stoffe der Steinschneidekunst zu werden[1]). Beide Gattungen des indisehen Sard, der rothe und der braune, waren die Lieblingssteine der Griechen. Die trefflichen Arbeiten, die wir auf diesen Gemmen bewundern, nächst der Aussage des Plin, lassen uns nicht daran zweifeln; doch schliesse ich hier nicht andere Steine aus, die aus verschiedenen Rücksichten, zu diesem oder jenen Gegenstand, von alten Künstlern gewählt wurden. Auf keinem Steine nimmt sich ein Werk der Bildgrabekunst so trefflich aus, als auf den beiden Gattungen des Sardes. Denn an den härtern orientalischen Steinen, wie am Aquamarin, am Sapphir, am Amethyst, und am Topas, wird das Feuer und der Glanz, der ihnen eigen ist, sehr oft zum Hinderniss, die Arbeit mit völliger Deutlichkeit gegen das Licht beobachten zu können. Die Amethyste der Alten haben überdiess, nicht selten, den Fehler, bleich und fleckigt zu sein; besitzen sie aber die vortrefflliche dunkle Farbe, so wird dadurch der Genuss auch von dieser Seite erschwert. Auch Plato nennt den Sard unter den Steinen, welche die Griechen vorzüglich schätzten und liebten, neben dem Morio, dem Jaspis und Smaragd[2]). Dem Sard möchte, nächst seiner grossen Schönheit und Kostbarkeit, die Leichtigkeit, mit welcher er sich schneiden lässt, und die Reinheit, die er dem Abdrucke giebt[3]), diesen Vorzug, den er bei den Griechen hatte[4]), und der späterhin, unter den Römern, dem arabischen Sardonyx zu Theil ward, verschafft haben.

1) Es ist daher sehr ungegründet, wenn Laet[1]), ohne einen Unterschied zu machen, vorgibt, die Sarde der Alten müssten sehr häufig bei ihnen, und in keinem Werthe. gewesen sein.

[1]) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 16. p. 62.

2) Phaed. p. 250. T. I. Ed. Bip. Λιϑιδια ειναι ταυτα τα αγαπωμενα, μορια σαρδια τε και ιασπιδας και σμαραγδους.

3) Plin. l. c. *Omnia autem haec genera scalpturae contumaciter resistunt, partemque cerae in signo tenent, e diverso ad haec Sarda utilissima.*

4) Plin. l. c. *Nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior.*

X.

Von den Käfern der Alten sind einige aus sehr schönen Carneolen und Sarden gearbeitet. Ist die Arbeit gut und fleissig ausgeführt, so hat man auch gewiss einen schönen Stein vor sich. Diejenigen Käfer aber, welche die grösste Anzahl ausmachen, und alle aus einer Schule herzufliessen scheinen, sind sämmtlich aus einer weit weniger klaren und feurigen Art Carneol gearbeitet; sie sind aus einem Steine, der mir der arabische Sard zu sein scheint. Sie haben bloss etwas Klarheit, wenn sie, gegen eine Kerze gehalten, betrachtet werden; scheinen sie diese Klarheit nicht zu haben, so ist es meistens nichts als die Dicke des Käfers, die es verhindert. Der letzte Umstand veranlasste wahrscheinlich einen gewissen Schriftsteller, zu glauben, diese Käfer wären aus abendländischen Carneolen, oder solchen, die man gewöhnlich Canstantinopolitanische nennt, geschnitten [1]). Auf die Aehnlichkeit, die ihm beide Arten dieser Carneole mit einander etwa zu haben schienen, passt diese Schlussfolge aber nicht. Die Carneole, die man über Constantinopel erhält, sind, wenn sie sich von den schlechtern auszeichnen, sicher asiatischen Ursprungs, wo sie nicht gar selbst aus Arabien kommen.

XI.

Sonderbar ist es, wie ich hier noch bemerke, dass man fast nie, oder äusserst selten, unter der zuletzt genannten Gattung von Käfern, einen in braunem Sard, was wir jetzt Sard nennen, geschnitten findet. Wahrscheinlich hatte irgend ein Vorurtheil des Volksglaubens in der Wahl des rothen Sardes, unsers Carneols, zu diesen Amuleten, den grössten Antheil.

XII.

Die Alten unterschieden also den Carneol vom Sard eben so genau, wie wir, ob sie gleich die Namens-Unterscheidung nicht kannten. Wenn daher Hr. Brückmann sagt: [2]) «einige wollen

1) Bossi Gemme Inc. T. I. C. II. §. 6. p. 62.

2) Abhandlung von Edelst. C. XXIII. S. 201. Zu Lessings Kollectan. 1 B. S. 25.

«unter Sarder und Carneol einen Unterschied machen, allein die «Alten haben es nie gethan,» so ist dieses ungegründet. Die Namen Carneol und Sard machten bei ihnen diesen Unterschied zwar nicht aus, aber dennoch waren beide Steine, mehr als zu deutlich, durch das Geschlecht, bezeichnet. Dass aber übrigens Hrn. Brückmanns Bemerkungen über den Carneol nicht so ganz befriedigend, als man es wünschte, sein können, folgt schon daraus, da er von diesem Steine sagt:[1]) «Es ist der Carneol oder Sarder ein halbdurchsichti-«ger rother Edelstein.» Denn Carneol und Sard bei den Neuern sind wesentlich verschiedene Steine, und der indische Carneol, so wie der indische Sard, sind völlig durchsichtig. Hr. Brückmann lässt also gerade die einzig edle Gattung hinweg. Vom Carneol, und Sard, aber kann man nicht sagen, dass sie beide roth sind. Eben so falsch ist es, wenn Herr Millin sagt[2]), «*les anciens nommoient la Cornaline Sarda;*» weil auch der Sard der Neuern mit unter dem Sard der Alten begriffen war; Harduin hat denselben Fehler begangen[3]). Hr. Millin nennt ferner den Sard, Sardonyx, wo er sagt: *Quand l'agate a une couleur brunâtre, enfumée et noire, on la nomme Sardonyx*[4]). Es sollte *Sardoine* heissen; ein kleines Versehen, das aber, wie die Folge zeigt, kein Schreibfehler ist. Du Pinet giebt in seiner Uebersetzung des Plin das Wort *Sarda*, bald mit *Sardoine*, bald mit *Cornaline*[5]), daher scheint es, dass er selbst nicht wusste, was er bei beiden Worten dachte. Eben so hatte auch Saumaise vom Carneol und Onyx keine richtigen Begriffe, weil er schreibt: «Zu seiner Zeit werde sowohl der rothe als

1) Abhandlung von Edelstein. Ebendas. Daher darf man auch nicht mit Hrn. Brückmann den Carneol für einen rothgefärbten Chalcedon ansehen, welcher Meinung auch Hr. Wad ist, dessen Schrift ich noch nicht habe erhalten können. Uebrigens schreibt Hr. Brückmann oft dem Theophrast und Plin Aussagen zu, die man gewiss bei beiden vergebens suchen wird.

2) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. p. 16.

3) In Plin. l. c. p. 780. not. 1.

4) loc. cit.

5) Hist. du Monde par C. Pline second. A Cologne (à Geneve) MDCXXV. T. II. p. 607 et 609: *Au contraire la cornalline cachette bien nettement, sans rien retenir de la cire. Cette pierre presta son nom à la sardoine. Elle est fort commune: et tient on que les premières cornallines vindrent ces montagnes de Manaï.*

«weisse Onyx, Carneol genannt[1]).» Rother Onyx, die grösste Seltenheit unter den orientalischen Steinen, ist aber sicher nie Carneol, schlechtweg, genannt worden, und weissen Onyx giebt es gar nicht. — Eine Menge von Unrichtigkeiten bringen de Boot[2]) und Laet[3]) über den Sard der Alten vor, woraus man sieht, dass beide die Steine, welche sie unter diesen Namen verstanden, nicht gehörig kannten. Ein andrer Schriftsteller, Jannon de St. Laurent, hat im Abschnitte seiner Abhandlung, die von den Steinen der Alten handelt, mehr als Andre, Irrthümer über Irrthümer gehäuft[4]), und steht seinen beiden, eben genannten, Vorgängern, sehr an Gründlichkeit nach. Der Sard des Plin ist, nach seiner Meinung, der Carneol; den Sard der Neuern erwähnt er gar nicht. Er hat aber keine andere Ursache, den Carneol für den Sard der Alten zu halten, als den Beweis, den er aus den Worten des Plin: *haerens in saxo cordis modo*, nimmt, welche er auf eine abgeschmackte Weise dehnt und erklärt.

XIII.

Auch in Rücksicht der Farbe, die den Sarden der Alten zukommt, stösst man, in den Bearbeitern der Naturgeschichte, auf grosse Irrthümer. «Carneol und Sard sind beide roth von Farbe; «der Carneol ist niemals ganz rein roth, sondern stets mit gelb vermischt; [5])» sind falsche und halbwahre Behauptungen, die uns ein gewisser Guettard als Wahrheiten aufstellen will. Er fährt fort: «Wenn der Carneol zu sehr ins Gelbe fällt, so vermindert sich sein «Werth, und dieses um so mehr, als er von dieser Farbe annimmt[6]).» Falsch; nicht die Beimischung des Gelben macht den Carneol von geringerm Werth, sondern das Trübe und Wolkigte,

1) Exercit. Plin. in Solin C. 33. p. 96. b. B.

2) De Lapid. et Gemm. L. II. C. 81. p. 231.

3) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 16. p. 61.

4) Sopra le pietre prez. degli Ant. v. Saggi de l'Academ. di Cort. T. V. p. 48-50.

5) Hist. Nat. de Pline, par Poinsinet de Sivry, T. XII p. 312-314. Note. *La Cornaline, de même que la Sarde, est en général d'une couleur rouge.*

6) *Lorsque la Cornaline tire un peu trop sur le jaune, car le fond de cette pierre n'est pas d'un rouge net, mais lavé toujours d'un peu de jaunâtre, elle est alors moins estimée, et son prix tombe à proportion que ce jaune est plus considérable.*

das allen abendländischen Steinen anhängt, und diese haben nur selten einigen Werth. Das Gelbe aber benimmt dem Sarde der Alten nichts von seiner Kostbarkeit. Denn der bräunliche, oder männliche, Sard ist nicht weniger edel als der rothe, oder weibliche, Sard, wenn beide gleiche Vollkommenheiten besitzen [1]). Dass dieser Guettard den Alten nachglaubt, unsere Carneole würden durchsichtiger und heller, wenn man sie in Oel lege, macht den Kenntnissen dieses seichten Erläuterers des Plin schlechte Ehre. In seiner langen Anmerkung, über den Sard, findet man nichts, als die Verirrungen eines Albertus Magnus, Ruäus, und andrer, mit Zuversicht wiederholt, und mit seinen eigenen unbedeutenden Gedanken vermehrt. Eine andere, mit der Wahrheit streitende, Aeusserung trifft man im Hill [2]) an. Ganz gegen die Erfahrnng ist es, dass, wie er sagt, der schöne männliche Sard auch in Böhmen gefunden werde, und dass er durchsichtiger als die übrigen Carneol-Arten sei. Wider diesen Satz muss ich aber bemerken, dass der böhmische Sard ein nicht sehr edler Stein ist, wenn man ihn mit dem indischen vergleicht. Der echte Sard ist ferner nicht heller, als die echten Carneole, im Gegentheile besitzen die schlechtern Gattungen des ersten Steins nicht einmal den Grad geringerer Durchsichtigkeit, der auch den schlechten Carneolen eigen ist, sie sind meistens ganz dunkel.

XIV.

Da roth und gelblich Farben sind, die dem indischen, und dem edlern orientalischen, Sard zugehören, so ist es abgeschmackt, wenn Gersaint, Guettard, und andere, an weisse Carneole glauben wollen, und unrichtig, wenn Waller und Linné weiss und weisslich, auch unter den Eigenschaften des Carneols aufzählen [3]), und wenn der erstere gar röthlich-milchweiss für die eigentliche

1) Hr. Brückmann [1]) setzt auch den männlichen Sard, den er unter gelbem Carneol versteht, zu sehr hinter den weiblichen.

1) Ebendas. S. 203-204.

2) Brückmann a. a. O. S. 204.

3) Auch Herr Brückmann [1]) spricht von weiss-rothem und fleischfarbigem Carneol.

1) a. a. O. C. XXIII. S. 203.

Farbe des orientalischen Carneol ausgeben will[1]). Ruäus will sogar behaupten, der Sard des Plin sei weiss, und das *Sardium*, was nicht hierher gehört, sei roth. Denn wenn einem Achate die Eigenschaften fehlen, die ihn zum männlichen oder weiblichen Sard machen, — besitzt er aber statt ihrer jene, die ihm diese Naturlehrer zuschreiben, so wird er dadurch ein fleckiger Achat, ein Chalcedon, oder wozu er sonst mag gerechnet werden müssen. Will man ihn aber demungeachtet einen Carneol oder Sard nennen, so frage ich: Warum sollen denn gerade die Eigenschaften, die man an den schlechtesten Gattungen bemerkt, als Eigenschaften des ganzen Geschlechtes angegeben werden?

XV.

Der Carneol bricht zuweilen in Stücken von beträchtlicher Grösse. Es befinden sich neue Arbeiten, aus nicht ganz schlechtem Carneole, im Kaiserlichen Cabinet, die gegen drei Viertel einer Spanne hoch sind. Es verräth daher sehr wenig Kenntniss, wenn der französische Erläuterer des Plin[2]) eine so bekannte Sache läugnen will.

XVI.

Nun nur noch ein Paar Worte über die Herleitung der Namen unsrer Steine. Sard nennten die Alten diesen Stein, weil er zuerst um Sardes gefunden worden; dieses sagt Plin ganz deutlich: *Ipsa gemma et primum Sardibus reperta.* Gleich dem Sard, haben so manche andere Erzeugnisse der Natur, und so manche Steine, von dem Geburtsorte ihre Namen erhalten. Wäre diese Herleitung auch nicht so einleuchtend, als sie es wirklich ist, so würde doch die gewöhnliche Ableitung dieses Namens, von σάρξ, die Hr. Brückmann[3]), und einige nachbetende Franzosen[4]), angenommen haben, um nichts mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Denn von σαρξ

1) Mineralsys. herausgegeb. von Leske; Berlin 1781. S. 265. Alles was Waller und Leske hier über den Carneol und Sard bemerken, ist voller Unrichtigkeiten, so wie überhaupt alles, was man über diese Steine in den Lehrbüchern der Steinkunde vorfindet.

2) Hist. Natur. de Pline, T. XII. p. 318. not.

3) Zu Lessings Kollectan. I. B. S. 25. 26

4) Poisin. de Sivry Hist. Nat. de Pline, T. XII. p. 314. not.

lässt sich auf keine Weise ein Wort wie Σαρδιος, Σαρδιον, oder Sarda, ableiten. Der erste, der zu dieser vorgeblichen Namens-Verwandtschaft Gelegenheit gab, war, wie mir scheint, Epiphan, welcher den Ursprung der Benennungen Sarda in der Aehnlichkeit fand, die er in der Farbe des Steins mit dem gesalzenen Fleische eines Fisches gleiches Namens zu bemerken glaubte[1]). In der Folge wähnten vielleicht einige, es besser zu machen, wenn sie den Fisch wegliessen, und den Namen von jedem Fleische, welches man wolle, ableiteten. Sie bedachten aber nicht, dass es auch braune Sarde giebt, eben so wenig, als sich Epiphan der rothen erinnerte. Saumaise scheint zwar auch diese Herleitung von σαρξ zu billigen, da er annimmt, *Sardonyx* müsse eigentlich *Sarconyx* heissen[2]); allein beweisen konnte er es nicht. Plin sagt in einer Stelle, die in der Folge berührt werden wird, und diese ganz falsche Ableitung widerlegt, ohne Umschweife, *Sardonyx a candore in Sarda*[3]), und auch Lessing[4]) verwarf schon jene irrige Meinung.

XVII.

Eine andere, so viel ich weiss, ohne Widerspruch angenommene, aber eben so falsche, Herleitung hat man dem Carneol zugetheilt. Zu ihr gab nichts, als der verdorbene Name dieses Steins, Gelegenheit. Man glaubt nämlich, *Carneol*, *Carneola* und *Carniola* komme *a carne* her[5]), oder, welches noch lächerlicher ist, von dem kauderwelschen *Carnerina*, wie Guettard[6]) behauptet, weil dieser Stein dem Fleische an Farbe gleich sei. Man frage aber jemand der Farben kennt, ob dieses gegründet, und wäre es so, ob dann nicht mancher andere Stein eben so gut, mancher noch weit mehr, die

1) De XII. Gemm. C. XXII. Daraus ist ein anderer Irrthum Einiger entsprungen, welche glauben, Sard heisse nur ein streifiger Carneol, weil seine Streifen gleichsam die Fasern eines durchschnittenen Stückes Fleisch vorstellen [1]).

[1]) Brückm. Beitr. z. Abh. von Edelst. S. 148.

2) Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 793. a. G.

3) N. H. L. XXXVII. C. VI. Sect. 23. p. 778.

4) Antiquar. Briefe II. B. 48. Br. S. 75. Anmerk.

5) Wie unter andern auch Hr. Brückmann [1]), und Millin [2]).

[1]) Abhandl. von Edelst. C. XXIII. S. 198. Zu Lessings Kollectan. I. B. S. 26.

[2]) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. p. 16. 17.

6) Poins. de Sivry Hist. Nat. de Pline T. XII. p. 135. not.

Ehre Fleisch-Stein genannt zu werden verdienen würde? Ohne weitere Rücksicht auf diese unerwiesenen Behauptungen zu nehmen, glaube ich, dass Carneol von dem gleichfalls neuern, aber doch richtigern und frühern, *Corneolus* oder *Corneola* herkommt. Das letztere entstand zu einer Zeit, als man die indischen Carneole, von der vollkommensten Schönheit, nicht kannte. Man fand in den weniger vollkommnen orientalischen, und in den abendländischen, trüben und wolkigten Carneolen eine Farbe und eine Durchsichtigkeit, die man ebenfalls am Horn bemerkte, und darum nannte man ihn *Corneolus* oder *Corneola*, Corneol oder Hornstein, woraus, durch den Sprachgebrauch, das falsche Carneol entstand. Das Hornartige ward übrigens auch schon von den Alten für eine Eigenschaft des Sardes gehalten; vorzüglich, was die Farbe betrifft, ist es im männlichen Sarde nicht selten zu bemerken, und, in Rücksicht der matten Durchsichtigkeit, an dem weiblichen, der nicht von der grössten Schönheit ist. Plin[1]) nennt das *substratum corneum* des indischen Sardonychs, und erwähnt aus dem Zenothemis den hornartigen Onyx, *corneam onychem*, welches von gelb-bräunlichem Sard, als der gewöhnlichen Grundfarbe des indischen Onyx, zu verstehen ist. In einigen Sprachen hat sich dieser eigentliche, und richtigere, Name des Steins unverdorben fort erhalten; so wie im englischen *Cornelian*, im italiänischen *Corniola*, und in dem französischen *Cornaline* und *Corneole;* doch hat sich in die zweite auch das verdorbene *Carniola*, und in die letztere das unrichtige *Carneole* eingeschlichen. Es ist daher ganz falsch, wenn Guettard[2]) und andere, umgekehrt, *Corneolus* von *Carneolus* ableiten, oder wenn Ruäus, Waller und Linné gar einen Unterschied zwischen *Cornaline* und *Corneole* annehmen wollen; wozu, so wie zu ihren mangelhaften Beschreibungen dieser Steine, die Ursache, theils in dem verfälschten Namen, theils in ihrer Unbekanntschaft mit dem wahren Sarde der Alten zu suchen ist[3]). Wollte man also das Richtigere vorziehen, so müsste man den Carneol,

1) L. infr. cit.

2) loc. cit.

3) Auch Hr. Brückmann[1]) irrt sich, wenn er *Corniolus* für falsch, und *Carniolus* für besser hält.

[1]) Abhandlung von Edelst. 23 Cap. S. 199.

bis wir ihm einen schicklichern Namen schenken werden, Corneol heissen[1]).

XVIII.

Die beiden Geschlechte, die Theophrast dem Sarde zuschreibt, veranlassen mich, noch einen Stein zu erwähnen. Es ist dieses das *Lyncurium.* Auch von ihm nimmt Theophrast zwei Geschlechter an. «Das weibliche *Lyncurium*,» sagt er, «ist durchscheinend und «gelblich, das männliche aber ist dunkler; beide Geschlechte wer«den *Kyanos* genennt»[2]). Dass das *Lyncurium* unser Hyacinth sei, wie schon einige bemerkt haben, ist mir sehr wahrscheinlich. Unser gewöhnlicher Hyacinth wäre demnach das Weibchen, die bessere Gattung aber, die ins dunkelrothe spielt, unser *Giacintho guarnacino*, das Männchen. Der letztere Stein ward von den Alten sehr oft zu tief gegrabenen Werken gebraucht, weit seltner benutzten sie den erstern, und dieser gewöhnliche Hyacinth ist erst seit einigen hundert Jahren, eine Zeit lang, vielleicht aus einer übel verstandenen Prachtliebe, zu Cameen gebraucht worden.

Vom Onyx.

XIX.

Theophrast sagt vom Onyx ganz kurz: «er besteht aus der «Vermischung des weissen und braunen, die sich neben einander «befinden»[3]). Man siehet hieraus, dass zu den Zeiten des griechischen Weisen eine gewisse Verbindung dieses Weissen und Braunen

1) Auch Du Pinet schon, den ich nach völliger Ausarbeitung meiner Schrift zur Hand nahm, hält diese Herleitung für richtig. Er bemerkt zur Stelle, wo Plin vom Horn-Onyx spricht, in einer Rand-Anmerkung[1]): *De là est venu le nom de Cornalline.* Da es hier aber nur beiläufig auf den Carneol kam, so behalte ich das übrige einem andern Orte vor.

[1]) Hist. du Monde de C. Pline Sec. T. II. p. 607.

2) De Lapidib.

3) De Lapidib.

Το δε ονυχιον μικτη λευκῳ και φαιῳ παραλληλα.

wahrscheinlich noch nicht mit dem besondern Namen, Sardonyx, bezeichnet wurde, und dass damals alles Onyx hiess, es mochte so oder anders gestreift oder gefleckt sein. Eben dieses scheint das Wort Onyx bei dem Ctesias zu sagen, der, ausser dem Onyx aus Indien, noch einige andere indische Steine, die man zum Steinschneiden gebrauchte, erwähnt[1]), und dieses ist auch der Natur der Sache, und dem Gange unsrer Kenntnisse, angemessen. Ferner nennt Theophrast unter den Farben des Onyx, ausser dem Weissen, bloss das Braune, oder die Farbe des männlichen Geschlechtes des Sard, und übergehet das Weibchen, oder den rothen Sard. Höchst wahrscheinlich rührt diese Auslassung des Onyx mit rothem Sard bloss von der grossen Seltenheit her, in der man den rothen Onyx antraf. Eine Hintansetzung, die um so weniger befremdet, da Theophrasts Schrift überhaupt auf keine Vollständigkeit Anspruch machen kann.

XX.

Weit besimmter als Theophrast sind die Nachrichten mehrerer Griechen, die uns Plin aufbehalten hat, welcher sowohl den Onyx, als Sardonyx, genauer beschreibt. «Sudines sagt,» sind Plins Worte[2]), «im Onyx befinde sich ein Weiss, dass dem menschli-«chen Nagel ähnlich sei, desgleichen die Farbe des Chrysolith, des

Saumaise[1]) irrt sich daher wenn er glaubt, Theophrast spreche hier vom arabischen Onyx, denn er nennt weder diesen, noch den indischen, und spricht im Allgemeinen vom Onyx.

[1]) Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 396. b. D.

1) In Indic. ad calc. Herod. Wesseling. p. 827. Sect. 5.

Περι των ορων των μεγαλων, εξ ὧν ἡ τε σαρδω ορυσσεται, και οἱ ονυχες, και αἱ αλλαι σφραγιδες.

2) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. pag. 778: *Sudines dicit in gemma esse candorem unguis humani similitudine: item chrysolithi colorem, Sardae, et Jaspidis. Zenothemis indicam onychem plures habere varietates, igneam, nigram, corneam, cingentibus candidis venis oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis. Sotacus et arabicam onychem tradit: sed eam a ceteris distare, quod Indica igniculos habeat, albis cingentibus zonis singulis pluribusve, aliter quam in Sardonyche indica. Illic enim momentum esse, hic circulum. Arabicas onychas nigras inveniri candidis zonis. Satyrus carnosas esse indicas, parte carbunculi, parte chrysolithi et amethysti, totumque id genus abdicat. Veram onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas, omnium in transitu colore inenarrabili, et in unum redeunte concentum suavitate grata.*

«Sard, und des Jaspis. Zenothemis meldet, der indische Onyx sei «sehr mannichfaltig, es gebe feuerfarbnen, schwarzen, hornartigen; «sie wären mit weissen Reifen, wie mit Augen, durchzogen, und «bei einigen liefen Querstreife durch die Augen. Sotacus spricht «auch vom arabischen Onyx, sagt aber, er sei von den übrigen «Onyx-Arten verschieden, weil der indische Feuer besitze, und «mit einzelnen, oder mehrern, weissen Streifen umgeben sei. Die «arabischen aber würden von schwarzer Farbe, mit weissen Rei-«fen gefunden. Satyrus berichtet, die indischen Onyche wären «fleischig, sie spielten bald in die Farbe des Carbunkels, bald in die «des Chrysolith und des Amethyst, verwirft aber diese Arten des «Onyx.» Er bemerkt: «der wahre Onyx besitze mehrere verschie-«dene Adern und weisse Reife. Alle diese Adern haben da, wo eine «in die andere übergeht, eine unbeschreibliche Schönheit, sie «schmeicheln dem Auge, und bringen eine sehr angenehme Har-«monie hervor»[1]).

XXI.

Wir wollen diese Nachrichten des Plin näher untersuchen. Wenn Sudines den Onyx, im allgemeinen, erwähnt, ohne ein besonderes Vaterland zu nennen, und in der Aufzählung seiner Farben, des Weissen, des Gelben, des Bräunlichen und des Rothen, das Schwarze oder Dunkelbraune hinweglässt, so sehen wir, dass er, erstlich, bloss vom indischen, nicht aber vom arabischen Onyx spricht; zweitens, dass er wahrscheinlich, eben so wie Ctesias und Theophrast, keinen Unterschied unter Onyx und Sardonyx kannte[2]). Auch findet man in seiner Beschreibung, so wie auch nachher bei dem Satyrus einiges, was, nach unsern heutigen Begriffen von der alten Lithologie, nicht so ganz buchstäblich zu nehmen

1) Diese Stelle des Plin ist keine der leichtesten zu übersetzen. Die Uebersetzungen, die ich verglichen habe, sind nicht ganz getreu, die des Poinsinet de Sivry aber ist die schlechteste.

2) Der Verfasser des *Periplus* des erythräischen Meeres [1]) spricht auch vom indischen Onyx. Bei ihm ist es aber nur der allgemeine Name des Steins, denn zur Zeit, wo er lebte, war der Unterschied zwischen Onyx und Sardonyx längst schon bestimmt.

[1]) P. 27-28.

sein dürfte; zum Beispiel, wenn beide dem Onyx die Farbe des Chrysolith, unsres Topases, zuschreiben. Hier, glaube ich, muss man an dunklere Rauch-Topase denken, die mit dem Horngelben des Sard, welche Farbe er hernach erwähnt, in Wahrheit einige Aehnlichkeit haben können. Unter der Farbe des Jaspis, scheint es, dass wir Farben des Achates, der oft mit jenem verwechselt wird, verstehen müssen[1]). Was dergleichen Untersuchungen oft erschwert, ist, dass manche der Alten zu flüchtig und unbestimmt sprechen, und dass, indem dieser Zweig der Mineralogie bei ihnen noch nicht genau bestimmt war, verschiedene Schriftsteller zuweilen denselben Stein mit verschiedenen Namen nennen. Sonderbarkeiten, die man in einer dieser Ueberlieferungen verspürt, dürfen daher das Glaubwürdige klärerer und besserer Nachrichten nicht vermindern. Genau ist dasjenige, was sich die Alten unter Onyx dachten, in der Beschreibung des Zenothemis enthalten. Verbindet man mit ihr die Aussagen des Sotacus und Satyrus, so kann man sich einen deutlichen Begriff von diesem Steine der Alten bilden. Der Onyx der Alten war demnach, zur Zeit als man ihn schon vom Sardonyx unterschied, ein Stein, dem die Farbe des Sard zum Grunde diente, auf dem man weisse Reifen wahrnahm, von denen einige Augen bildeten, welche zuweilen von anderen, quer hindurch- oder vorbeilaufenden Adern durchschnitten wurden. Der Grund von der Farbe des Sardes, wovon das φαιον des Theophrast nur ein Theil ist, war eben so mannichfaltig, als es der Sard selbst ist, er war bald hoch- oder feuer-roth, bald schwarz- oder dunkel-braun, bald gelblich oder hornartig, bald grau oder schwärzlich. War die erstere Farbe die herrschende, so war der Stein ein Carneol-Onyx, waren die letzteren die Grundfarben, so war es ein Sard-Onyx, wenn beides mit den neuern unbestimmten Namen genennt werden soll[2]). Dabei machte das Unregelmässige und Willkührliche der weissen Adern und Streife das Hauptkennzeichen aus, das ihn vom Sardonyx unterschied, *illic enim (in onyche) momentum esse, hic (in sardonyche) circulum*, sagt Plin ausdrücklich. Die grösste Schönheit des Onyx bestand in der Mannichfaltigkeit seiner Adern und

1) Man vergleiche die 12. Anmerk. des Anhangs.

2) Unbestimmt sind diese Namen, weil Sardonyx bei den Alten etwas ganz anderes hiess, als ein Onyx in dem die Farben des Sard den Grund ausmachen.

weissen Reifen, in der sanften Verschmelzung der verschiedenen Farben, und in den Uebergängen von einer zur andern.

XXII.

Sehr verschieden vom indischen Onyx war der, den man in Arabien fand. Plin[1]) meldet aus dem Sotacus, dass er von den übrigen Onyx-Arten sich unterscheide, vom indischen, da dieser Feuer besässe, der arabische hingegen schwarz, das heisst, ganz dunkelbraun, und fast ganz undurchsichtig sei. Am indischen sind die Streifen weiss *(albae)*, oder milchweiss *(lacteae)*, am arabischen aber blendend, oder schimmernd, weiss *(candidae)*. Wie genau diese Merkmale des arabischen Onyx mit den vorhandenen Steinen übereintreffen, werde ich unten beim Sardonyx bemerken. Das Weisse des arabischen Steines ist, wie ich vorläufig nur noch erinnere, theils an sich von einer andern Beschaffenheit, als das Weisse jenes, theils wird es auch, durch das äusserst Dunkle des Grundes, noch mehr gehoben. Isidors Nachricht[2]) vom arabischen Sardonyx stimmt übrigens wörtlich mit der des Plin überein.

XXIII.

Der Name Onyx wird von der Bedeutung dieses Wortes im Griechischen hergeleitet. So leicht nun, was die Alten sich, unter dieser Aehnlichkeit des Steins mit dem Nagel des Fingers dachten,



aus ihren Schriftstellern zu bestimmen gewesen sein würde, so sehr willkührlich haben mehrere diese Aehnlichkeit gedeutet. Die Alten gestehen sie sowohl dem Onyx als dem Sardonyx zu, dennoch ertheilen einige sie bloss dem einen, oder dem andern. Lambin meint, der Name Onyx sei dem Steine gegeben worden, weil an ihm alles so eben, gleich und glatt, als am Nagel des Fingers sei[1]). Nach Ernesti soll Onyx ein Stein sein, der die Farbe des Nagels am Finger besitzt, und zuweilen mit dem Sard verbunden ist[2]). Martini äussert dieselbe Meinung[3]) Laet[4]) glaubt, des Onyx dunkle Stellen hätten an Glanz und Farbe Aehnlichkeit mit dem Nagel, und Mariette[5]) wendet diese Vergleichung bloss auf den arabischen Sardonyx an. Hr. Bossi[6]) findet die Aehnlichkeit in der dunkelbraunen Schicht des Sardonyx. Wer kann aber in diesen Meinungen einen richtigen Vergleichungspunkt finden? An einem andern Orte wendet der letztere, so wie auch Hr. Brückmann[7]), die Vergleichung eben so unbestimmt auf die weisse Lage an[8]). Herr Millin gibt uns eine neue Meinung hierüber; er glaubt man habe deshalb den Onyx mit dem Nagel verglichen, weil die Zonen dieses Steins dem Zirkel am untern Theile des Nagels gleichen[9]). Seine Voraussetzung wird vielleicht manchem, an sich, nicht unwahrscheinlich scheinen, sie ist aber unrichtig, weil sie dem, was die Alten vom Ursprunge der Benennung des Steins sagen, zuwider läuft. Denn hier fragt sich's: was glaubten die griechischen Naturforscher für eine Aehnlichkeit zwischen beiden Dingen zu bemerken? nicht aber: welche Aehnlichkeiten finden zwischen beiden in

1) In Horat. Carm. L. IV. Od. 12. v. 17: *quia nihil sit in eis rugosum, nihil asperum: sed omnia ut in ungue, laevia et polita.*

2) Archaeol. Litter. P. I. C. 3. p. 16.

3) In Ernesti Arch. Litter. p. 169.

4) De Gemm.. et Lapid. L. I. C. 17. pag. 64. Er hat überhaupt Plins Stelle vom Sardonyx nicht richtig gefasst. Alle Missgriffe hier anzuzeigen, würde weder nützlich noch lehrreich sein.

5) Descript. des Pierr. propr. à la Grav. p. 182.

6) Gemme Inc. C. V. p. 93.

7) Abhandl. von Edelst. a. a. O. Zu Lessings Kollectan. 1 B. S. 25.

8) C. IV. §. 7. p. 62.

9) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. pag. 16. *Parceque les zones de cette pierre ressemblent au cercle de la base de l'ongle.*

Wahrheit Statt? Bloss Hadrian Toll[2]) und Saumaise[3]) haben den Sinn richtig gefasst. Sudines sagt nämlich beim Plin: *in gemma esse candorem unguis humani similitudine.* Schon vorher aber bemerkt Plin, da wo er vom Sardonyx spricht: *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda, hoc est velut carnibus ungue hominis imposito et utroque translucido;* und mit dieser Erklärung stimmen auch die Aussagen des Isidor[4]) und Epiphan[5]) überein. Hieraus folgt, dass man die angeführte Aehnlichkeit zu bemerken glaubte, wenn eine dünne weisse Schicht auf einer andern, von der Farbe des Sardes lag. Da der Sard zwei Hauptfarben besass, die rothe und die braune, so braucht es keiner Erinnerung, dass es wohl anfänglich nur die Verbindung der ersten Farbe mit der weissen Schicht, oder der Stein war, den wir jetzt gleichschichtigen Carneol-Onyx nennen, welcher zur Vergleichung Anlass gab, die hernach mit wenigerm Rechte, auf alle übrigen Onyx- und Sardonyx-Arten angewendet ward. Eben dieses gilt auch vom Onyx, der nie als in Verbindung mit Sard gedacht werden kann. Seine weissen Adern und Flecke hatten eben so wenig, als jeder andere Stein, Aehnlichkeit mit dem Nagel, sie bekamen solche erst durch die daneben liegenden rothen oder anderen Farben des Sard-Grundes: Ob aber, in Wahrheit, der Stein, wegen einer solchen Aehnlichkeit, von den Griechen den Namen Onyx erhalten habe, scheint mir nicht gänzlich ausser Zweifel zu sein; wahrscheinlich ist es mir vielmehr, dass in diesem Worte vielleicht der Name des Steins, in einer der morgenländischen Sprachen, verborgen liege.

XXIV.

Die grosse Uebereinstimmung, die ich zwischen den Beschreibungen finde, die Plin vom Onyx, Sardonyx, und dem Murrhinum gibt, veranlasst mich, hier ein Paar Worte von dem letztern

1) Not. in Boet. de Boot de Lapidib. et Gemm. C. 84. pag. 234.

2) Exerc. Plin. in Solin. C. XXXVII. p. 539. a. C.

3) Origin. L. XVI. C. 8: *Onyx appellata quae habet in se permixtum candorem in similitudinem unguis humani.*

4) De XII. Gemm.: Ονυχιτας δε αυτους λεγουσι φυσιολογικως, επει ονυξ αστειων ανδρων μαρμαρῳ εστι συνερυθριαζομενος, συν τῃ του αἱματος ιδεᾳ.

zu sagen. Viel ist darüber gestritten, eigentlich aber noch nichts unumstösslich bewiesen worden. Ich bin weit entfernt, aus der bemerkten Uebereinstimmung folgern zu wollen, dass das Murrhinum der Alten eigentlich aus Onyx, oder Sardonyx, bestanden habe. Wäre dieses gegründet, so würden die Alten diese Gefässe sicher Onyx- oder Sardonyx-Gefässe genannt haben. Allein sie unterschieden beide ausdrücklich von einander. Dennoch scheint diese Uebereinstimmung der Beschreibungen des Onyx und Sardonyx mit der des Murrhinum, die sich nicht in dem, was dem Onyx und Sardonyx eigenthümlich und nothwendig zugehört, befindet, sehr deutlich auf einen andern von den Alten bearbeiteten Stoff hinzuweisen. Was auch Hr. v. Veltheims Meinung für sich hat, so habe ich doch noch einige Zweifel, die mich abhalten, den Speckstein für das Murrhinum zu halten. So scheint mir, zum Beispiel, die Stelle des Plin: *splendor his sine viribus, nitorque magis quam splendor*, nicht so bestimmt einen Fettglanz, oder eine matte Blänke, anzuzeigen; sie passt auf jeden Stein, der das Feuer der härtern Edelsteine nicht hat. Ferner die Worte des Plin: *pallere, vitium est*, möchte ich nicht erklären mit: einige Stücke waren blassgelb; denn Plin spricht hier vom Matten oder von dem Blassen der Farben. Die merkwürdigen Worte aber des Plin: — *sunt qui maxime in iis laudent extremitates et quasdam colorum repercussiones, quales in coelesti arcu spectantur;* hat Hr. von Veltheim ganz und gar nicht erwähnt. Da hier aber nicht der Ort ist, meine Vermuthungen über das Murrhinum weiter aus einander zu setzen, so will ich, für jetzt, nur noch einen Einwurf gegen Hrn. von Veltheim kürzlich vorbringen. Wäre das Murrhinum der Alten unser chinesischer Speckstein gewesen, so würden sich gewiss von diesem chinesischen Murrhinum, einem von den Alten so unglaublich geschätzten, und bei ihnen gar nicht so sehr seltnen, Stoffe, Bruchstücke, oder Scherben, gefunden haben, oder noch finden. Da man aber nun dergleichen noch nicht angetroffen hat, so bleibt es immer, manche andere Schwierigkeiten nicht gerechnet, sehr ungewiss, ob die Alten den Speckstein kannten, und diejenigen, die es verneinen, möchten immer mehr für sich zu haben scheinen, als die es bejahen, oder gar für ausgemacht halten wollen.

Vom Sardonyx.

XXV.

Auch in dieser Untersuchung ist Plin unser Wegweiser; seine Nachrichten über den Sardonyx sind sehr genau. «Vor Alters,» bemerkt er, «verstand man, wie schon aus dem Namen erhellt, «unter Sardonyx, die weisse Lage auf dem Sard, wodurch eine «Aehnlichkeit mit dem Nagel, der über dem Fleische liegt, entsteht, «da beide durchscheinend sind. Von dieser Beschaffenheit sind die indischen Sardonyche, wie Ismenias, Demostratus, Zenothe-«mis und Sotacus melden»[1]). Dieses war also der erste Begriff, den man mit dem Namen Sardonyx verband. Plin fährt fort: «In «der Folge verstand man unter dem Sardonyx edle Steine von meh-«rern Farben, an welchen der Grund, oder die unterste Lage, «schwarz, oder schwarzbräunlich war; darauf folgte eine markigte «weisse, und auf diese eine zinnoberrothe Schicht, die, da wo sie «das Weisse berührte, fast einen Uebergang in Purpurroth zu ver-«sprechen schien[2]). Zenothemis schreibt, dass die Inder diese «Steine nicht sehr achteten, die übrigens in so beträchtlicher Grösse «vorhanden waren, dass sie die Griffe ihrer Säbel daraus machten.

«So weit vom indischen Sardonyx»[3]). **Plin** scheint zwar hier seine Nachricht vom Sardonyx aus Indien zu beschliessen, allein er giebt uns noch in der Folge, wo er den Sardonyx aus Arabien beschreibt, einige schätzbare Winke über jenen, die wir lieber in unsre Auseinandersetzung verflechten, als einzeln anführen wollen.

XXVI.

Die Frage: Wodurch unterscheidet sich also der Onyx vom Sardonyx? ist nun, aus dem **Plin**, leicht zu beantworten. Was die Bestandtheile und Farben betrifft, sind beide einer und derselbe Stein. Onyx heisst er, wenn, wie oben bemerkt worden, der gelbe, braune, oder rothe Grund, mit weissen Adern unregelmässig, und willkührlich, durchzogen ist. Wenn diese Adern also bald Streife, bald Flecke, bald Augen bildeten, so war der Stein ein Onyx. Lagen die verschiedenen Farben des Steins aber in regelmässigen Schichten über einander, so war es ein Sardonyx. Es war ein Sardonyx, er mochte nun die weisse Schicht mit männlichem oder mit weiblichem Sard verbinden, er mochte nun weiter drei, vier, fünf, oder noch mehr Lagen haben. Denn das Wort Sardonyx bedeutete die regelmässige Verbindung des Sard mit einer weissen Schicht; der Sard aber hat, wie gesagt, unzählige Abstufungen, in roth, gelblich, braun und schwarz, die sich zuweilen sehr oft bis sieben- und mehrfach wiederholen. Wenn unter den Römern, wie **Plin** selbst, keine seiner griechischen Quellen, bemerkt, zu einer gewissen Zeit, unter Sardonyx nur Steine von drei Schichten verstanden wurden, so war dieses bloss durch Modegeschmack gewöhnlich worden, veränderte aber nichts an der eigentlichen Bedeutung des Worts, eben so wenig als es die unbegreifliche Ver-

3) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778. *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda, hoc est, velut carnibus ungue hominis imposito, et utroque translucido. Tales esse indicas tradunt, **Ismenias**, **Demostratus**, **Zenothemis**, **Sotacus**. Coeperuntque pluribus hae gemmae coloribus intelligi, radice nigra, aut caeruleum imitante, et ungue minium, incretum, candido pingui, nec sine quadam spe purpurae candore in minium transeunte. Has Indis non habitas in honore **Zenothemis** scribit: tantae alias magnitudinis, ut inde capulos factitarent. Etenim constat ibi torrentibus detegi. Persuasimus deinde et Indis, ut ipsi quoque iis gauderent. Utiturque perforatis utique vulgus, tantum in collo. Et hoc nunc est Indicarum argumentum.*

wechslung beider Steine, des Onyx und des Sardonyx, in unsern Zeiten hat thun können. Solin hat jenen Satz des Plin, in dem er die spätere fehlerhafte Bedeutung des Namens Sardonyx berührt, wie ich glaube, richtiger ausgedrückt; er sagt: *superficies ejus probatur si meracius rubet*[1]). Das heisst: man hielt denjenigen Sardonyx für vorzüglich, dessen oberste Schicht ein schönes Roth besass.

XXVII.

Vom Sardonyx giebt es ferner nur zwei Haupt-Gattungen. Entweder liegen die Lagen in geraden Linien und Schichten über einander, oder die Schichten bilden Zirkel und Ovale. Von Schichten spricht Plin bestimmt, da, wo er den Grund *(radicem)*, und die Oberfläche *(superficiem)*, des Sard-Onyx erwähnt, auch meint er, unverkennbar, regelmässig über einander liegende Schichten, da, wo er vom arabischen Sardonyx spricht, Grund und Oberfläche aber kann kein Sardonyx haben, weil die unregelmässige Vermischung der Adern ihn eben zum Onyx macht. Von Schichten, die in der Runde regelmässig herumlaufen, spricht er eben so bestimmt. Er nennt sie Zirkel *(circulos)*, ein Wort, das er nie vom Onyx gebraucht hat; er heisst sie Gürtel *(Zonas)*, und setzt hinzu, dass er sich desselben Worts auch bei dem Onyx bedienet, Gürtel deren Enden sich vereinigen[2]). Am klärsten über diese Regelmässigkeit der runden Linien drückt er sich in der Stelle aus, wo er sagt: «im «indischen Onyx sieht man das Weisse, nur abgesetzt, sich auf «dem Grunde hinziehen, im indischen Sardonyx hingegen bildet es «Zirkel» — *illic enim momentum esse, hic circulum*[3]). Von Zirkeln ist auch bei dem Plin die Rede, wo er von einigen indischen Sardonychen sagt: *quaedam in iis coelestis arcus anhelatio (aemulatio)*

1) Polyh. C. XXXIII. p. 46 sq.

2) L. c. Dieses sagt seine Stelle, wo er von den Fehlern des indischen Sardonyx spricht; einer dieser Fehler ist: *si zona alba fundat se, non colligat.* Das heisst, der Sardonyx war fehlerhaft, wenn einer, oder mehrere, Gürtel den Zirkel nicht vollendeten und schlossen.

3) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 777. Du Pinet hat sich dem Sinne dieser Stelle ziemlich genähert. Er übersetzt [1]): *car le blanc des Onyches est fait à petits poincts: mais la Sardoine (le Sardonyx) d'Inde a son blanc fait en cercles entiers.*

[1]) Hist. du Monde par C. Pline second. T. II. p. 607.

est[1]); weil er das sanfte Verschmelzen der krummen Linien in verschiedenen Farben meint, welches bei einem Sardonyx mit Zirkeln eine grosse Annehmlichkeit hervorbringen kann, allen Steinen mit Schichten überhaupt aber nachtheilig ist. Desswegen gehört es auch zu den Fehlern des Sardonyx, «wenn die eine Schicht unregelmäs-«sig an einer Stelle in die andre fliesst» — *si ex alio colore in se admittat aliquid enormiter*, «denn jede Schicht muss an ihrem Platze «ununterbrochen fortlaufen,» *nihil enim in sua sede alieno interpellari placet*[2]). Eben dieses sagt Solin, — *optima est si nec colorem suum spargat in proximum, nec ipsa ex altera mutuetur*[3]). — Ferner wurden die honigfarbnen, die trüben, oder hefigen[4]), *melleae aut faeculentae*, nicht geschätzt, und diese Eigenschaft, setze ich hinzu, macht auch bei uns einen Sardonyx weniger kostbar. Von den Fehlern dieses Steins spricht auch Solin[5]), — *arguitur si fuerit faeculentior*. Was Plin aber weiterhin, in einer Nebenanmerkung, von der wachsfarbnen, oder honigartigen, Schicht vorbringt, ist auf die Lagen des Sard zu ziehen, dessen Farben, wie bekannt, unendliche Abstufungen und Verschiedenheiten leiden. «Endlich,» setzt Plin noch hinzu, «giebt es Sardonyche aus Armenien, von «guter Beschaffenheit, nur die weisse Lage ist bleich und nicht schön — *sed pallida zona*.» Da nun Plin, wie ich bemerkt habe, sowohl vom indischen Sardonyx, der sich in gleichschichtigen Steinlagern erzeugte, als von solchem, der, wie sich vermuthen lässt, Nieren bildete, und auch aus Indien kam, gesprochen, so scheint sich Herr von Veltheim zu irren, wenn er glaubt, dass die Alten

1) Der oben genannte Franzos, Poinsinet, übersetzt hier [1]): *on remarque quelque chose qui ressemble à l'arc en ciel.* Verstehe es, wer Belieben trägt. Wie schön hatte, mehr als hundert Jahre vor ihm, Du Pinet diese Worte übersetzt! [2]) *Y a quelquefois des cercles blancs, et par fois une certaine diversité de couleur semblable à celle de l'arc en ciel.* Am Rand setzt er noch, zum Worte *diversité*, die Anmerkung: *ou certaines nuees ou vapeurs semblables etc. etc.*

[1]) l. c. pag. 281.

[2]) l. c. pag. 606.

2) Hier heisst es in jener Uebersetzung [1]): *car il ne doit point y avoir une couleur etrangère à la place de la couleur naturelle.* Ist so viel als nichts gesagt.

[1]) l. c. pag. 283.

3) Polyh. C. XXXIII. p. 46 c.

4) Plin. l. c.

5) l. c. Ueber diese Stelle vergleiche man den Anhang, Anmerk. 33.

die Onyx- und Sardonyx-Nieren aus Arabien und den Sarder-Brüchen bei Babylon erhielten[1]). Denn wenn auch Plin von den letztern bemerkt, es werde daselbst Sard gefunden, *haerens in saxo cordis modo*, und Onyx nebst Sardonyx sich in diesen Gruben sehr wahrscheinlich auch finden mochten, so folgt doch hieraus nicht, dass die Gefässe, die noch jetzt aus dem Alterthume vorhanden, aus babylonischem oder arabischem Sardonyx gearbeitet sind. Erstlich, weil Plin keines Onyx und Sardonyx aus Babylon gedenkt. Zweitens, weil er ausdrücklich die indischen Sardonyx-Nieren erwähnt, welchen er: Drittens, genau die Eigenschaften ertheilt, die wir an jenen Gefässen bemerken, und, Viertens, weil die arabischen Sardonyche, wie aus der Folge erhellen wird, von ganz andrer Beschaffenheit waren, als diejenigen Nieren, aus welchen jene bewunderten Gefässe des Alterthums gearbeitet sind.

XXVIII.

Ehe ich zum arabischen Sardonyx übergehe, noch einige kurze Bemerkungen über die Anwendung, welche die alten Künstler vom Sardonyx aus Indien gemacht haben. Der indische Sardonyx hatte, wie ich eben bemerkt habe, nur zwei Haupt-Gattungen: entweder liegen die Schichten in geradlaufenden Flächen über einander, oder die Schichten ziehen sich in regelmässigen krummen Linien in einander, und bilden Zirkel oder Ovale. Die erstere hatte sich in schichtigen Stein-Lagen, oder Geschieben, die zweite aber, wenigstens zuweilen, in Nieren-Gestalt gebildet. Jede dieser Gattungen kann auf zweierlei Arten für die Steinschneidekunst vorgerichtet werden, indem man die Lagen der Steine entweder wagerecht oder senkrecht durchschneidet. Der Sardonyx, in dem die Lagen schichtweise gewachsen, wurde am öftersten wagerecht durchschnitten, das heisst, so, dass die Flächen der Lagen über einander blieben. Auf diese Weise ward er zu Cameen vorgerichtet. Zerschnitt man aber denselben Stein senkrecht hindurch, so war dann im Durchschnitt bloss die schmale Seite, oder die Dicke, der Schichten zu sehen. Diese Steine wurden dann, so wenig vortheilhaft sie auch für die Kunst waren, zu tief gegrabenen Arbeiten, oder zu Siegel-

1) Ueber die Onyx-Gebirge des Ctesias. S. 75-76.

ringen gebraucht, und es finden sich dergleichen Steine der Alten, nicht selten, aus allen Perioden der Kunst. Sardonyche mit Schichten, die regelmässige Zirkel bilden, wurden, wenn sie klein waren, nie anders als wagerecht durchschnitten, so dass auf dem Durchschnitt, oder der Oberfläche, die Zirkel, in ihren mannigfaltigen Farben, auf dem gewöhnlich dunkeln Grunde sich zeigten. Diese Steine sind das seltenste, was man sehen kann, wenn die Zirkel genau, und die Farben, und Abstufungen, von schwarz, oder dunkelbraun, weiss, zuweilen bläulicht, und roth, in der grössten Schönheit und Regelmässigkeit sich sehen lassen. Martial spricht von einem indischen Sardonyx dieser Art, in dem merkwürdigen Verse: [1])

Sardonycha verum, lineisque ter cinctum

und der indische Sardonyx, den er anderswo erwähnt[2]) ist wahrscheinlich auch ein ähnlicher ungeschnittener Stein gewesen. So selten nun dergleichen Steine, schon an sich, sind, so wird dennoch ihr Werth unendlich vermehrt, wenn sie, in der Mitte der Zirkel, durch eine vertiefte Arbeit von alter Hand verherrlicht sind, und Mariette[3]), der einzige unter allen Schriftstellern, die über Glyptik geschrieben, der ein dergleichen kostbares Werk zu kennen glaubt und beschreibt, hat vollkommen Recht, wenn er sagt, dass Steine dieser Art völlig unschätzbar sind [4]). Die zweite Art den

1) L. IV. Ep. 61. v. 6.

2) L. IV. Ep. 27. v. 4.

3) Descript. Somm. des pierr. grav. du Cabin. d. M. Crozat No. 674. Mariette Descr. des pierr. propr. à la Gravure, pag. 183-184.

Mr. Crozat en possedoit une, où quatre Zones de diverses couleurs, à une égale distance l'une de l'autre, décrivoient quatre ovales l'un dans l'autre, avec la même exactitude que l'auroient pu faire le compas le plus juste; et dans le centre un des plus habiles graveurs qui fût jamais avoit exprimé une petite figure de Bacchante, accordant les mouvemens de ses pas au son de sa lyre: elle y étoit enfermée comme un tableau dans son cadre, et je n'imagine pas qu'il pût y avoir quelque chose de plus accompli: la Nature et l'art avoient concouru pour créer un chef d'oeuvre.

Ich weiss nicht, warum Hr. Brückmann an dem Dasein solcher Steine zweifelt [1]). Was man selbst nicht gesehen, kann darum doch in der Welt irgendwo vorhanden sein.

1) Beitr. zur Abhandl. von Edelst. S. 152.

4) Mariette irrt sich jedoch in seiner Beschreibung dieses Steins, und hat nie das Glück gehabt, einen indischen Sardonyx mit Zirkeln, von alter Hand

Sardonyx, der mit Zirkeln versehen ist, zu schneiden, ist nur bei Stücken, oder Nieren, anwendbar, die von einer bedeutenden Grösse und Dicke sind. Anstatt den Sardonyx wagerecht zu zerschneiden, und ihn zu einem dünnen flachen Stein für Ringe, oder andere Verzierungen, zu schleifen, können Steine, die mit weitern Zirkeln, durch mehrere Schichten, beschrieben sind, senkrecht in die Runde abgeschliffen werden, so, dass die äusserste Schicht die übrigen bedeckt. Aus solchen Sardonychen lieferten die Alten die vortrefflichen Gefässe, von welchen sich einige bis auf uns erhalten haben, denn nur zu solchen in die Runde laufenden, erhobenen Arbeiten, ist diese Gattung des Sardonyx geschickt. Vom indischen Sardonyx, der in geraden Schichten gewachsen, sind die grossen Cameen, zu Petersburg, zu Wien, zu Paris, und anderwärts, so wie von demselben Steine, in dem aber die Schichten in die Runde laufen, die vortrefflichen Gefässe zu Paris, Braunschweig und Petersburg, Beispiele von seltner Grösse, in welcher die Alten einen so vortrefflichen Stein zu finden wussten.

XXIX.

Obgleich die indischen Sardonyche vorzüglich zu Cameen gebraucht worden sind, so finden sich doch auch zuweilen einige dieser Steine, welche als Siegelsteine gegraben sind, indem der Sardonyx bald senkrecht, bald wagerecht durchschnitten ist. Unter der kleinen Anzahl solcher Gemmen die ich kenne, deren es überhaupt nur wenig giebt, hatten die meisten zwei, und nur einige drei, Schichten; die letztern waren durchgängig sehr klein; griechische Arbeiten machten den grössten Theil aus, die Oberfläche aber, in die man in wagerecht durchschnittenen gearbeitet hat, besteht übrigens, beinahe ohne Ausnahme, stets aus der braunen oder rothen Schicht.

geschnitten, zu sehen. Der Stein, von dem er spricht, befindet sich, nebst den übrigen Gemmen des Crozat, in der kaiserlichen Sammlung, die meiner Aufsicht anvertraut ist. Es ist ein, in seiner Art, einziges Stück, und alles, was Mariette von ihm sagt, bestätigt die genauere Ansicht. Nur ist es kein Sardonyx mit Zirkeln, sondern ein Sardonyx mit Schichten. Allein die schildförmige Gestalt, oder der Umbo, des Steins verursacht, dass man auf ihm, in den schönfarbigen Linien, das regelmässigste Oval bemerkt.

XXX.

Indische Sardonyche können ferner, von denjenigen, welche erhoben geschnittene Steine der Alten, in grosser Anzahl, vor Augen haben, nach mancherlei Abwechslungen von Farben eingetheilt werden. Den Haupt-Unterschied macht inzwischen, wenn man ihn nach den Farben bestimmen will, nicht sowohl die Mehrheit der Lagen, sondern die Verschiedenheit der Lagen des Sard, der entweder weiblich oder männlich, wie es die Alten nennten, das heisst, wie wir es nach unsern äusserst fehlerhaften und falschen Benennungen auszudrücken gewohnt sind, entweder Carneol-Onyx, oder Sard-Onyx sein kann. Einige Sonderbarkeiten des letztern anzuzeigen, dürfte hier nicht der Ort sein; bloss von dem erstern erinnere ich nur, dass er wahrscheinlich einer der seltensten Steine bei den Alten war. Diesen so genannten Carneol-Onyx meint Plin, an dem Orte, wo er sagt: man habe weiterhin unter Sardonyx Steine mit einer schwarzen und weissen Schicht, auf der sich eine zinnoberrothe Lage befand, gemeint; und Solin denkt an eben denselben Stein, wenn er sagt: *superficies ejus probatur, si meracius rubet.* So beliebt er aber bei den Alten sein musste, wie wir aus dem Plin, und Solin, schliessen können, so sonderbar ist es, dass sich dieser äusserst vortreffliche Stein [1]), nur so ganz ausnehmend selten, in den vorhandnen Werken der Alten, wieder findet, dergestalt, dass man in den ausgesuchtesten Sammlungen alter Cameen, unter einigen hundert Sardonychen, kaum einen findet, der, ausser der weissen, eine Schicht von rothem Sard besässe. Denn solche Steine, wie Plin erwähnt, mit einer schwarzen, weissen und rothen Schicht, können nicht mehr unter Seltenheiten gerechnet werden, sondern gehören, wenn sie unter alten Cameen gefunden werden, zu den Gegenständen, die uns ein Glücksfall nur wenigemal sehen lässt. Uebrigens waren die meisten Cameen von

1) Mariette, der von den Steinen, durch Uebung und vieles Sehen, eine gute Kenntniss besass, sagt von ihm [1]): *Je ne scache point de plus belle pierre fine que la Cornaline-Onyx; les anciens ont eu le bonheur d'employer pour leurs Camees les plus belles matières; rien n'est présentement si rare, ces excellentes matières semblent être epuissées pour nous.*

[1]) Descript. des pierr. propr. à la Grav. p. 184.

Carneol-Onyx, die ich bis jetzt gesehen, Werke neuer Künstler. Von den kostbaren Arbeiten aus diesem Steine in der russisch kaiserlichen Sammlung, unter welchen sich ein Carneol-Onyx mit sieben Schichten befindet, werde ich an einem andern Orte Gelegenheit zu sprechen haben.

XXXI.

Die Cameen der Alten müssen, wie mir scheint, für ihre Versuche angesehen werden, das Basrelief zu coloriren; sie scheinen einen Uebergang aus der Sculptur in die Malerei, oder aus dieser in jene, gemacht zu haben. Weniger dem guten Geschmack angemessen, als es diese sind, waren die Versuche der Alten, das runde Bildwerk zu färben, Versuche, die wir in dem Bemalen ihrer Bildsäulen, in der Vereinigung des Goldes mit Elfenbein, Marmor und Holz, und in den eingesetzten Augen bemerken; ein Geschmack welcher sogar bis in die Zeiten der römischen Kaiser, in Bruststücken und Bildsäulen, durch die Verbindung verschieden gefärbter Marmor, Statt hatte. Was die Cameen betrifft, so finden sich, wenn man sie in dieser Rücksicht betrachtet, gleichfalls nicht mehr als zwei Hauptgattungen. Entweder hat der Camee zwei Schichten, oder er hat mehrere. Da wo zwei Schichten sind, macht der Grund die eine, aus der zweiten sind die Figuren gearbeitet. Da wo mehr als zwei Schichten befindlich sind, hat der Künstler sie verwandt, um mittelst ihrer, einigen Theilen der erhobenen Figuren, oder Köpfe, eine zufällige Farbe zu geben. Cameen der ersten Art werden jedem Kenner der Kunst gefallen, sein Blick mag nun durch oftes Betrachten solcher Kunstwerke geübt sein oder nicht. Denn Cameen, von einfarbigem Stoffe, können nie eine gute Wirkung machen, eben so wenig, als die Cameen, welche ein unglücklicher Fleiss, in den zunächst verflossenen Jahrhunderten, aus Hyacinthen, Amethysten und Carneolen, arbeitete. Mit den Cameen von mehr als zwei Schichten sind, wie ich mehr als einmal bemerkt habe, diejenigen, deren Auge an dergleichen Werke nicht gewöhnt, selbst Künstler von entschiedenem Geschmacke, nicht so zufrieden. Was mich betrifft, so muss ich gestehen, dass Werke dieser Art mich anfangs mehr befremdeten, als anzogen, und dass mich das Gezwungene, das ich auf dem regelmässigsten Steine, gerade in

der dritten Schicht bemerkte, welche zu den Haaren und zum Gewande verwendet war, vielmehr hinderte, das Schöne der Ausführung zu fühlen. Doch zweifle ich, dass es Personen geben könne, die, nach längerer Gewohnheit und genauerer Bekanntschaft mit solchen Werken, diese trefflichen Ueberreste des Alterthums nicht schön, nicht bewundernswürdig, finden, und Cameen von zwei, andern von drei, und mehrern Schichten, wenn beide im übrigen von gleich guter Arbeit sind, nicht nachsetzen sollten. So bald der Zusammensetzung, durch das Benutzen der verschiedenen Schichten, aber Zwang geschehen sollte, so wird dieses freilich dem Kunstwerke für einen Fehler angerechnet, wie Lessing aus Lippert richtig bemerkt hat. Allein dieser Zwang kann nur dann entstehen, wenn die Schichten auf der Fläche nicht ununterbrochen fortlaufen, oder, wenn sie, statt in einer geraden Fläche zu liegen, sich krumm, entweder herauf, oder herab, ziehen, Dergleichen Unregelmässigkeiten des Steins werden jedoch nur selten, an den schönern der alten Werke, gefunden, und wenn sie sich da zuweilen befinden, so wird dieser unvermeidlich gewesene Zwang gewiss durch die grösste Schönheit des Stoffs, und durch die Trefflichkeit der Arbeit, reichlich wieder aufgewogen. Der verewigte Lessing that daher wohl zu viel, wenn er die Cameen von drei, und mehrern Schichten, Afterwerke der Kunst nannte[1]). Nicht Mangel an Geschmack, sondern Mangel an Bekanntschaft mit Denkmälern dieser Art, verursachte bei ihm dieses Urtheil. Nicht so gelinde dürfte man über Raspe urtheilen, auf dessen Worte auch Lessing sich beruft. Raspe sagt nämlich: «Ich habe viel geschnit«tene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die *Acro«sticha* und *Chronodisticha* in der Poesie. Viel Zwang und etwas «Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.»[2]) Dieses ist hart und ungerecht entschieden, und noch überdiess falsch, dass gemeiniglich das Verdienst solcher Steine in der Farbe bestehe, die immer nichts weiter als Nebensache an ihnen ist. Raspe hatte entweder nie meisterhafte Cameen der Alten gesehen, oder es fehlte ihm an Geschmack und an Uebung, als er sie sahe. Durch Vernunftschlüsse und aus Büchern kann hier nichts entschieden oder bewiesen wer-

1) Briefe antiquar. Inhalts II. B. 46 Br. S. 44.
2) Anmerk. S. 31.

den; nur der geübte und erfahrne Kenner und Liebhaber kann hier seine Stimme geben und urtheilen. Bei dieser Gelegenheit könnte ich noch manches sagen, welches einer richtigen Bemerkung Lessings, die er im dritten Bande seiner Briefe, antiquarischen Inhalts, auszuführen gedachte, vielleicht zu einiger Erläuterung dienen könnte. Ich meine den Satz, wo er seine Gedanken in folgenden Worten äussert: [1]) «Nachtheil der geschnittenen Steine für das «Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach «bilden will. Die Schönheit lässt sich in so kleinen Figuren bei «weitem nicht so deutlich empfinden, dass sie auf die Ausführung «im Grossen einigen Einfluss haben könnte.» Auch Mengs hatte hierüber schon einiges gesagt. Diese Abschweifung aber würde mich zu sehr von meinem gegenwärtigen Zwecke entfernen.

XXXII.

Wenn man die Vorrathskammern der Alten, von ihren schönen Sarden, Onychen, Sardonychen, und andern Steinen, für unser Zeitalter wieder öffnen wollte, so könnte man sich wohl keinen bessern Wegweiser zu ihnen wählen, als die vortreffliche Schrift des Hrn. von Veltheim, in der er uns die Lage jener Gebirge Indiens, und jenes Berges Sardus, oder Sardonyx, wie ihn Ctesias[2]) und Ptolemäus[3]) nennen, so glücklich nachgewiesen hat[4]). Würde ein so kühner Wunsch einmal erfüllt, so ist es kein Zweifel, dass sich die, seit Pichlers Tode, in einen unthätigen Schlaf versunkne Glyptik dann auch wieder ermuntern würde.

XXXIII.

Ich habe nun noch einiges vom arabischen Sardonyx zu erinnern. Plin bemerkt, dass Zenothemis und Sotacus alle Sardo-

1) Briefe antiquarischen Inhalts. Entwürfe zur Fortsetzung CXIII. S. 208. im XII Theile der sämmtlichen Schriften.

2) l. c. p. 827. Sect. S.

3) P. 199. 203. et Tab. X. Asiae.

4) Etwas über die Onyx-Gebirge des Ctesias. Helmstädt. 1797. Ich bedaure sehr, dass ich bei dieser Schrift den Aufsatz des Herrn Oberconsistorial-Rath Böttigers, über die Onyx-Cameen, nicht zur Hand hatte. Alles was aus der Feder dieses das ganze Alterthum umfassenden Gelehrten, dieses feinen und scharfsinnigen Kritikers fliesst, muss nothwendig voll der wichtigsten Resultate sein.

nyx-Arten, die nicht durchscheinend sind, blinde Sardonyche nannten [1]), und dass, zu seiner Zeit, gerade diese blinden Steine sich den Namen Sardonyx zugeeignet hätten, — *quae nunc nomen abstulere* [2]). Dieses sind nun offenbar die arabischen Sardonyche, von denen Plin sogleich hinzusetzt, «sie haben gar nichts vom Sard «an sich» — *nullo sardarum vestigio arabicae sunt* [3]). Er bemerkt weiter: «sie gefielen anfangs uns Römern, weil sie, wenn sie ge-«schnitten, fast die einzigen Steine sind, die sich in Wachs reinlich «abdrucken lassen [4]). Sie zeichnen sich durch das schöne schimmern-«de Weiss des Zirkels aus, der nicht dünn ist, und sich nicht etwa «an einer, nicht so leicht zu bemerkenden, Stelle des Steins, oder «an der schräg herablaufenden Seite *(in dejectu)*, zeigt, sondern «der glänzend auf der Mitte der Oberfläche, auf dem unten liegen-«den ganz schwarzen Grunde erscheint.» [5])

XXXIV.

Dieser arabische Sardonyx des Plin ist, wie man aus dieser Beschreibung nur zu deutlich siehet, derjenige Stein, den wir in einigen Sprachen so unbestimmt Onyx, schlechtweg, nennen, und den keine Sprache, ausser der italiänischen, mit einem ihm eige-

1) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778: *Reliquas omnes quae non transluceant coecas appellantes, quae nunc nomen abstulere.*

2) Der oben angeführte Uebersetzer gibt diese Zeile auf eine in Wahrheit elende Art: *mais aujourd'hui elles ne portent plus ce nom.*

3) Die französische Uebersetzung sagt: *Les sardoines d'Arabie ne tiennent en rien de la cornaline.* Wo ist da wohl ein Verstand zu errathen! Du Pinet übersetzt zwar gerade eben so [1]): *Les sardoines d'Arabie ne tiennent point de la cornalline.* Ihm aber ist sein Zeitalter hinlänglich zur Entschuldigung.

[1]) l. c. pag. 606.

4) *Et placuisse in nostro orbe initio, quoniam solae prope gemmarum scalptae ceram non auferrent.*

Ueber meine Erklärung des Plin gibt der Anhang weitern Aufschluss. Anmerk. 28.

5) l. c. *Arabicae excellunt candore circuli praelucido atque non gracili, neque in recessu gemmae, aut in dejectu ridente, sed in ipsis umbonibus nitente, praeterea substrato nigerrimo colore.* Du Pinet hat diese Worte, in der Hauptsache, richtig übersetzt [1]): *Les Arabesques sont environnés d'un cercle blanc, qui a un lustre fort bon, et n'est pas trop gresle. Toutesfois ce cercle n'est ni au bord, ni au fond de ceste pierre, ains reluit en la bosse et au cabochon mesme ayant un fond fort noir.*

[1]) l. c. pag. 606.

nen Namen bezeichnet. In dieser Sprache heisst er: *Niccolo col velo turchino.* Alle Kennzeichen, die Plin dem arabischen Onyx beilegt, finden wir, einzig und allein, unverkennbar in diesem Steine. Plin bemerkt zuerst, dass sie, weil sie nicht durchscheinend sind, blinde Sardonyche genennt worden wären, und dass sie gar nichts vom Sard an sich hätten. Gerade so sind die Sardonyche mit bläulicher Oberfläche, wie wir sie jetzt nennen wollen, beschaffen. Sie scheinen ganz schwarz und undurchsichtig zu sein, und nichts vom Sard an sich zu haben. Dennoch sind sie im Grunde nicht ganz undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts anderm, als aus Sard. Sie wurden also schon von den Alten, mit Recht, zu den Sardonychen gezählt, obgleich man das Morion, welches, wie oben bemerkt worden, eben so wie die untere Schicht des arabischen Sardonyx, auch nichts anders war, als ein mit dem färbenden Stoffe in höherm Grade gesättigter Sard, als eine von ihm verschiedene Steinart betrachtete. Diese Sardonyche sind, ihres pechschwarzen Ansehns der untersten Schicht ohngeachtet, dennoch zuweilen nicht ganz undurchsichtig, wenn sie gegen eine brennende Kerze gehalten werden; ihre zu grosse Dicke, oder der zu sehr gesättigte Stoff, müsste denn ihnen allen Schein von Durchsichtigkeit benehmen. Die Stelle des Plin, wo er fortfährt den arabischen Sardonyx zu beschreiben, mag nun von Zirkelsweise, oder in geraden Flächen fortlaufenden Schichten sprechen [1]), so giebt sie uns doch einen sehr bestimmten Begriff von der Farbe des arabischen Sardonyx. Die arabischen Sardonyche zeichnen sich aus, durch ein glänzendes Weiss, das auf dem pechschwarzen Grunde schimmert, — *candor praelucidus, nitens;* dem indischen aber giebt er Zirkel und Lagen von einem markigten Weiss, — *candidum pingue.* Eben so unterschied er im Onyx, die *albas Zonas* des indischen, und dis *Zonas candidas* des arabischen. Er hat alles so genau bestimmt, dass es fast unmöglich ist, zu den Unterscheidungs-Zeichen beider Steine etwas hinzu zu setzen. Dieser arabische Sardonyx ist, wenn er in seiner höchsten Vollkommenheit gefunden ward, einer der schönsten Steine für die Steinschneidekunst. Die sanft himmelblaue, als äusserst dünne Lage, welche mehr oder weniger ins weissliche fällt, von einer so blendenden Reinheit und Schönheit, und die

1) Man sehe meine Erklärung des Plin im Anhang. Anmerk. 28.

tere glänzende und dunkelschwarze Schicht, machen, dass sich die vertiefte Arbeit auf das trefflichste ausnimmt. Man würde diesem so schönen Steine vielleicht den Vorzug vor allen übrigen Steinen gegeben haben, wenn ihm nicht, als eine Folge jener Eigenschaften, die Durchsichtigkeit mangelte. Daher kann man die Arbeit auf solchen Onychen nicht beurtheilen, indem man sie gegen das Licht hält. Je dünner, reiner, hell-ultramarinfarbner, und je undurchsichtiger die obere, je dunkler und schwärzer die untere Lage ist, desto vollkommener ist der arabische Sardonyx. An minder schönen ist die obere Lage weniger rein, und die untere mehr bräunlich und etwas durchscheinend; Plin scheint eben dieses von unserm Steine zu sagen [1]), Solins Aussage aber trifft ganz mit unsern Bemerkungen überein. Seine Stelle ist um so merkwürdiger, weil er daselbst bloss von den arabischen Sardonychen handelt, und da er, der so oft dem Plin nachschreibt, seine hierher gehörigen Worte [2]): *quod si transluceant, vitio vertitur: si perspicuitatem arceat, proficit ad decorem* — nicht aus demselben entlehnt hat.

XXXV.

Zu Plins Zeiten waren diese arabischen Sardonyche so sehr gesucht, und so sehr im Umlaufe, dass man, unter Sardonyx, keine andere Gattung, als diese, verstand, *quae nunc nomen abstulere.* Solin hält es für überflüssig viel von ihm zu sagen, weil er so allgemein bekannt sei — *nec multum de ea disserendum puto, adeo Sardonyx in omnium venit conscientiam* [3]), und lässt die Liebhaberei der Römer für Gemmen, von der Zeit, zu welcher der bestrittene Sardonyx des Polycrates nach Rom kam, ihren Anfang nehmen. Der erste, der sich des arabischen Sardonyx unter den Römern bediente, war der ältere Scipio der Africaner; von der Zeit an wurden sie unter ihnen nach und nach immer mehr bekannt [4]). Denn

1) Man vergleiche den Anhang. Anmerk. 33.

2) Polyhist. C. XXXIII. p. 46. C.

3) Polyh. C. XXXIII. p. 46. C: *Ex istius (arabici) littoris sinu, Polycrati regi advecta Sardonyx gemma prima in orbe nostro luxuriae excitavit facem.*

4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 778. *Primus autem Romanorum Sardonyche usus est prior Africanus, ut tradit Demostratus, et inde Romanis hanc gemmam fuisse celeberrimam.*

Diese Nachricht lässt sich sehr leicht mit der vorher angeführten des Solin vereinigen.

vor dem Scipio bedienten sich die Römer keines Steins so häufig, als des Sardes [1]): denn sie folgten auch hierinnen dem Beispiele ihrer Vorgänger, der Griechen. Anfangs gefiel den Römern vorzüglich dieser Sardonyx, weil er, wie Plin sagt, sich reinlich im Wachs abdrucken liess, und durch diese Eigenschaft, mehr als fast alle andre edle Steine, zum Siegeln geschickt war [2]). Man kann hinzusetzen, dass die Bequemlichkeit, mit der dieser Stein sich bearbeiten lässt, nächst seinem schönen Ansehen, überdiess auch nicht wenig beigetragen haben muss, ihn in Rom so allgemein beliebt zu machen. Auf diese allgemeine Gewohnheit, Sardonyche zu Siegel-Ringen zu tragen, bezieht sich jene Stelle des Martial [3]), wo er sagt:

Rufe, vides illum subsellia prima tenentem,
Cujus et hinc. lucet Sardonychata manus,

Man trug, aus Eleganz, mehrere an einer Hand, wie wir aus einer Satyre des Juvenal sehen, wo es von einem Spieler der Lyra heisst:

— — *densi radiant testudine tota*
Sardonyches [4]).

und zuweilen unter andern Edelsteinen, alle nur an einem Finger [5]). Ringe, in welche Sardonyche gefasst, schenkte man sich an Geburtstagen [6]); sie waren eine Mode-Verzierung, so, dass ein Redner im Juvenal sich einen Sardonyx lehnen liess, um seine Rede mit gehörigem Pomp zu halten [7]). Dieses ist nun genug, um zu beweisen, wie allgemein dieser Sardonyx unter den Römern be-

in so grosser Achtung, dass er der Fürst oder der Vornehmste unter den Gemmen,

— — — — — *gemmaque princeps Sardonychus*

genannt, und in elfenbeinernen Kästchen verwahrt wurde:

— — *loculis quae custoditur eburnis* [1]).

Er war, wie man aus einem Befehl des Kaisers Hadrian siehet, zu den Steinen von grossem Werthe gezählt, und ausdrücklich von Ringen, die nur fünf Goldstücke galten, unterschieden [2]).

XXXVI.

Die ganz ausserordentlich grosse Anzahl arabischer Sardonyche, welche alle nur in einem Geschmacke gearbeitet sind, bestätiget alles, was wir jetzt von der Liebhaberei der Römer zu diesem Steine, aus ihren Schriftstellern, gesagt haben. Sämmtliche noch vorhandene arabische Sardonyche sind römische Arbeiten; griechische Werke findet man fast nie auf ihnen. Diese Hintansetzung, die sie von den Griechen erfuhren, dürfte, wie es mir scheint, nichts anders, als die Undurchsichtigkeit dieser Steine, veranlasst haben.

XXXVII.

Die Alten haben den arabischen Sardonyx nie zu Cameen, sondern stets zu Siegelringen gebraucht. Sie wurden durchgängig, und ohne Ausnahme, wie man es jetzt an vielen tausenden, die bis auf uns gekommen sind, bemerken kann, oben flach und an den Seiten schräg herablaufend *(en talus)* geschnitten, und gerade von einem so geschliffenen Steine spricht Plin, in der angeführten Stelle. So gewöhnlich nun dieser arabische Sardonyx in zwei Schichten gefunden wird, so äusserst selten scheint mir diejenige Gattung zu sein, in welchen die Lagen im Zirkel herumlaufen. Es gab zwar übrigens auch Sarde in Arabien, dennoch aber glaube ich, dass

1) Id. Sat. XIII. v. 138-139. In dieser Stelle wird bald *Sardonychus*, bald *Sardonychum*, bald *Sardonyches* gelesen; ist die erste, oder die letztere Lesart der zweiten vorzuziehen, so hätte das Deutsche *Sardonych* in ihnen seine Vertheidiger. Auch die Franzosen nannten vormals den Onyx, *Onyche* [1]).

[1]) Man sehe unter andern Du Pinet, ll. cc.

2) Ulpian. L. 6 ff. De Bon. Damnat. *Si quis digito habuerit aut Sardonycha aut aliam gemmam magni pretii.*

unter den alten Steinen kein einziger arabischer Sardonyx, mit einer rothen oder Carneol-Schicht, könne gefunden werden. Auch Plin sagt dieses ganz klar: *nullo sardarum vestigio arabicae sunt.* Eben so wenig wird es möglich sein, jetzt einen geschnittenen arabischen Sardonyx zu finden, der, ausser den gewöhnlichen zwei Schichten, eine dritte, und zwar dunkle, über der weissen, besässe. Ueberhaupt hat dieser Sardonyx eine Besonderheit, durch die er sich noch weiter vom indischen unterscheidet. Seine bläulichte, oder weisse Lage liegt nämlich meistens in einer so unmerklichen Dicke über der dunkeln, dass sie eher einem Hauch als einer Schicht gleicht, welches bloss eine Wirkung der Feinheit und Dichtigkeit ihrer Bestandtheile ist. Denn was die unterste Lage am indischen Sardonyx betrifft, so ist sie oft eben so schwarz, und scheint eben so undurchsichtig zu sein, als am arabischen.

XXXVIII.

Bis jetzt habe ich meine Meinung, über den Onyx und Sardonyx der Alten, vorgetragen; ich habe sie, nicht nur durch die Aussagen der Alten, bestätigt, sondern meine Behauptungen immer, mit den Wahrnehmungen an den vorhandenen Steinen der Alten, von denen ich mir einige Kenntniss, durch eine lange Uebung, zu verschaffen gesucht habe, verglichen und unterstützt. Ich habe durch Anführung oder Widerlegung so mancher, über diesen Gegenstand, zum Theil von berühmten Männern, gefällter Urtheile, den Gang meiner Sätze nicht unterbrechen wollen. Damit aber nicht jemand vielleicht glauben könnte, ich sei hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten gerathen, die ich daher, wie es so manche thun, zu erwähnen nicht für gut befunden, so will ich die hauptsächlichsten dieser Abweichungen von der Wahrheit hier so kurz als möglich anführen.

XXXIX.

Herr Brückmann will gar nichts von einem Unterschiede zwischen Onyx und Sardonyx wissen, denn er sagt:[1] «er muss, meines Erachtens, stets Onyx heissen, er mag in reinen derben Stücken, in Lagen, Ringen und Flecken, vorkommen.» Diesem un-

1) Zu Lessings Kollectan. I. B. S. 23.

richtigen Satze widerspricht seine Anmerkung über den Sardonyx, wo es heisst: [1]) «Sardonyx heisst der Stein, wenn der Sarder, oder «Carneol, mit dem Onyx durch Lagen, Ringe und Flecken, ver-«bunden ist.» Durch Behauptungen dieser Art wird, wie mir scheint, die Sache immer in der alten Verwirrung erhalten, aber nie aufgeklärt. Auch dürfte es Herrn Brückmann sehr schwer werden, zu beweisen: [2]) «dass der Chalcedon von einigen, mit Grunde, «*oryx candida*, oder *pellucida*, genannt werde, weil er auch bei «den Alten zu den Onyx-Arten gezählt wurde.» Beides ist, nach dem was ich vom Onyx bemerkt, ohne allen Zweifel falsch. So bald man in dergleichen Untersuchungen, entweder dem ersten, dem besten, seiner Vorgänger nachfolgt, oder Grundbegriffe einer Sache, mehr nach eignem Dafürhalten bestimmen, als bis zu den Quellen gehen will, dann sind Irrwege und Selbstbetrug die unvermeidlichen Folgen. So sind, in der Abhandlung des Hrn. Brückmann [3]), aus dem Satze: «dass die Alten die mehresten Chalce-«donarten Onyx nannten; dass die Neuern den lichten, mehr durch-«sichtigen, Onyx, nunmehr Chalcedon, und eigentlich den weni-«ger durchsichtigen, trüben, der gleichsam eine mehr fettige Poli-«tur annimmt, Onyx nennen;» eine beträchtliche Anzahl eben so falscher Gedanken gefolgert worden.

XL.

Kircher [4]), und Harduin [5]), standen in demselben Wahne. Sie glauben, Onyx werde Camea genennt, und verwechseln also den Onyx mit dem Sardonyx. Dieselben Unrichtigkeiten über den Onyx und den Sardonyx, nebst mehrern ganz falschen Behauptungen von diesen Steinen, findet man in Waller's Mineralsystem und in Leske's Anmerkungen dazu [6]), so wie in allen übrigen Handbüchern der Steinkunde.

1) Ebendas. S. 26.
2) Abhandl. von Edelst. C. XXI. S. 190.
3) Ebendas. C. XXIV. S. 208.
4) Mund. Subterran. L. VIII. p. 81.
5) In Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. p. 778. Not. 1.
6) S. 266-268.

XLI.

In Lessings berühmten Streit, mit Klotz und seinen Anhängern, kam die Rede auch auf den Onyx und Sardonyx. Von keinem der neuern Schriftsteller hätte man, mit mehrerm Rechte, eine gründliche Bestimmung der Sache erwartet, als von Lessing, allein auch er hat hier mehr verwirrt, als alte Irrthümer hinweggeräumt. Sein Grundsatz ist: «bloss die reguläre Lage der farbigen «Streife macht den Achat zum Onyx» [1]). Dieses ist in jeder Rücksicht falsch; denn wenn Lessing auch von den frühern Zeiten, bis auf Theophrast, sprechen wollte, wie es nicht der Fall ist, so müsste man ihm dennoch einwerfen, dass, wie ich oben gezeigt habe, Onyx damals beides, einen Sard mit regulären weissen Schichten sowohl, als einen mit irregulären weissen Adern bedeutete. Als man aber weiterhin die regulären Onyche von den irregulären unterscheiden wollte, nannte man die erstern Sardonyche. Daher ist es eine zweite Unrichtigkeit wenn er vom Sardonyx sagt [2]): «man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife «von der Farbe des Sardes sind, durch diesen Zwitternamen aus- «zuzeichnen.» Unrichtig ist dieser Satz, weil ein Onyx mit Streifen von der Farbe des Sard nichts anders ist, als der Onyx des Plin, und nicht eher zum Sardonyx wird, als bis seine Schichten regelmässig liegen; denn ein Sardonyx, der aus Streifen, oder aus einer unordentlichen Mischung der Farben besteht, ist ein Unding, ob-

Frage: «ob die reguläre Lage der farbigen Streife einen Achat zum «Onyx mache?» [1]) Diese Frage aber war falsch gefasst, und beide Theile, der bejahende nicht weniger, als der verneinende, hatten gleiches Unrecht. Denn erstlich macht weder die reguläre, noch die irreguläre Lage der farbigen Streife einen Achat zum Onyx, oder zum Sardonyx. So wird, zum Beispiel, niemand einen Achat mit rothen und blauen Streifen für einen Onyx halten, und dieses mit Recht, weil gerade die Hauptfarbe, nämlich das Weisse mangelt. Die Alten kannten den weiss und grünen gleichschichtigen Achat, aus Island, noch nicht, und dennoch nennen wir ihn, so lange wir ihm keinen bessern Namen geben können, wenn auch nicht völlig richtig, wenigstens bestimmt, grünen gleichschichtigen Onyx. Weiss muss sich also nothwendig in einem Achate finden, der auf den Namen, Onyx, Anspruch machen soll; nächst diesem gehören dem Onyx, in dem Sinne den die Alten diesem Namen gaben, schlechterdings keine andere Farben, als, einzig und allein, diejenigen, die dem Sarde eigen sind. Zweitens, muss man gegen jene Frage einwerfen, ist das Reguläre der Streife gerade dasjenige, welches verursacht, dass der Stein, in dem sie sich finden, kein Onyx ist. Kurz Lessing scheint gar nicht an Plins Nachrichten, über beide Steine, gedacht zu haben, denn sonst würde er gewiss nicht überall den Sardonyx mit dem Onyx verwechselt haben. Beide Steine machen zwar, in Rücksicht ihrer Bestandtheile, einen und denselben Stein aus, «wenn denn aber nun einmal,» um mich Lessings eigener Worte zu bedienen [2]), «für diese Variation ein «besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern «beilegen?»

XLII.

In eben dieser Untersuchung scheint mir Lessing die Worte des Theophrast, in welchen der letztere vom Onyx spricht, nicht richtig zu erklären, wenn er die oben angeführte Stelle [3]), «das

1) Briefe antiquar. Inhalts II. B. 50 Br. S. 94. Auch ist es nicht gegründet, dass das neue Wort Achat-Onyx aus den Unterschriften der Gemmen des Gorlaeus entstanden sei, wie Lessing [1]) glaubt.

1) Kollectan. I. B. S. 23.

2) Ebend. II. B. 46. Br. S. 77.

3) Ebendas. II. B. 50 Br. S. 95. Anmerk. Man vergleiche §. XIX.

«Weisse und Braune müsse im Onyx parallel liegen,» übersetzt. Der Sinn des Griechischen, μικτη λευκω και φαιω παραλληλα, scheint mir zu sein: «Der Onyx ist eine Vereinigung des Weissen «und Braunen, die sich neben einander befinden.» Indem Lessing das griechische Wort, παραλληλα, im Deutschen mit, parallel, giebt, verengert er den Sinn dieses Satzes. Theophrast meint eben sowohl den eigentlichen Onyx, als den Sardonyx; bei dem Deutschen parallel aber denkt man sich bloss den Sardonyx mit Schichten, und glaubt, dass auch der Sardonyx mit Reifen ausgeschlossen sei. Niemand wird es daher billigen können, wenn Lessing von einem Onyx von zwei Schichten spricht[1]), oder wenn er einen Sardonyx von vier Lagen, «schlechtweg Onyx, höchstens einen «vielstreifigen Onyx,» genannt wissen will[2]). Aus meinen Bemerkungen ergiebt sich ferner, dass er keinen Grund hat, wenn er Winkelmann tadelt, der einen Sardonyx mit vier Schichten erwähnt. Lessing missbilligt diese Benennung aus folgenden Gründen. Erstlich, «weil der Sardonyx schlechterdings nur drei Lagen «von Farben zeigen müsse.» Zweitens: «weil kein Sardonyx ohne «rothe Schicht gedacht werden könne, diese aber dem Sardonyx «des Winkelmann mangele.»[3]) Auf den ersten Einwurf antworte ich mit den Worten des Plin: *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda;* — das heisst, wie auch, zum Ueberfluss, aus der Folge dieser Stelle, die schon oben erläutert worden ist, sich ergiebt, unter Sardonyx verstand man die weisse Schicht, die auf einer Lage von Sard sich befindet. Man verknüpfte also, was die Farben betrifft, nur die Idee von Weiss und von Sard mit diesem Namen, und der Stein konnte so viel Schichten haben als er wollte, nur nicht weniger als zwei. Plin setzt hinzu: «in der Folge verstand man unter Sardonyx, Steine von «mehrern Schichten, von schwarz, weiss und roth.» Für Lessing beweisst diese Stelle aber nichts, und darum führt er sie vermuthlich auch nicht an, weil hier nur von einer Gewohnheit die Rede ist, und schon die Definition, *a candore in Sarda*, Steine von drei und mehr Schichten, nichts weniger, als ausschliesst. Gehörten zu

1) Ebendas. II. B. 48 Br. S. 75.
2) Ebendas. S. 75.
3) Ebendas. II. B. 48 Br. S. 73-76.

einem Sardonyx schlechterdings drei Schichten, so hätte der Lieblingsstein der Römer, ja auch nicht, Sardonyx aus Arabien, genannt werden können.

XLIII.

Im zweiten Einwurf behauptet Lessing, jeder Sardonyx müsse eine rothe Schicht haben, und Hr. Brückmann war vor ihm schon derselben Meinung[1]). Die, eben zuletzt erwähnte, Stelle des Plin aber kann hier nichts beweisen, weil da nur von einer vorübergehenden Gewohnheit die Rede ist. Denn aus den vorher angeführten Worten, *a candore in Sarda*, und aus der Natur des Sard, folgt, dass der Sardonyx, ausser der weissen Schicht, rothe, aber auch braune, und dunkle Lagen, haben kann, und dass er also, um mich unsrer neuen Benennungen zu bedienen, bald ein Carneol-Onyx, bald ein Sard-Onyx sein kann. Eine andere Stelle des Plin aber, auf die sich Lessing vorzüglich stützt, beweist nichts weniger als das, wesshalb sie angeführt wird. Der römische Naturforscher spricht, an demselben Orte, vom Betrug, den man mit falschen Edelsteinen, zu seiner Zeit, trieb, und bemerkt:[2]) «dass «man Sardonyche aus drei verschiedenen Steinen zusammensetze, «aus schwarzen, weissen und zinnoberrothen, so, dass man den Be«trug nicht entdecken könne; indem man zu jeder Farbe die vor«trefflichsten Steine aussuche.» Alles dieses ist sehr wahrscheinlich. Sardonyche von zwei oder drei Schichten, von braun und weiss, andre von braun, weiss und hellbraun, oder gelblich, waren nicht selten, zur damaligen Zeit, dieses bezeugt die grosse Anzahl Cameen, die sich bis auf uns erhalten haben; solche Steine brauchten sie also nicht nachzumachen. Die Verfälscher bei den Alten suchten, so wie es unsre Betrüger ohngefähr zu thun pflegen, die

1) Abbandl. von Edelst. XXIV. C. S. 214.

2) N. H. L. XXXVII. C. 12. Sect. 75. p. 795 *Sardonyches e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit, aliunde nigro, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.*

Isidor hat auch hier den Plin benutzt. Er schreibt[1]): *Quippe cum inventum sit, ex vero genere alterius in alia falsa transducere, ut Sardonyches quae trinis glutinantur gemmis ita ut deprehendi non possint: fingunt enim eas ex diverso genere, nigro, candido, minioque colore.*

[1]) Orig. L. XVI. C. 14.

seltensten und theuersten Steine durch Kunst zu verfertigen, und so setzten sie schwarz (vielmehr das dunkelste braun), weiss und roth, aus den vorzüglichsten Steinen auf einander. Der, aus diesem Verfahren, erfolgende Gewinn konnte wohl manches mühsamen Versuches werth sein; denn was man zu allen Zeiten, ohne grossen Aufwand, haben kann, was wenig kostet, dieses ist wohl nur selten verfälscht worden. Ein Carneol-Onyx aber von zwei Schichten ist schon immer eine Seltenheit, kommt gar noch eine dritte Lage hinzu, welche den dunkeln Grund bildet, so entsteht ein Stein von äusserst beträchtlichem Werthe. Kein Wunder war es also, dass man gerade diese so ausnehmenden Seltenheiten, durch Verfälschung, hervorzubringen suchte. Plins Nachricht beweist daher nichts weiter, als wie weit die Kunst der damaligen Betrüger gieng, aber nicht, dass der Sardonyx nothwendig drei Lagen, unter welchen die eine zinnoberroth sei, haben müsse. Diese künstlichen Sardonyche scheinen bei den Römern, nur zu oft, die Stelle der natürlichen vertreten zu haben. Martial erwähnt, an zwei Orten, ächte Sardonyche, *Sardonychas veros* [1]), und, ganz bestimmt, einen mit drei Schichten,

Sardonycha verum, lineisque ter cinctum [2]).

Der letzte Stein war aber, entweder ein indischer Sardonyx mit Zirkeln, oder ein Stein mit drei Schichten, der, indem er convex geschliffen war, auf der Oberfläche drei Zirkel sehen liess. Doch scheint mir das erstere das wahrscheinlichste zu sein.

XLIV.

Jannon de S. Laurent, der schale Lobredner des Siries, hat eben so falsche Begriffe vom Sardonyx. Die Worte des Plin: — *Sardonyches intelligebantur candore in Sarda*, — übersetzt er: *una carniola con una vena bianca* [3]). Nichts kann lächerlicher sein, als seine lange Anmerkung über die Nachricht des Plin, dass die Römer die Indianer veranlasst hätten, Geschmack am Sardonyx zu finden [4]). Onyx und Sardonyx wird von ihm, auf allen Seiten, ver-

1) L. IX. Epigr. 60. v. 19.
2) L. IV. Epigr. 61. v. 6.
3) loc. cit. p. 50.
4) loc. cit p. 51-55.

wechselt; bald spricht er von Sardonychen mit irregulären Adern [1]), bald sollen zwei und drei Schichten keinen Unterschied machen, und diese Steine völlig einerlei; auch weder von den Alten, noch von den Neuern, zwischen ihnen ein bestimmter Unterschied gemacht worden sein [2]). Um aber doch alle Verwirrung zu vermeiden, rathet er, man solle, von einem erhoben geschnittenen Stein, lieber sagen, «es ist ein Camee von Chalcedon,» als den Onyx oder Sardonyx dabei erwähnen! [3]) Heisst das nicht verwirrte Begriffe geflissentlich noch mehr verwirren?

XLV.

Die Alten, die im Besitze so vieler, für uns unzugänglicher, Gruben von den schönsten Edelsteinen waren, scheinen, ob sie gleich weniger Ursache, als wir, dazu hatten, es dessen ungeachtet, in manchen Stücken, weiter in der Kunst Edelsteine nachzumachen, als unsere Zeitgenossen, gebracht zu haben. Sie besassen Schriften, in welchen man lehrte, wie Smaragde, und andre durchsichtige Steine, aus Crystallen, Sardonyche aus Sarden, zu bereiten waren. Kunstgriffe, die damals sehr viel einbrachten [4]). Alles, was unsre Steinschneider an den Stoffen, die sie ihren Arbeiten widmen, thun, oder, wenn man es so nennen will, verfälschen können, besteht darin, dass sie dem blassen Grunde eines Sardonyx eine dunkle Farbe ertheilen, oder dass sie, wie sich wenigstens einige noch rühmen, der weissen Schicht zuweilen die überflüssige Durchsichtigkeit zu nehmen verstehen. Dass aber die Alten, wie Natter glaubte [5]), die Kunst sollten besessen haben, ihre Carneole auf eine gewisse Art zu läutern, die unsern schlechten Carneolen das Feuer und die Klarheit derjenigen, die wir unter den morgenländischen Carneolen verstehen, sollte haben ertheilen können, halte ich für ungegründet. Eben so wenig ist es mir wahrscheinlich, dass der Grund eines gewissen alten Camee, schon vor Alters, sollte dunkel gefärbt worden sein, wie Herr Visconti es

1) loc. cit. p. 56.
2) loc. cit. p. 57.
3) loc. cit. p. 59.
4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 12. Sect. 75. pag. 795.
5) Traité sur la manière de grav. en pierr. fin.

glaubt, dessen Bemerkung ich beiläufig von Herrn **Bossi** erwähnt finde [1]).

XLVI.

Die Nachricht des **Plin** von verfälschten Sardonychen gab dem **Lessing**, wie ich schon oben bemerkte, Gelegenheit, an der Aechtheit so manches alten erhoben geschnittenen Steins überhaupt zu zweifeln, und zu muthmassen, viele dieser Steine wären verfälscht, und nur durch Verbindung einzelner Steine entstanden. Die Erfahrung bestätigt aber diese Vermuthung keinesweges.

XLVII.

Auch in der schönen Beschreibung eines Sardonyx, im **Achilles Tatius**, wollte der eben genannte scharfsinnige Kunstrichter eine solche nachgemachte Gemme wahrnehmen [2]). **Achill** sagt in dieser Stelle, vom Halsbande der Calligone [3]): Εν μεσω δε τρεις ησαν λιθοι, την χροιαν επαλληλοι, συγκειμενοι δε ησαν οἱ τρεις. Wenn nun auch hier das συγκειμενοι, wie Hr. v. **Veltheim** richtig bemerkt [4]), nicht, so schlechterdings, einen durch Kunst zusammengesetzten Stein anzeigt, so finde ich die Redensart, εν μεσω δε τρεις ησαν λιθοι, wenn von einem natürlichen Steine mit drei Schichten die Rede sein soll, etwas zu unnatürlich. Entschieden dürfte hier nicht werden können, es beruht alles darauf was wahrscheinlicher ist. Die Farben des Steins werden weiter beschrieben: μελαινα ἡ κρηπις του λιθου, το δε μεσον σωμα λευκον, τῳ μελανι συνεφαινετο, ἑξης

1) Gemme Incise, T. I. C. 6. p. 32. Merkwürdig ist auch die Stelle des **Plin**, in der er die Kennzeichen angiebt, um die Glassflüsse von ächten Steinen zu unterscheiden [1]). *Experimenta pluribus modis constant: primum pondere, si graviores sentiuntur; post haec corpore; fictitiis pusulae in profundo apparent, scabritia in cute, in capillamento fulgoris inconstantia, et prius quam ad oculos perveniat desinens nitor. Decussi fragmenti paulum, quod in lamina ferrea teratur, efficacissimum experimento, excusant mangones gemmarum: recusant similiter et limae probationem. Obsidianae fragmenta veras gemmas non scarificant: fictitiae scarificationes candicantium fugiunt.* Auch diese Stelle haben **Harduin**, und andere, zum Theil, nicht recht verstanden.

[1]) **Plin.** N. H. L. XXXVII. C. 13. Sect. 76. p. 796.

2) Kollectan. I. B. S. 30-31.

3) **Achill.** Tat. lib. II. S. I. p. 85-87.

4) Anmerk. zu **Less.** Kollectan. I. B. S. 488.

δε τῳ λευκῳ το λοιπον επυρρια κορυφουμενον. Es war ein Sardonyx, von dessen Schichten die unterste Lage schwarz, die folgende weiss, die oberste hellbraun von Farbe war, ein Stein, den wir jetzt, obgleich nur unbestimmt, einen Sard-Onyx von drei Schichten nennen würden. Der Ausdruck: ἡ κρηπις του λιθου, scheint den Zweifel, den die Anfangsworte: Εν μεσῳ δε τρεις ησαν λιθοι, — nothwendig gegen einen natürlichen Stein erregten, wieder zu heben. Denn wollte Achill hier von drei, künstlich vereinten, Steinen sprechen, so würde er sich vielmehr eines andern Wortes bedient haben. Auch die Worte, το δε μεσον σωμα (του λιθου), bestätigen diese Bemerkung. Dennoch bleibt alles blosse Vermuthung. Der Stein war in Gold gefasst, und sahe einem schönen braunen Auge ähnlich, weil er rund und convex geschliffen war, so, dass die drei Schichten zwei Ringe um den braunen Mittelpunkt bildeten — ὁ λιθος δε τῳ χρυσῳ στεφανουμενος, οφθαλμον εμιμειτο χρυσουν.

XLVIII.

Lessings Irrthümer, in Rücksicht seiner Begriffe über den Onyx und Sardonyx, entstanden, indem er den Plin entweder gar nicht, oder nicht aufmerksam, zu Rathe zog, und indem er dem Hill blindlings folgte. Dieser Hill schreibt, indem er sich auf den Ausspruch *of the nicest distinguishers of the present times*, die aber, wie man sieht, sehr schlecht von der Sache unterrichtet sein mussten, beruft [1]: «die Regelmässigkeit der Zonen, von welchen Far«ben sie auch sein mögen, machen einen Achat zum Onyx, nur «muss man die rothe Farbe ausnehmen, diese macht den Stein zum «Sardonyx.» Es ist zu bedauren, dass das unverdiente Ansehen, in dem der englische Schriftsteller bei unserm Lessing stand, ihn von eigener Erforschung der Wahrheit zurückhielt; weniger aber zu verwundern ist es, dass Lessings Gegner diese Schwäche ihres Feindes nicht entdeckten, da selbst ihr Meister den rechten Weg verfehlt hatte.

1) Briefe antiqu. Inh. II. B. 50. Br. S. 95. Anm.
Kollectan. I. B. S. 18-23.
Hill's Theophr. History of Stones.

XLIX.

Auch **Mariette** verwechselt den arabischen Sardonyx mit dem Onyx. Er beschreibt jenen Sardonyx mit der dünnen bläulichten Oberfläche, eine Eigenschaft, die nie am indischen gefunden wird, und nennt ihn, bald schlechtweg Onyx, bald Achat-Onyx [1]). Er begeht einen zweiten Fehler, wenn er gleich darauf sagt, dieser Achat-Onyx schicke sich weit besser zu Cameen, als zu Siegelsteinen [2]); denn der Stein, von dem er spricht, nämlich der arabische Sardonyx, ist niemals zu Cameen verwendet worden. Einen dritten Irrthum finde ich bei ihm, da, wo er behauptet, der Sardonyx, dessen sich Scipio der Africaner unter den Römern zuerst bedient haben soll, wie **Plin**. aus dem **Demostrat**. berichtet, sei ein Achat-Onyx von jener kostbaren Gattung gewesen, in welcher die vier Schichten regelmässige, sich einschliessende, Zirkel oder Ovale bilden [3]). Wer sieht nicht, dass **Mariette** hier vom indischen Sardonyx spricht, den er fehlerhaft Achat-Onyx nennt? Aber **Scipio's** Stein war weder das eine, noch das andere, weder ein indischer Sardonyx, noch ein Achat-Onyx. Aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle des **Plin** habe ich oben bewiesen, dass dieser Sardonyx des **Scipio** nichts anders, als der arabische Sardonyx, oder unser *Niccolo col velo turchino*, gewesen sein kann. Diese Sardonyche wurden nach dem **Scipio**, unter den Römern, zur herrschenden Mode; die ungemeine Seltenheit aber jener Sardonyche, von welchen **Mariette** spricht, so wie, auf der andern Seite, die zahllose Menge römischer Siegel-Ringsteine von arabischen Sardonyx, bezeugen, nächst **Plins** genauer Beschreibung des letztern, dass er nur sie meinte, und meinen konnte.

L.

Der Verwechslung des arabischen Sardonyx mit dem indischen hatte sich auch **Laet** [4]) schuldig gemacht; irrig glaubt er, der erstere werde *Cameus* genannt, und zu Cameen gebraucht.

1) Descript. des Pierr. prop. à la Grav. p. 182.
2) Ibid. p. 183.
3) Ibid. p. 183.
4) De Gemm. et Lapid. L. I. c. 16. p. 64.

LI.

Einer der neuesten Schriftsteller über die Edelsteine, deren sich die alten Künstler bedienten, Hr. Millin, macht sich, gleichfalls, eine falsche Vorstellung vom Sardonyx. Er sagt[1]) «*quand l'agathe* «*a une couleur brunâtre, enfumée et noire, on la nomme Sardonyx.*» Hier sollte es heissen, *Sardoine*. Er fährt fort, und beschreibt einen Sardonyx, nachdem er einen Sard angekündigt hatte: «*Cette pierre,*» sagt er, «*selon les descriptions des anciens et des modernes, est com-*«*posée de trois couleurs, une brune, une blanche et une noire.*» Behauptungen, die, von meinen vorhergehenden Bemerkungen, zur Genüge widerlegt werden. Ueberhaupt ist der Abschnitt, über die Gemmen der alten Steinschneider, nicht so sorgfältig ausgearbeitet, als man es von einem so kenntnissreichen Manne, als Hr. Millin, erwartet hätte. Vielleicht erhalten wir von ihm bald eine bessere Arbeit.

LII.

In einer andern gleichfalls neuen Schrift über Gemmen, wird der Sard des Plin mit dem Sardonyx, auf eine äusserst sonderbare Weise, von Hrn. Bossi verwechselt, dessen ganz verworrene Stelle unten zu lesen ist[2]).

LIII.

Auch Reiz hatte sich einen falschen Begriff vom Sard, und vom Sardonyx, gemacht; dieses sehe ich aus seiner folgenden Aeusserung[3]): *Multas item gemmas, quarum aliae a gemmario dicebantur Onyches, aliae Sardonyches, ego Sardachatas malui dicere, quod nihil fusci haberent*[4]). Warum sollen sie aber Sardachate heissen, wenn

1) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. p. 16.

2) Gemme Incise. C. VII. p. 62. *Era dunque bianca la Sarda di Plinio, e non rossa sanguigna, o color d'Arancio*. Und was dergleichen Sätze mehr sind.

3) Mus. Franc. T. I. p. x.

4) Auch Martini spricht von Sardachaten[1]). Beide kannten dieses Wortes neue Bedeutung nicht, und wandten es nach Gutbefinden an. In der neuern unkritischen Kunstsprache aber heisst Sardachat ein äusserst blasser Sard, oder ein durchsichtiger Achat, der nur ganz wenig von der gelben Sard-Farbe besitzt. In andern Sprachen heisst er *Agate-Sardoine, Agata Sardonica*, zuweilen mit dem Zusatz *chiara*, auch *Sardoine claire*.

[1]) Mus. Franc. T. II. Praef.

sie die Farbe der Sarde gerade nicht haben? Er fährt fort: «*In re* «*gemmaria, qualem nos eam tractamus, dici Onychas et Sardonychas* «*arbitror has tantum, quae ita laboratae sunt, ut earum diversi colo-* «*ris crustae sint aliae aliis in latitudinem superimpositae, quod genus* «*fere accommodatius operibus ectypis, illas autem, in quibus quasi ma-* «*culae quaedam sparsae aut venae vel virgae, vel striae, in longum,* «*aut in transversum, aut in obliquum ductae, vel in orbem aut alio* «*modo curuatae spectantur, cujus generis pleraeque sunt, quas fere* «*aptare solent operibus cavis, alio potius nomine dicendas esse.*» Dass Reiz hier den Onyx mit dem Sardonyx mehreremale vermenge, wird man sehr leicht bemerken können. Ich habe nur noch zu erinnern, dass die Steine, die er zuletzt beschreibt, und welche den eigentlichen Onyx ausmachen, nie von den Alten, weder zu hoch, noch zu tief geschnittenen Steinen, gebraucht worden sind. Neue Arbeiten aus Onyx, dergleichen es freilich giebt, sind gewiss der Erwähnung nicht werth gewesen. Uebrigens, warum soll man neue Namen für Steine erfinden, denen die Alten schon eigne und bestimmte gegeben haben, und warum soll man das Onyx nennen, was sie Sardonyx nannten?

LIV.

Nicht richtiger dachten sich Ernesti[1]), und Martini[2]), unter Onyx, einen weissen Stein, der, wie der erstere sagt: *carneolis subjicitur, unguis humanis colorem imitans, interdum purum, interdum venis rubris.*

LV.

Saumaise scheint, an dem Orte wo er vom Sardonyx spricht, die allgemeine Verwirrung durch neue Verwechslungen noch vermehren zu wollen. Er sagt[3]): «man glaube zu seiner Zeit, dass

1) Archaeol. Lit. P. I. C. 3. p. 16.

2) In Ernesti Arch. Lit. P. I. C. 3. p. 164.

3) Exercitat. Plin. in Solin. C. XXXIII. pag. 396. b. D: *Ex hoc genere esse volunt lapidem illum lacteum nigro, et candido compositum, quem vulgo cameum vocant, cujus pars lactea, quaeque non translucet, hodie adhuc ectypis sculpturis accommodatur. Nihil simile: tantum abest, ut hi lapides congeneres sint. Nam onyx illa arabica alternis distincta est zonis candidis in nigra superficie. Lapidis hujus, quem cameum vocamus, superficies candida est, radix vero nigra ut marmoribus* —

« der weiss und schwarze Stein, den man *Cameus* nenne; und zu « erhoben geschnittenen Arbeiten brauche, der arabische Onyx sei. « Allein dieses ist falsch, » setzt er hinzu; « denn beide Steine « sind ganz verschieden von einander. Der arabische Onyx hat meh-« rere weisse Zonen auf schwarzem Grunde, der Stein aber, den « wir *Cameus* nennen, hat oben eine weisse, und unten eine schwar-« ze, Schicht, und gehört vielmehr zu den Marmorarten, als zu den « Edelsteinen. » Saumaise unterscheidet hier nicht den Onyx vom Sardonyx, und spricht vom arabischen Onyx gerade so, als gäbe es ausser ihm keinen Sardonyx aus Arabien. Derjenige Stein aber, den er für Marmor nimmt, ist der arabische Sardonyx mit Schichten, der himmelweit von Marmor verschieden ist. Ferner ist dieser arabische Sardonyx nie, weder von den Alten, noch in neuern Zeiten, zu Cameen gebraucht worden, weil seine weisse Schicht, wie es scheint, niemals in dazu bequemer Dicke gefunden wird, er auch sonst zu Cameen nicht so schön sich ausnehmen würde, als der indische Sardonyx. Man kann daher versichern, dass dieser arabische Sardonyx nie *Cameus* genannt worden ist. Dass Saumaise augenscheinlich sich unter arabischen Sardonyx Marmor dachte, und dass er beide verwechselte, folgt aus seiner Bemerkung, in der er sagt: « es werden von diesem Steine ausserordent-« lich grosse Stücke gebrochen, die zu erhobenen Arbeiten gebraucht « werden. » Dieses aber hat keinen Grund, denn der arabische Sardonyx wird überhaupt, in den Werken der Alten, weit seltner als der indische, in Stücken gefunden, welche die Grösse gewöhnlicher Ringsteine übersteigen. Auch wüsste ich nicht, dass aus zweifarbigem Marmor, auf die Weise der Cameen, jemals erhobene Arbeiten gemacht worden wären, wenn man auch den Saumaise, in der Absicht ihn zu entschuldigen, auf diese Art erklären wollte.

LVI.

Noch eine irrige Behauptung, in der neuen Schrift des Herrn Bossi, will ich hier erwähnen; er glaubt, die Alten hätten die *Niccoli col velo turchino*, wie ich bewiesen, die arabischen Sardony-

potius quam gemmis adscribi debeat. Nam ingentes exciduntur crustae quibus lactea superficies, quae ectypis imaginibus aptatur: fundus autem vel radix nigerrimi coloris substernitur.

che, durch eine künstliche Zubereitung zu machen verstanden, weil man diesen Stein nie als ein rohes Natur-Erzeugniss antreffe. Hätte er aber bedacht, dass der ächte und wahre indische Sardonyx, und der Sard aus demselben Lande, eben so wenig mehr roh, sondern bloss in geschnittenen oder zum Schneiden von den Alten zubereiteten Steinen gefunden werden, so würde er sich gewiss bedacht haben, seine Vermuthung, neben so vielen andern seichten Bemerkungen, an den Tag zu legen. Weil alle diese Sardonyche römische Arbeiten zu sein scheinen, so glaubt er, die Römer müssten das Geheimniss, diese Steine durch Kunst zu bereiten, besessen haben, weil, wenn sie ein natürliches Product des Steinreichs wären, die Griechen sich derselben auch bedient haben würden. Dieses ist aber ein falscher Schluss. Die Römer bedienten sich des arabischen Sardonyx sehr häufig, weil, wie Plin [1]) und Isidor [2]) sagen, dieser Stein im Siegeln das Wachs am besten fahren lässt. Die Griechen hingegen, auch ihre besten Künstler, die unter den Kaisern zu Rom lebten, machten keinen Gebrauch von diesem Steine, weil sie ihre Arbeiten, nicht sowohl bloss, und vornehmlich, zum Gebrauche, verfertigten, sondern weil sie durch dieselben auch Beweise ihrer Kunst, kurz weil sie nicht sowohl Petschafte, als vielmehr wahre Kunstwerke liefern wollten. Darum sind die vortrefflichsten ihrer Arbeiten in klare durchsichtige Steine gearbeitet, und es ist hieraus leicht zu erklären, warum sie ihre Kunst nicht an Steine verschwenden wollten, bei welchen die Schönheit der Arbeit nicht ins Auge fiel, wenn man sie gegen das Licht hielt. Uebrigens muss derjenige niemals tief geschnittene Steine der Alten studirt, und sich des weichen schwarzen Wachses, der besten und einzigen Masse um die Schönheit der Arbeit im Abdrucke zu sehen, bedient haben, wer mit Hrn. Bossi behaupten kann, alle harten gut polirten Steine liessen sämmtlich das Wachs gleich gut fahren [3]). Es giebt Steine, so wie unter andern der Hyacinth, die, wegen ihrer elektrischen Eigenschaft, nur selten einen Abdruck in weichem Wachs gewähren wollen. Plin bemerkt auch anderwärts von mehrern Steinen ganz richtig, dass sie sich nicht sauber im

1) N. H. l. c.
2) Orig. L. XVI. C. 8.
3) Gemm. Incis. C. IV. p. 63.

Wachse abdrucken, und es nicht an allen Stellen gleich rein fahren lassen[1]). Am Sard und am arabischen Sardonyx rühmt er die Leichtigkeit und Schönheit, mit der sie sich abdrucken, und wir finden fast an keinem der übrigen Steine, wenn man mehrere der weniger edlen, wie, zum Beispiel, den Jaspis und den Nierenstein, nebst einigen andern, ausnimmt, diese Eigenschaft in einem so vorzüglichen Grade.

LVII.

Sieht man die Verzeichnisse der Sammlungen alter Gemmen durch, so stösst man, fast auf allen Seiten, auf Dunkelheiten und zweideutige Namen der Steine. Und doch ist die genauere Angabe des Steins, durch einen nicht leeren, sondern bedeutenden Namen, nöthiger als man glaubt, und trägt oft eben so viel zur richtigen Erklärung, und zu einem richtigen Urtheile bei, als der edlere Stoff zur Schönheit einer meisterhaft gearbeiteten Gemme. Im Lateinischen bedient man sich des Wortes *Sarda*, und der Leser weiss nicht, ob ein rother oder ein gelber Sard gemeint sei. Wie oft findet man daselbst den nichts bedeutenden Namen Onyx; wollte man nun da auch einen Sardonyx verstehen, weil die Alten den Onyx nie geschnitten haben, so bleibt es doch ungewiss, ob ein indischer, oder ein arabischer, gemeint sei. Zudem führt zuweilen ein Stein, in andern Sprachen, den Namen, der, im Grunde, einem ganz verschiedenen Steine zugehört. So heisst ein Sard auf englisch, in den bekanntesten Schriften, nie anders, als *Sardonyx*[2]), und im italiänischen hat er keinen andern Namen als *Sardonica*. Wie soll man aber, in beiden Sprachen, den Sard vom wahren Sardonyx, oder von diesem falschen, unterscheiden? Auf eine entgegengesetzte Weise nennen die Franzosen, die vormals überhaupt über dergleichen Kleinigkeiten mit ihrer windigen Flüchtigkeit dahin schlüpften, den Sardonyx sehr oft *Sardoine*, wie man aus dem Harduin[3]), Du Pinet[4]) und Poinsinet de Sivry[5]), beweisen kann, und auch

1) N. H. L. XXXVII. C. 7 p 540. Ed. Laet. *Omnia haec genera scalpturae contumaciter resistunt, partemque cerae in signo tenent.*

2) Man vergleiche z. B. Raspe's Catalog von Tassie's Sammlung.

3) In Plin. N. H. L. XXXVII. C. 7. Sect. 23. pag. 778. Not. 3.

4) Hist. du Monde de C. Pline Second. T. II. pag. 606.

5) Hist. Nat. de Pline. T. XII. p. 281-283.

Hr. Brückmann glaubt, *Sardoine* bedeute Sardonyx [1]). In italiänischen Werken findet man den *Niccolo*, ohne alle weitere Anzeige, sehr oft genannt; in einigen dieser Schriften scheint dieser Name vorzüglich den arabischen Sardonyx, den die Italiäner bestimmter, *Niccolo col velo turchino*, nennen, zu bedeuten, in manchen andern scheint man aber auch unter ihm den indischen Sardonyx zu verstehen. Seiner ursprünglichen Abstammung nach, von *Onice*, *Oniccolo*, und, in der Aussprache des gemeinen Lebens, *Niccolo*, müsste *Niccolo* natürlich von jedem Sardonyx gesagt werden können, und diese allgemeinere Bedeutung hat das Wort auch in frühern Werken, wie, zum Beispiel, bei dem Prosper Alpinus [2]). Wenn es aber weiter hin mehr von dem arabischen Onyx scheint gebraucht worden zu sein, so ist es möglich, dass die Kleinheit, in welcher man den arabischen Sardonyx, unter den Gemmen der Alten, gewöhnlich fand, Veranlassung gab, das Diminutiv, *Niccolo*, vorzüglich von ihm zu brauchen. Doch finden sich auch, in grossen Sammlungen, so wie, zum Beispiel, in der Russisch-Kaiserlichen, zuweilen mehrere arabische Sardonyche von beträchtlicher Grösse, die zwar immer als Seltenheiten zu betrachten sind, aber doch das Vorgeben widerlegen, dass dieser Stein nie als nur in der gewöhnlichen Grösse der Ringsteine gefunden werde [3]). Zum Schlusse noch die Erwähnung eines lustigen lithologischen Missgriffs, auf so viele ernsterer Art. So wie die Namen Sarda, Carneol und Onyx manche Etymologen auf Irrwege geführt haben, so hat es einige gegeben, die den italiänischen Namen, *Niccolo*, auf deutch Onykel, von Nicolaus, oder Nicolas, herleiten wollten, welches Beispiel von Verirrung freilich noch mehr als sonderbar zu sein scheint. Doch genug auch hiervon, sonst würde ich, sehr leicht, mehrere dergleichen Ableitungen, als Gegenstücke und Gefährten zu dieser, aufstellen können.

LVIII.

Will man einmal mit den Steinen, welche die Alten zur Schneidekunst verwendet, aufs reine kommen, so müssen vorher alle,

1) Beitr. zur Abhandlung von Edelst. S. 152.
2) De Metallic. L. II. C. 122.
3) *Bossi Gemme* Inc. Vol. I. C. 6. p. 95.

sowohl alte, als neue Namen, aufs neue untersucht, geprüft, und unter einander verglichen werden [1]). Ehe man hierüber wird übereingekommen sein, ist, in den Werken, welche die Gemmen der Alten betreffen, weder Bestimmtheit noch Deutlichkeit, in Rücksicht dieses Punktes, zu erwarten. Bis dahin werden unsre Ohren, von den abgeschmackten Namen, eines Achat-Onyx, Chalcedon-, Carneol- und Jasp-Onyx, belästigt werden; bis dahin werden wir von hoch und tief geschnittenem Onyx, von Achat-Sardonychen, Achat-Chalcedoniern, Achat-Sarden, Jasp-Achaten, Jasp-Chalcedoniern, von schwarzen Achaten, von weissen Carneolen, und wie diese Undinge weiter heissen mögen, sprechen hören, aber selten wissen, was wir dabei denken sollen. Es ist Zeit diesem Unwesen endlich ein Ende zu machen.

1) Für jetzt könnte man wenigstens den abgeschmackten Namen Achat-Onyx, mit vollem Rechte, aus allen künftig zu erscheinenden Werken über Glyptik, in voraus verweisen. Denn alle Cameen der Alten sind, entweder aus Sardonyx mit einem hellen und klaren durchsichtigen Grund, oder aus Sardonyx mit einem gelblich- oder dunkel-braunen mehr oder weniger durchsichtigen Grund, geschnitten. Die erstere Gattung gehört aber eben so zuverlässig dem Sardonyx zu, als die letztere.

ANHANG.

De Onyche.

(Plin. Nat. Hist. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. p. 778-779. Ed. Hard.)

Exponenda est et onychis ipsius natura, propter nominis societatem[1]*: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae*[2]*. Sudines dicit in gemma esse candorem unguis humani similitudine*[3]*: item chrysolithi colorem, sardae et jaspidis*[4]*. Zenothemis indicam onychem plures habere varietates, igneam, nigram, corneam*[5]*, cingentibus candidis venis*[6]*) oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis*[7]*. Sotacus et arabicam onychem tradit: sed eam a ceteris distare, quod*

1) Plin hatte vorher vom Sardonyx gesprochen, allein der Onyx hätte billig zuerst behandelt werden sollen. Darum ist hier die Ordnung verändert.

2) Ein Marmor, Onyx genannt, dessen die Alten oft gedenken, welcher zu Geruch-Fläschchen, und ähnlichen Gefässen, gebraucht wurde. Wenn Onyx im männlichen Geschlechte erwähnt wird, so ist fast allemal dieser Stein gemeint. Ausser ihm führte auch eine Gattung See-Muscheln denselben Namen. Du Pinet giebt diese Stelle auf eine sehr unverständliche Weise. Er sagt (l. c. p. 607): *Sur quoi faut noter que l'onyx* (*la cassidoine* Note marg.) *du royaume de Rasigut, qui est une espèce de pierre, est bien differente de l'onyche, encore que l'onyche ait prit son nom de la cassidoine* (*car l'une et l'autre sont dites onyx.* Note marg.) *entre les Grecs.* Unter Onyx versteht er den Marmor aus Carmanien, und unter *Cassidoine* unsern Edelstein Onyx.

3) Hierüber der §. XXXIII. der Abhandlung.

4) Man vergleiche §. XXI. und die 12. Anmerk.

5) Hier findet man genau alle Farben des Onyx angegeben: roth, schwarz, braun, oder gelblich. Das letztere ist unter dem Hornartigen zu verstehen. Bloss die Farben, die dem Sard eigen sind, dienen, im Onyx, dem Weissen zum Grund.

6) Weisse Adern, zum Unterschied vom Sardonyx.

7) Augen, zuweilen mit durchstreifenden Queerlinien und Adern, bringen das Unregelmässige hervor, das den Onyx vom Sardonyx, der stets regelmässige Farbenaufträge besitzt, unterscheidet.

indica igniculos habeat[8]), *albis cingentibus zonis singulis pluribusue, aliter quam in Sardonyche indica. Illic enim momentum esse, hic circulum*[9]). *Arabicas onychas nigras inveniri candidis zonis*[10]). *Satyrus carnosas esse indicas*[11]), *parte carbunculi, parte chrysolithi et amethysti, totumque id genus abdicat*[12]). *Veram autem onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas; omnium in transitu colore inenarrabili, et in unum redeunte concentum suauitate grata*[13]).

8) Hier kommt nun die Rede auf den arabischen Onyx. Von ihm ist nur eine der Eigenschaften angegeben, die ihn vom indischen unterscheidet, die übrigen folgen weiter unten. Was hier von ihm gesagt wird, ist eine Folge seiner um vieles geringern Durchsichtigkeit.

9) Plin giebt hier auf die bestimmteste Art den wahren Unterschied zwischen Onyx und Sardonyx in dieser vorzüglichen Stelle an. Man vergleiche den §. XXVII.

10) Der arabische Onyx besass, so wie der Sardonyx desselben Landes, nur zwei Farben, schwarz, oder vielmehr das dunkelste Braun, und ein schimmerndes Weiss. Was Plin vom arabischen Sardonyx sagt: *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt:* muss auch vom arabischen Onyx gelten, und Plin bestätigt es hier ausdrücklich. Er hatte nie die rothe und gelbliche Farbe des Sard; dennoch zählten ihn die Kenner, mit Recht, zu den Sardonychen. Ueber die Verschiedenheit des Weiss auf indischen und arabischen Sardonychen, die auch den Onyx angehet, wie man hier aus Plin's Worten, zum Ueberfluss, siehet, vergleiche man den XXXIV. und XXI. §. Uebrigens heisst hier *Zona*, ein in die Runde laufender Streif, der sich aber weder regelmässig herumziehet, noch Zirkel oder Ovale bildet, wie es unten vom Sardonyx gesagt wird. Man sehe den §. XXVII. Von diesen regulären Figuren des Sardonyx müssen die unregelmässigen des Onyx, die Plin Augen nennt, unterschieden werden. Isidor (Orig. L. XVI. C. 8.) drückt sich eben so aus, wie Plin.

11) Was Satyrus hier eigentlich unter *carnosas* meint, ist nicht leicht zu bestimmen, da es auf verschiedene Art verstanden werden kann. Es scheint auch nicht viel auf den Sinn dieses Wortes anzukommen, wenn meine Vermuthung, in der folgenden Anmerkung, nicht ganz grundlos is.

12) Hierüber vergleiche man den §. XX. Theils die Erwähnung, des Onyx, so fremdartiger Farben, theils die Worte: *totumque id genus abdicat*, veranlassen mich zu vermuthen, dass hier von einer andern Art Stein, nicht vom Onyx, vielleicht von einer Art Fluss-Spat, die Rede ist.

13) Satyrus giebt hier die Beschreibung des wahren, oder eigentlichen Onyx. Auch hier bezeichnen die krummen Streife, *zonae*, so wie die geradern, *venae*, und das Verschmelzen der Farben, sehr deutlich, was man unter Onyx zu verstehen habe.

De Sardonyche.

(Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 777-778.

Primus autem romanorum Sardonyche usus est prior Africanus, ut in historia tradit Demostratus[14]), *et inde romanis hanc gemmam fuisse celeberrimam*[15]). *Quamobrem proximum ei dabimus locum*[16]). *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in sarda, hoc est, velut carnibus ungue hominis imposito, et utroque translucido*[17]). *Tales esse indicas tradunt* ***Ismenias, Demostratus, Zenothemis, Sotacus***[18])*: hi quidem duo reliquas quae non translucent coecas appellantes, quae nunc nomen abstulere*[19]). *Nullo sarda-*

14) Als Römer fängt **Plin** die Geschichte des Sardonychs mit derjenigen Gattung an, die, durch Roms grossen Held, Epoche zu machen anfieng, und nach ihm vorzüglich zu Rom in Gebrauch kam. Es war dieser Sardonyx des Scipio ein dunkelbrauner Sardonyx, mit einer bläulich weissen Oberfläche.

15) **Solin** versetzt den allgemeinern Gebrauch dieses arabischen Sardonychs in eine etwas spätere Zeit; beide Nachrichten liessen sich aber doch vielleicht vereinigen, weil ein ausländisches Erzeugniss doch nicht so schnell, und auf einmal, zur herrschenden Mode werden konnte. Allein **Solins** Angabe scheint mir, der Brauchbarkeit mancher anderer seiner Nachrichten unbeschadet, wenig Aufmerksamkeit zu verdienen, weil er sich auf den Ring des Polycrates beruft, eine Sache, von der die Aussagen der Alten so sehr verschieden sind, und über die man, selbst nach **Millins** Abhandlung, noch manches sagen könnte.

16) **Plin** hatte von bei Frauen — *mulierum maxime Senatusconsulto* — beliebten Steinen gehandelt. In der Rangfolge dieser Steine, bemerkt er, gab es keinen Streit, aber weniger fest bestimmt ist der Werth der Steine, über welche auch Männer urtheilen. Der Eigensinn einzelner, vornehmlich der Könige, bestimmt hier den Werth. **Plin** geht, von den kostbarern Steinen, zu einem allgemeiner üblichen, und nicht weniger theuern, zum Sardonyx über. Man vergleiche den §. XXXV.

17) Man vergleiche den §. XXII.

18) Diese Vergleichung passt auch bloss auf den indischen Sardonyx. **Plin** wendet sie bloss auf die durchsichtigen Sardonyche an, von welchen er ausdrücklich die undurchsichtigen oder blinden unterscheidet.

19) Diese *reliquae Sardonyches, quae non translucent*, sind die Sardonyche aus Arabien. Es giebt zwar auch indische treffliche Sardonyche, an welchen die untere Schicht ganz undurchsichtig und schwarzbraun ist, an denen aber die dritte Lage, wenn sie sich vorfindet, dadurch, dass sie sehr dünn abgeschliffen ist, über der weissen Schicht einen Grad von Durchsichtigkeit zu haben scheint. Allein die Worte, *quae nunc nomen abstulere*, beweisen, dass **Plin** denjenigen

rum vestigio arabicae sunt[20]*): coeperuntque pluribus hae gemmae coloribus intelligi, radice nigra, aut caeruleum imitante, et ungue minium, incretum candido pingui, nec sine quadam spe purpurae, candore in minium transeunte*[21]*). Has indis non habitas in honore Zenothemis*

Stein verstehet, der häufig zu Rom im Gebrauche war, dieses lässt sich nun bloss von dem arabischen Sardonyx sagen, wie ich in der Abhandlung ausführlich gezeigt habe.

20) Dass Plin, in den eben erwähnten Worten (Anm. 19.), von arabischen Sardonychen spricht, beweiset diese Stelle noch zum Ueberfluss. Ueber die Worte, *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt*, vergleiche man den §. XXXIII. Plin führt hier die arabischen Sardonyche im Vorbeigehen an, und kehrt gleich wieder zu den indischen zurück.

21) Von *coeperunt* an, geht Plin wieder auf den indischen Sardonyx zurück. Dieser Uebergang scheint zwar, in Wahrheit, sonderbar. Plin muss, und darf aber, nur gerade so verstanden werden. Die vorhergehenden Worte: *quae nunc nomen abstulere*, und die Verbindung der Periode, von der hier die Rede ist, mit dem vorigen, durch *coeperuntque*, könnte vielleicht, wenigstens auf den ersten Blick, vermuthen lassen, Plin spreche vom indischen Sardonyx. Nichts desto weniger würde diese Erklärung grundfalsch sein.

Erstlich: weil Plin da, wo er die blinden Sardonyche erwähnt, hinzusetzt, *quae nunc nomen abstulere*, und also keine andern Steine meinen kann, als die arabischen *Niccoli col velo turchino*, theils, weil sie allein so sehr undurchsichtig sind, theils, weil, wie die Sammlungen geschnittener Steine beweisen, sie bloss von Römern zu Siegelsteinen gebraucht wurden, auch bei ihnen kein andrer Stein, so gewöhnlich, zu diesem Behufe bestimmt war. Man vergleiche der Abhandl. XXXV. und XXXVI. §. Plin kann, unter blinden Sardonychen, bloss die arabischen verstehen, weil kein Sardonyx mit einer rothen Schicht zu den blinden gezählt werden kann, da diese rothe Schicht, ihrem Wesen nach, nie anders als durchscheinend sein kann.

Zweitens: sagt Plin darauf: *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt.* Wie kann er also, in der Periode die darauf folgt, in der er so genau die seltenste und vorzüglichste Art des Sardonyx, diejenige mit rothen Sard, beschreibt, vom arabischen Sardonyx sprechen, der, wie Plin vorher sagt, nicht einmal einen Schein vom Sard hatte, weil, setze ich hinzu, seine untere Lage, wie man es jetzt an vielen tausenden bemerken kann, so beschaffen ist, dass sie weder etwas vom rothen, noch vom orangefarbnen, oder braunen, Sard zu besitzen, sondern pechschwarz zu sein, scheint. Plin kommt also hier wieder auf den indischen Sardonyx zurück, und sagt: «man hat angefangen, unter dem Namen Sardonyx, «einen Stein mit einer schwarzbraunen, weissen und rothen Schicht, zu ver«stehen.» Man weiss aber nicht, ob er von einer vergangenen, oder von der Zeit spricht, zu welcher er lebte; so viel aber ist gewiss, dass er eine vorübergehende Mode meint, die um so eher vorübergehend sein musste, da es eine Mode der Männer war, von denen er sagt: *minus certa sunt de quibus viri judicant: Singulorum enim libido, singulis pretia facit.*

scribit[22]*): tantae alias magnitudinis, ut inde capulos factitarent. Etenim constat ibi torrentibus detegi*[23]*). Et placuisse in nostro orbe, quoniam solae prope gemmarum scalptae ceram non auferrent*[24]*). Per-*

Saumaise ist zwar derjenige, der diese verdorbene, vorher ganz undeutliche Stelle verbessert hat; er irrt sich aber, wenn er die Worte des Plin, von *coeperunt* an, auf den arabischen Sardonyx zieht.

22) Auch diese Worte bekräftigen meine Erklärung der vorigen Stelle, und beweisen, dass man in ihr von indischen Sardonychen spreche, weil man nach Indien, dem Vaterlande der schönsten Edelsteine, gewiss keine aus Arabien, die durchgängig schlechter, als jene waren, wird gebracht haben. Da die Inder aber weit schönere und kostbarere Edelsteine hatten, als den Sardonyx, der bloss für Griechen und Römer einen bedeutenden Werth haben konnte, weil sie ihn zu Werken der Glyptik verwandten; so war es ganz natürlich, dass sie sich aus den Sardonychen sehr wenig machten, die sie überdiess so häufig fanden, und in so grossen Stücken, dass sie die Griffe ihrer Säbel daraus machen konnten. In dem ganzen Satze aber: *has indis — — — detegi*, spricht Plin im allgemeinen vom indischen Sardonyx, und nicht vom Sardonyx mit rothem Sard, unserm Carneol-Onyx, dessen er gleich vorher gedachte; denn dieser ist immer sehr selten gewesen, und wahrscheinlich nie in grossen Stücken gefunden worden, welches jeder weiss, der sich mit den Ueberresten des Alterthums bekannt gemacht hat.

23) Herr von Veltheim erwähnt in seiner trefflichen Abhandlung, über die Onyx-Gebirge des Ctesias (S. 76), unsre Stelle des Plin, und nennt diese Sardonyche, als Geschiebe von den Einhängen am Indus, Acesines und Ganges. Man vergleiche eine andere Stelle des Plin (L. XXXVII. C. 13. Sect. 67. p. 796.)

24) Man würde sich irren, wenn man diese Bemerkung auf die indischen Sardonyche ziehen wollte. Die Eigenschaft, sich gut und leicht in Wachs abdrücken zu lassen, besass zwar der indische eben so gut, als der arabische, Sardonyx. Da aber Plin sagt: «sie gefielen uns Römern, weil sie fast die einzigen «unter den geschnittenen Steinen sind, die sich reinlich in Wachs abdrücken «lassen:» so glaube ich, dass man hier arabische Sardonyche verstehen müsse:

Erstlich: weil Plin von Steinen spricht, die sehr gemein bei den Römern müssen gewesen sein, welches man von den tief geschnittenen Sardonychen aus Indien nicht sagen kann, da sie unter den alten Steinen nur sehr selten gefunden werden, und die vorhandenen, überdiess, meistens griechische Arbeiten sind. Man vergleiche den XXIX. §.

Zweitens: weil Plin die bemerkte Eigenschaft einem Steine nicht beilegen kann, der bei den Römern selten war, sie aber einem andern nicht absprechen kann, der sie in eben dem Grade besitzt, und bei ihnen ausnehmend im Gebrauche und in Menge zu Rom vorhanden war.

Hieraus folgt, dass Plin entweder vom Sardonyx im allgemeinen, oder bloss von dem aus Arabien spricht. Das letzte ist mir das wahrscheinlichere. Isidor sagt vom Sardonyx (Orig. L. XVI. c. 8): *Haec sola in signando nihil cerae evellit.*

suasimus deinde et indis ut ipsi quoque iis gauderent[25]). *Utiturque perforatis utique vulgus, tantum in collo*[26]). *Et hoc est nunc indicarum argumentum*[27]). *Arabicae excellunt candore circuli praelucido atque non gracili, neque in recessu gemmae aut in dejectu ridente, sed in ipsis umbonibus nitente*[28]), *praeterea substrato nigerrimo colo-*

25) Ueber die äusserst sonderbare Auslegung dieser Nachricht, von Jannon de S. Laurent, sehe man den XLIV. §.

26) Derselbe Jannon de S. Laurent glaubt, dass in dieser Stelle gewisse kleine runde und durchbohrte Kugeln gemeint sind, von welchen er eine Sammlung bei dem Steinschneider Siries sahe. Ich habe mehrere solcher Kugeln vor mir, sie sind aus einem schlechten Stein gearbeitet, und nicht aus Sardonyx, sondern aus Onyx, den S. Laurent, nach allgemeiner Gewohnheit, mit dem Sardonyx verwechselt. Dass dergleichen grosse Onyx-Perlen von den Alten am Halse getragen worden sind, ist nicht unwahrscheinlich, nur glaube ich nicht, dass die Sardonyche, die, wie Plin hier meldet, bei den Indern im Gebrauche waren, aus dergleichen Onyx-Perlen sollten bestanden haben. Ich glaube es nicht, weil Plin, nicht von Onyx, sondern von Sardonyx spricht. Nun finden sich gerade so viele vortreffliche indische Sardonyche, ungeschnittene sowohl, als von griechischen Meistern bearbeitete, die von einem Ende zum andern durchbohrt sind. Diess sind die Halsbandsteine des Plin, die ohnerachtet ihrer, nach unserm Geschmack, zu beträchtlicher Grösse, den Indern eine schöne Zierde sein konnten. Griechen und Römer wagten diese Steine, die sie den Meisterstücken der Glyptik widmeten, sicher nicht zu durchbohren, oder ihnen dadurch etwas von ihrer Schönheit und Dauerhaftigkeit zu benehmen, und hatten sie, schon auf diese Art zugerichtet, und geschliffen, als Halsbandsteine, aus Indien erhalten, wo selbst sie von dem gemeinen Volke, als ein alltäglicher, nichts weniger als seltener, Stein, getragen wurden, da sich die Reichern der kostbarern Edelsteine bedienten. Aus mehrern Beispielen, die ich von durchbohrten Sardonychen kenne, will ich, aus der Kaiserlichen Sammlung, nur zwei anführen. Das eine ist der bekannte vortreffliche Sardonyx, mit dem Harpocrat, welcher Stein in seiner Länge durchbohrt ist. Das zweite Beispiel findet man an einem ausserordentlich schönen ungeschnittenen runden Sardonyx, von drei Schichten, dessen Durchmesser mehr als vier Zoll beträgt. Du Pinet hat hier, wie er es öfters thut, folgende Bemerkung in den Text seiner Uebersetzung eingerückt (l. c. p. 606): *et de là vient qu'on prend pour sardoines* (*ou cornalines*, Du Pinets Randglosse) *des Indes celles qui sont percées.*

27) Plin sagt zwar, er habe bis jetzt vom indischen Sardonyx gehandelt, er hat aber schon manches von dem arabischen eingeflochten, wie theils aus meinen Bemerkungen, theils aus seinen ausdrücklichen Worten, zu sehen ist. Auch in der Folge hält er keine strenge Ordnung; man vergleiche die 36. Anmerkung.

28) Was Plin hier vom arabischen Sardonyx bemerkt, ist ganz mit dem übereinstimmend, was man an den Steinen wahrnimmt, die, nach meiner Ueberzeugung, für Sardonyche aus Arabien gehalten werden müssen. Man vergleiche

re[29]). *Et hoc in indicis cereum aut corneum invenitur, etiam circuli albi*[30]): *quaedam in iis caelestis arcus anhelatio est*[31]). *Superficies vero*

den XXXIII. §. Es fragt sich aber, ob Plin von Steinen mit Zirkeln, oder von Steinen mit Schichten spricht. Zu glauben, dass er die letzten verstehe, bestimmen mich folgende Ursachen. Plin sagt: «die arabischen Sardonyche zeichnen «sich auch durch die schimmernd weisse Rundung aus, die nicht von unbeträchtli«chem Gehalte ist, sich auch nicht an einer wenig bemerkbaren Stelle des Steins «(*in recessu aut in dejectu*) sondern mitten auf dem höhern Theile (*in ipsis um«bonibus*) des Steins, sehen lässt.» Spräche Plin von Steinen mit Zirkeln, so würde er nicht haben sagen können, *candore circuli*, *neque in recessu gemmae aut in dejectu ridente*, weil jeder Sardonyx, er mag klein, oder gross sein, so geschliffen werden kann, dass der Zirkel in die Mitte des Steins zu stehen kommt. Kurz, Plin spricht hier von einem *en talus* geschnittenen Niccolo oder arabischen Sardonyx, der, wie bekannt, nie anders, und ohne Ausnahme, wie man an tausenden bemerken kann, als auf diese Art, von den Alten, zu Ringsteinen, zubereitet wurde. Der *candor circuli praelucidus*, *in ipsis umbonibus nitens*, ist offenbar nichts anders, als die weisse Schicht, die auf der obersten Fläche, welche sich an allen diesen Steinen auf dem sanft und schräg herablaufenden schwarzen Grunde zeigt, und daher einen wahren *umbo* bildet. Der Schluss dieser Stelle, *praeterea substrato nigerrimo colore*, zeugt von der Richtigkeit dieser Auslegung, weil man weder *substratum*, noch *radix*, welches eben das sagt, was jenes, von einem Steine mit Zirkeln, der daher keine Schichten hat, sagen kann. Solin bedient sich, vom arabischen Sardonyx, ähnlicher Worte, er sagt (C. XXXVIII. p. 46): *medietas circumitur limite candidante*, *reliqua nigro finiuntur*. Dieser *limes candidans* ist nichts anders, als der *umbo* beim Plin, und die Worte, *reliqua nigro finiuntur* können nicht auf einen Sardonyx mit Zirkel angewendet werden, auf dessen Mitte sich auch ein schwarzes Feld befindet, sondern bloss auf solche, an denen, wie an den bekannten Sardonychen, bloss dem Rande die schwarze Farbe eigen ist. Aus dieser Ursache ist der Vorwurf unverdient, den Saumaise dem Solin, wegen der ihm unverständlichen Worte, *reliqua nigro finiuntur*, macht (Exercit. Plin in Solin. C. XXXIII. p. 389. a. D.). Auch irrt er sich, wenn er, auf einem Steine, *radicem* und *zonam* zugleich, sich als möglich denkt, und wenn er, in Solins Worten, Zonen angezeigt findet (Ibid. a. C.), wo der *Limes* nichts anders ist als der *Umbo* des Plin.

29) Hierüber der XXXIV. §.

30) Hier macht Plin, um den arabischen Sardonyx desto deutlicher vom indischen zu unterscheiden, wieder einen Abweg auf die indischen Sardonyche.

31) Auch hier spricht Plin vom indischen Sardonyx, denn im arabischen Sardonyx, der bloss schwarze und weisse Lagen, und keine von gelben und rothen Sard besass, kann weder Mannigfaltigkeit, noch Verschmelzung der Farben, wie im Regenbogen, Statt finden. Im Gegentheil taugt der arabische Sardonyx gerade ganz und gar nichts, wenn seine Schichten sich nicht völlig scharf, und rein von einander abschneiden.

locustarum maris crustis rubentior[32]. *Jam melleae aut faeculentae, hoc enim nomen est vitio, improbantur*[33], *et si zona alba fundat se, non colligat*[34]. *Simili modo si ex alio colore in se admittat aliquid enormiter. Nihil enim in sua sede alieno interpellari placet*[35]. *Sunt et armeniacae cetero probandae, sed pallida zona*[36])

32) Hier führt er fort, von indischen Sardonychen zu sprechen, den rothen Sard besass der arabische niemals, nicht einmal den orangefarbnen. Solin will zwar bloss den arabischen Sardonyx beschreiben, dennoch erwähnt er, aus Uebereilung, der Eigenshaften des indischen Sardonyx, indem er vom arabischen bemerkt: *superficies ejus probatur si meracius rubet.*

33) Diesen Fehler haben beide, der indische sowohl als der arabische Sardonyx, zuweilen mit einander gemein. Solin sagt: *arguitur si fuerit faeculentior.*

34) Hier werden Sardonyche mit Zirkel-Linien verstanden. Man vergleiche den XXVII. §.

35) Dieser Fehler betrifft die Sardonyche mit Schichten, die hier gemeint sind.

36) Die Blässe des Weissen, in Steinen mit Zonen, die sich natürlich auch an Steinen mit Schichten finden musste, ist, so wie die übrigen erwähnten Mängel der Sardonyche, auch bei uns ein Anstoss.

Plin scheint die Absicht gehabt zu haben, in dem Abschnitte vom Sardonyx, erst den indischen, dann den arabischen, abzuhandeln. Dieses folgt aus seinen Worten: *et hoc est nunc indicarum argumentum.* Er ist aber, wie jedesmal bemerkt worden ist, diesem Vorsatze mehreremal untreu geworden. Er fand Veranlassung mit dem arabischen anzufangen. Von ihm spricht er bis zur 16. Anmerkung. Von da bis zur 18. Anmerkung, handelt er von dem indischen, darauf aber, bis zur 20., von dem arabischen. Von da geht er sogleich wieder zum Sardonyx aus Indien zurück, bei welchem er sich, bis zur 23. Anmerkung, aufhält, ihn aber bald wieder verlässt, um, 24. Anmerkung, ein Paar Worte vom Sardonyx aus Arabien zu sagen. Was er weiter bis zur 27. Anmerkung sagt, betrifft die indischen Sardonyche. Er will sie verlassen, um sich zu den arabischen zu wenden; kaum aber hat er, bis zur 29. Anmerkung, von ihnen gesprochen, als er wieder Bemerkungen über den indischen vorbringt, mit welchen er, zum Theil, bis ans Ende des Abschnitts fortfährt.

ANTWORT AUF DIE EINWÜRFE

GEGEN

DIE UNTERSUCHUNG:

UEBER

DEN SARD, DEN ONYX UND DEN SARDONYX

DER ALTEN.

(Leipzig, 1802.)



Einleitung.

Hr. Leib-Medicus Brückmann scheint mit der bescheidnen Art, mit welcher ich einige auffallende Irrthümer in seiner Abhandlung über die Edelsteine angezeigt habe, nicht zufrieden gewesen zu sein. Er schrieb gegen meine Bemerkungen eine vorgebliche Vertheidigung, dafür hält er sie wenigstens, deren Inhalt in diesen Blättern gewürdigt werden soll [1]). Im Ganzen ist diese neue Schrift den vorherigen des Hrn. L. M. gleich, das heisst, sie enthält, bei einer noch weniger als mittelmässigen Kenntniss des Mineralreichs, eine solche Schwäche der Beurtheilungsgabe, dass — wie ich im Verfolge dieser Blätter zeigen werde — der Herr Verfasser oft selbst nicht zu wissen scheint, was er eigentlich glaubt, und was er an andern missbilligt. Was den Stil betrifft, so ist die neue Schrift den frühern vorzuziehen, in welchen man oft, kaum mit der grössten Mühe, den wahren Sinn aus verworrnen, leeren, durch grobe Sprachfehler verunstalteten Sätzen, herausklauben kann. Sollte nicht die letzte Schrift einen Freund gefunden haben, der sie, wie Hercules die Ställe des Augias, jedoch nur aus dem gröbsten, ausgefegt hat? In Ansehung des Titels ist vielleicht noch zu bemerken, dass Mineralogen verführt werden könnten, in dem Werke des Hrn.

1) Der Titel seiner Schrift ist: Ueber den Sarder, Onyx und Sardonyx. Braunschweig, 1801.

L. M. Brückmann eine Abhandlung über die genannten Steinarten zu finden, da sie doch bloss das Aushängeschild für einen Klopffechter-Saal sind, auf dem sich der Herr Leib-Medicus, zur Erholung von seinen ernsthaften Geschäften, herumtummelt.

Ich bin nicht willens eine lange Schrift zu schreiben, aus der für die Wissenschaft kein Gewinn entspringen könnte. Ich habe meine Gedanken über die streitigen Steine in der Untersuchung bekannt gemacht, und gelehrte Kenner werden über sie urtheilen. Aber so viel darf ich hier bemerken, dass alles, was ich dort über meinen Gegenstand gesagt, keine Andern abgeborgte Sätze enthält, und dass vor mir noch niemand die Hauptstellen des Plin erwogen und untersucht hatte; denn hätte man dieses gethan, so würde man auf nichts anders, als auf meine Resultate haben kommen müssen. Dass ich die Steine, welche die Alten benutzt, sowohl in der natürlichen als artistischen Gestalt besser kenne, und aus mehrern Ursachen besser kennen muss, als Hr. L. M. Brückmann, wird aus der Vergleichung meiner und seiner Schrift dem sachkundigen Leser einleuchten. Weitläuftige Untersuchungen werde ich vermeiden, bloss die falschen Ansichten, Verdrehungen, Inconsequenzen, und die neuen Missgriffe des Hrn. L. M. wird der Leser, so kurz als möglich, ohne Beimischung einiges Ueberflüssigen, angegeben finden.

Prüfung der Vorerinnerung.

Herr Brückmann fängt seine Schrift mit einem hämischen Seitenblick auf das, mir in der That äusserst schmeichelhafte, Urtheil der berühmten Societät der Wissenschaften zu Göttingen an. In wiefern ich den Beifall dieser Societät verdiene, werden nun auch andre sachkundige Männer bestimmen, da die Schrift ganz gedruckt ist. — Lächerlich aber finde ich es, dass Hr. L. M. Brückmann sein Gutachten dem Urtheil einer Societät entgegen setzen will, die Männer in sich fasst, mit welchen sich zu messen Hr. L. M. Brückmann sicher nicht die Verwegenheit haben wird.

Hr. Brückmann will seine Erwartungen getäuscht gefunden, und in meiner «Schrift theils nicht nur die alten Unbestimmt-« heiten wiedergefunden, sondern sie noch mit neuen vermehrt « wahrgenommen haben.» Ein Urtheil, das bloss aus seinem Verdruss über den nur zu gerechten Tadel, den er von mir erfuhr, und aus wahrer Armuth an richtiger Denk- und Urtheilskraft abzuleiten sein dürfte, weil Mangel an bestimmten und festgezeichneten Begriffen gewiss zu den Fehlern meiner Untersuchung nicht gehöret. Komisch aber ist der anmassungsvolle Ton, den sich der Hr. L. M. zu geben sucht, wenn er sagt: der Verfasser der Untersuchung habe sich keine Kenntnisse in der Mineralogie erworben, und sei daher in die Fehler seiner Vorgänger verfallen. Hat denn dieses der Herr L. M. bewiesen? Glaubt er, dass man dem Verfasser einer Abhandlung über die Edelsteine einen so zuversichtlichen Machtspruch auf sein Wort glauben werde, und hält er sich für den Mann, der in Untersuchungen, wo es auf Interpretation der Alten, vertraute Bekanntschaft mit ihren Kunstwerken, und Kenntniss der Edelsteine, in natürlichem und artistischem Zustande; die man nicht mit Mineralienkrämerei verwechseln darf, ankommt, seine Stimme geben kann? Worauf sich doch dieser Dünkel des Hrn. L. M. gründen mag? Doch nicht auf seine Abhandlung über die Edelsteine, die durchaus von Fehlern wimmelt, und von dem gänzlichen Mangel, auch nur einiger gesunden Kenntniss seines Gegenstandes, gar zu deutlich zeigt? Oder bildet sich etwa der Hr. L. M. so viel auf seine Stein-Sammlung ein? Auch er wäre dann nicht der erste, der unter seinen Schätzen, im Falle er deren anders hat, allein der Fremdling sein könnte! Doch was streiten wir uns hier um Vorurtheile und Meinungen! Hat der Hr. L. M. mich eines Bessern belehrt, hat er die von mir zuerst aufgestellten Behauptungen widerlegt, hat er sich als denkender Mineralog, als wahrer Philolog gezeigt, so treffe mich sein Urtheil, wo nicht, so falle es mit zwiefacher Beschämung auf sein anmassendes Ich zurück.

Alles was Hr. L. M. Brückmann S. V-VI, über die alten Naturforscher vorbringt, ist theils alltäglich, und schon längst bekannt, theils falsch, entschuldigt ihn aber nicht, dass er sie nicht besser zu Rathe zog, und nicht besser verstehen konnte. Dass Theo-

phrast und Plin weder so unbestimmt, noch so verworren sind, hätte ihn eine bessere Einsicht in ihre Schriften sehr leicht überführen müssen. Wenn aber Hr. Brückmann von griechischen und römischen Dichtern behauptet: «sie können nur selten oder gar «nicht einiges Licht über die Kenntnisse der Edelsteine verbreiten», so bekennt er, wie wenig er in diesem Fache der Literatur bewandert sein mag. Was hilft uns die Anführung und das Aufzählen aller der Steine S. V-VI, welche Plin für den Hrn. L. M. nicht deutlich genug beschrieben haben soll? Sollte der Werth der alten Schriftsteller blos darnach bestimmt werden, in wieferne der Hr. L. M, sie für sich verständlich oder unverständlich befindet, so würde man sie alle als elend und überflüssig verwerfen, und sie höchstens nach Hrn. Brückmanns Ausspruch S. 42. blos mit gemeinen Steinhändlern, Juwelirern, und Juden, in eine Klasse setzen müssen.

Völlige Unkunde der Grammatik bezeugt sein Tadel S. VII. meiner Schreibart der Worte, Sard, und Plin. Da alle gebildete lebende Sprachen Europens sich diese Freiheit erlauben, warum sollte die deutsche Sprache allein ihr entsagen? Für jetzt nur noch die Frage: woher will Hr. Brückmann sein Wort, Sarder, ableiten? doch nicht aus einer alten Sprache? Ich sage ihm also: Sardius, Sardium, Sarda, kann im Deutschen nicht anders gegeben werden, als Sarde, und Sarder würde nur derjenige vorziehen, dem unsere Sprache noch zu arm an Härten scheinen dürfte. Wenn ich nun aber das schleppende e wegwerfe, so kann man es eben so wenig tadeln, als wenn ich Türk statt Türke schreibe. Wusste der Herr L. M. Brückmann, was er eigentlich tadelte? Ich zweifle; sonst würde er ja nicht immer Solin, Theophrast und Lyncur schreiben. Oder sollte er vielleicht vergessen haben, dass der Stein Lyncurium, und dass beide Schriftsteller, Solinus und Theophrastus heissen müssten? Leider verräth ein Tadelsüchtiger nur zu oft, statt fremder, eigene Mängel; so der Herr Leib-Medicus, wenn er Saph, statt Sapphir, Top, statt Topas, mir einwerfen will, wobei er sogar beweist, dass er die Rechtschreibung des ersten Steins nicht kennt. Schwerlich werden die Leser des Hrn. Brückmanns im Stande sein, blos auf sein Wort, als ausgemacht anzunehmen; dass Vitellius, Marforius, Anto-

nius, und Pasquinus, ächt lateinische Namen sind. Den ersten und dritten werden sie gelten lassen, die edlen Herren Marforio und Pasquino aber ihm zu besserer Beherzigung empfehlen. Sprachbemerkungen hätten Hr. L. M. Brückmann, und ich wohl nur von Grammatikern zu erwarten. Da er aber seine Kritik auch auf dieses Fach ausbreitet, so sei es mir erlaubt, für ihn einige Fehler zur Warnung auszuzeichnen.

Vorerinnerung, S. IV. theils nicht nur — sondern auch. S. VI. in Plinius; sollte heissen, im Plinius. S. 2. ein mehreres Licht; soll wohl heissen, mehr Licht, oder ein grösseres Licht, nämlich, als ich schon verbreitet habe. Warum macht Hr. Brückmann S. 35. aus Lyncurium, der Lyncur? und S. 38. das Lyncurium? S. 36. Wenn nun gleich — und drei Zeilen weiter: ob wir gleich. S. 47. Unter ein oder anderer Form. Die faröischen Inseln hiessen oben, S. 12. die Färoischen und S. 62. die Färöischen I. S. 59. den Onyx gedachte. Doch ich merke, vielleicht schon zu spät, dass der Fehler ansteckt, also genug hievon.

Prüfung der Vorerinnerung ohne Ueberschrift.

S. VIII. bemerkt der Herr Leib-Medicus, dass man unverdienterweise seine Abhandlung über die Edelsteine ins Russische übersetzt habe, und hierin gebe ich ihm völlig Recht. Es geht der russischen Sprache so wie andern Sprachen, dass, bei der Auswahl der zu übersetzenden Bücher, nicht allemal die gehörige Kritik, und Erforschung des wahren Werths eines Produktes, zu Hülfe genommen wird. Die erste Ausgabe seiner Schrift kenne ich nicht, trage auch kein sonderliches Verlangen sie kennen zu lernen, da ich mich mit seiner zweiten ganz gern begnüge. Uebrigens ist die, auf dieser Seite angenommene, Bescheidenheit in der That lobenswerth; vornehmlich wenn der Herr L. M. mit den Worten jugendliche Arbeiten, ein Prädicat das er seinen Abhandlungen giebt, den Begriff ziemlicher Mittelmässigkeit verbindet. Zudem entschuldigen den Hrn. Verfasser seine ärztlichen ernsthaften Geschäfte sattsam S. 2., wenn er in seinen mineralogischen Schüssen

auch nicht immer ins Schwarze trifft, und der Hr. L. M. darf hoffen, dass man von dem Erfolge der letztern nicht auf den Erfolg jener ärztlichen schliessen wird, eine Folgerung, welche, wie man nur zu klar siehet, er sich, durch die Anführung der ärztlichen ernsthaften Geschäfte, ausdrücklich verbeten hat.

Ich hebe aus dieser Vorerinnerung eine Stelle aus, welche einiger Erläuterung bedarf. Es sagt Hr. Brückmann S. 2: «Meine «hohen Jahre und überhäuften ärztlichen Geschäfte erlauben mir «nicht mehr, etwas Vollständigeres in diesem Fache auszuarbeiten, «obgleich meine jetzige Mineraliensammlung mir sattsam «Stoff darbietet, über manche rohe und geschnittene Edelsteinart «ein mehreres Licht zu geben.» Ich bin überzeugt, und jeder wird es sein, der Hrn. Brückmanns gedruckte Urkunden in Händen hat, dass er auch dann nicht ein nur irgend brauchbares Werk über die Edelsteine verfassen könnte, wenn ihn weder seine Jahre noch die Last der Geschäfte drücken würde. Er beruft sich zwar auf seine Mineraliensammlung, die so oft in schwierigen Fällen ihm Trost verschaffen soll; allein wie man sieht, dient sie ihm zu weiter nichts als Kleinigkeiten aus Telkobanya, vom Oberstein, und vom Ochsenkopf anzuführen. Sind dies die Herrlichkeiten seiner Sammlung? Glaubt er durch dieses alltägliche Zeug seinen Beruf zum Lehrer in dieser Wissenschaft oder zum Archaeologen an den Tag zu legen?

Prüfung der neuen Bemerkungen über den Sarda oder Sarder.

—

Vorläufig muss ich bemerken, dass Hr. Leib-Medicus Brückmann sich, in seiner ganzen Schrift, mancher Verdrehungen schuldig macht, dass er auch sehr oft meine eignen Meinungen annimmt, um mich zu widerlegen, welches ich meistens seinem schwachen Gedächtnisse zuschreiben zu müssen glaube.

Hr. L. M. Brückmann giebt mir §. I. S. 3. Schuld, ich hätte behauptet, «dass die Alten unter Carneol und Sard einen wesent- «lichen Unterschied gemacht hätten. Hierin hätte ich mich geirrt.»

Allein durch Anführung meiner Worte, die er ein paar Zeilen darauf wörtlich einrückt, zeigt er das Nichtige seiner Beschuldigung. Ich sage: Die Alten unterschieden sehr genau die Steine, die wir Carneol und Sard nennen. Habe ich denn hier behauptet, der Unterschied, den die Alten unter beiden Steinen gemacht, bestehe in ganz verschiedenen Grundstoffen? Kann man nicht unter zwei verschiedenen Gattungen einen Unterschied machen, die dennoch zu einer Art gehören, und wo habe ich von einem wesentlichen Unterschiede, am angeführten Orte, gesprochen? Wenn ich in der Folge, von dem Unterschiede zwischen beiden Steinen handle, und ihn wesentlich nenne, so habe ich doch nie eine andre Verschiedenheit gemeint, als die welche wir in Rücksicht der Farben bemerken, und die wir mit Recht wesentlich nennen dürfen, weil die Alten und Neuern vom Sard nur zwei Hauptgattungen kennen, in welchen die Farbe den Unterscheidungspunkt angiebt. Hr. Brückmann will diesen Unterschied nicht wesentlich nennen S. 21, «weil sie eine Steinart und zum Beispiel, ein «schwarzes und ein weisses Pferd nicht wesentlich verschieden sind; «sie sind beide Pferde, obgleich sie sich der Farbe nach zufällig «unterscheiden.» Welcher Scharfsinn! Ich versichere den Hrn. Leib-Medicus, dass ich ihm gegen diese Pferdestall-Philosophie nichts einwerfen werde, bloss so viel bitte ich ihn in Erwägung zu ziehen, dass ein und derselbe färbende Stoff allein doch nicht dieselbe Steinart bald roth, bald gelb, färben könne, dass übrigens sein Beispiel nur dann auf den abgehandelten Gegenstand passen kann, wenn es von seinen Thieren überhaupt nur zwei Raçen geben wird, Rappen und Schimmel, und dass er sich dann, wenn es so weit kommen sollte, wohl bekehren und auch unter ihnen einen wesentlichen Unterschied zugeben wird.

Was Hr. Brückmann darauf bis ans Ende des Paragraphen (S. 3-5) vorbringt, sind bekannte Dinge, die nicht hieher gehören. Ich schrieb über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten, compilirte aber dabei nicht, wie es Hrn. Brückmanns Sache in seinen Abhandlungen ist, Cronstedt, Justi, und andre, sondern hielt mich an die Alten, um einzig und allein aus ihren Schriften und aus ihren Gemmen darzuthun, was sie unter diesen Steinen gemeint haben. Herr Brückmann wird es mir doch nicht zum

Vorwurf machen wollen, dass ich nicht bekannte Dinge aus andern in meiner Schrift vorgetragen, und dass ich durch Vorzeigung unbedeutender Steinchen aus Böhmen, Sachsen, Schlesien, der Lausitz u. s. w. meine Bemerkungen über die kostbarsten und seltensten Steine Indiens nicht habe verunstalten wollen?

Dass Hr. Brückmann den Unterschied, den die Alten unter dem heutigen Sard und Carneol machten, gerade weg geläugnet hatte, erhellt aus meiner Untersuchung, wo ich seine eignen Worte angezogen[1]): «Es ist der Carneol oder Sarder, ein halbdurchsichtiger rother Edelstein.» Und vorher: «Es hat einigen gefallen unter dem Carneol und Sarder einen Unterschied zu machen, allein «die Alten haben es nie gethan.» Diese unstatthafte Behauptung aber nimmt unser Herr Mineralog auf eine kleinliche Weise S. 3 zurück, wenn er im Tone, als widerlege er mich, sagt: «Seitdem man die Benennung Carneol eingeführt hat, haben meines «Erachtens die mehresten Schriftsteller den rothen Sard oder «Carneol von dem anders gefärbten hinlänglich unterschieden.» Sie hatten also Recht? Hatten sie Recht, warum tadelte er sie dort? Kläglich ist Hrn. L. M. Brückmanns Antwort, auf denselben ihm von mir gemachten Einwurf, S. 20: «Wenn ich sage, dass die «Alten unter Sarder und Carneol keinen Unterschied machten, so «will dieses nur so viel sagen, dass sie das Wort Carneol nicht «kannten, aber nicht, dass sie ihren Sarder nicht auch roth angenommen hätten.» War wohl vor Hrn. Brückmann jemanden die Thorheit in den Kopf gefahren, das Wort Carneol sei Griechen und Römern bekannt gewesen? Der Hr. L. M. hat ja nie an der rothen Farbe, wohl aber an der bräunlichen gezweifelt, warum sagt er also: «dass sie ihren Sarder nicht auch roth angenommen hätten?» Ist das nicht offenbare Verwirrung? Er verwirrt hier von neuem, läugnet, bejahet, mischt fremdes ein, das gar nicht zur Untersuchung gehört, um seine Leser irre zu machen. Die Worte die Hr. Brückmann aus seiner Abhandlung, wörtlich S. 20 anführt, und welche ich, wie er sagt, zu seinem Nachtheile weggelassen: «Der Sarder «oder Carneol ist stets roth, und geht von der hellen bis in die «dunkelste Farbe, mit mehr oder weniger Durchsichtigkeit, über»;

1) Abhandl. üb. die Edelst. 23. K. S. 201. — zu Lessings Kollectan. 1 B. S. 25.

zeigen mehr als zu deutlich, dass er den gelben Sard nicht kannte, oder will er mich vielleicht überreden, er habe unter der dunkelsten Farbe gelblichen und bräunlichen Sard gemeint? Kann der rothe Sard nicht eben so hell, nicht eben so dunkel sein, als der gelbe? Wie originell ist dieses Verfahren des Hrn. Leib-Medicus, der sich mit seinen eignen Worten, in der Absicht sich zu vertheigen, widerlegt! und um sich zu vertheidigen, in neue Abgeschmacktheiten verfällt!

Doch ich gehe wieder zurück zu S. 4. Indem hier Hr. L. M. Brückmann fremdartige Bemerkungen einmischt, geräth er in seiner Redseligkeit wieder auf neue Irrthümer. Er sagt: «Weil die «rothe Farbe des Sarders die schönste, seltenste und angenehmste «war, gab man ihr den Vorzug, besonders wenn sie ein schönes, «hohes, feuriges Scharlachroth darstellte, und dabei rein und durch-«sichtig war.» Woher will Hr. Brückmann in aller Welt beweisen, dass der rothe Sard schöner, und seltner sei, als der gelbe? Hat er nicht den Begriff vom gelben und vom durchsichtigen Sard aus meiner Untersuchung geraubt, da er sonst überall bloss von halbdurchsichtigem, so wie bloss von rothem Sard sprach? Hat Hr. Brückmann scharlachrothe Sarde gesehen? Er erlaube mir zu bemerken, dass aus diesen Sätzen deutlich genug sich ergiebt, dass er vergisst wovon er spricht. Wer von durchsichtigen scharlachrothen Sarden redet, kennt den Sard nicht, und es ist erbärmlich, dass ein Mann, der solche Behauptungen aufstellt, mir Mangel an Kenntniss der Steine über die ich schrieb vorwirft, ohne auch nur einen seiner Vorwürfe zu beweisen, und selbst von Dingen aus seiner eigenen Sammlung schwatzt, wie vom Manne im Monde.

Nichts bedeutend ist das Urtheil des Hrn. L. M. über Theophrast S. 4, der vom Sard, so wie von andern Steinen, zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche, angiebt. In meiner Untersuchung, war vom Sarde der Alten die Rede, man musste bestimmen, welche Steine wir jetzt unter diesen Geschlechtern verstehen sollen, und es ist daher überflüssig, wenn Hr. Brückmann die Alten tadelt, da er nicht einmal so viel Steinkenntniss und Beurtheilungskraft besitzt, sie so zu verstehen, wie sie sind. Herr Brückmann nennt diese Eintheilung beim Theophrast, eine sehr «unbedeutende Sache»; könnte Hr. Brückmann aus den Schrif-

ten der Alten und aus den vorhandnen Naturschätzen das Bedeutende ausheben, so würde man sich weniger wundern, dass er eine so treffende Eintheilung des Sardes in braunen und rothen, oder in weiblichen und männlichen, unbedeutend nennen kann. Aber in seiner Abhandlung über die Edelsteine ist weder diese unbedeutende Eintheilung richtig erklärt, noch sonst etwas Bedeutendes zu finden.

Weshalb schreibt er auf derselben Seite: «Ueberhaupt sind die «Mischungen und Uebergänge der Sarderfarben so mancherlei und «verschieden, dass es oft schwer halten würde, einen Sarder zum «Männlichen oder Weiblichen zu zählen»? Will er hiermit mich etwa widerlegen? oder macht er diese Bemerkung zum Besten der Leser? Wie geräth er auf die Gedanken von rothem und braunem, das ist, von männlichem und weiblichem Sard, zu reden, er, der in von mir, und von ihm selbst, wörtlich angezogenen Stellen seiner Schrift, blos von der rothen, und was noch mehr ist, von der Scharlachfarbe der Sarde spricht? Der Herr Leib-Medicus hat sich wieder auf eine nicht gewöhnliche Art blossgegeben, und was er aus meiner Schrift schöpfte, fast mit denselben Worten mir mit weiser Miene aufgetischt. Ich sage in meiner Untersuchung S. 22. (91.): «Doch giebt es zwischen beiden Steinen eine Menge sich in einan«der verlierender Abstufungen, indem mancher Carneol sich dem «Sarde, und mancher Sard dem Carneol in der Farbe sich nähert.» Sollte Hr. L. M. **Brückmann** nicht Bedenken tragen, bei der nur ihm eignen Art von Dünkel, in Widerlegungen andrer, so offenbare Diebstähle zu begehen, und sie belehren zu wollen, sie, aus denen er selbst schöpfte?

Was von jemandes mineralogischer Kenntniss zu halten sei, der fragen kann S. 4: «Wenn Theophrast bloss die rothen die «weiblichen, und die braunen die männlichen nennt, wohin soll «man die braunrothen, und rothbraunen zählen?» überlasse ich jedem zu bestimmen, der dazu Lust hat. Wenn aber S. 5 Herr **Brückmann** bemerkt: ich hätte μελαντερον mit **schwarz** übersetzen sollen, so schreibe ich dieses nicht sowohl seiner in der Folge noch weiter bewiesenen Unbekanntschaft mit der Mineralogie, sondern vielmehr seiner Unkunde der griechischen Sprache zu.

Was Hr. **Brückmann** §. II. S. 5. über des Plin Bemerkung

vom Sarde sagt, indem er die vom Plin genannten Gattungen durchgeht, ist überflüssig, theils hatte ich dasselbe schon zuvor in meiner Untersuchung S. 12-18 (87-89.), angeführt, theils ist Hr. Brückmann schwerlich im Stande, etwas zum bessern Verstande dieser Stelle beizubringen, und mich sucht er dabei ja auch nicht zu widerlegen. Wozu also alles? Hierbei ist aber noch zu erinnern, dass Hr. Brückmann mich abermals missversteht, und meine Worte verdreht, wenn er vorgiebt, ich hätte ihn getadelt, weil er gemuthmasst, «man hätte ein Silberblatt unter einen weisslich-rothen Sar-«der gelegt». Ich tadelte nicht seine Muthmassung, sondern fand, dass er wiederum den Plin nicht recht fasste, indem er ihn von einer weisslich-rothen Art des Sard reden lässt, welchen Plin nicht kannte, sondern bloss der so grosse Kenner Hr. L. M. Brückmann, und allenfalls die hausirenden Mineralienkrämer und Juden, deren Meinungen anzuführen er so oft für gut findet.

Wird wohl jemand Achtung für Hrn. Brückmanns Kenntnisse der Edelsteine haben können, wenn er S. 5 liest: «Es giebt «wirklich einige Arten, die durch Alter und Abnutzung ein fettiges «Aussehen haben, wenn wir die Worte des Plin so verstehen wol-«len, dass diese Sarder a pinguedine, Demium, genennet wor-«den.» Wie? Edelsteine sollen durch Alter und Abnutzung ein fettiges Aussehen bekommen? Wahrhaftig wer solche Sachen schreiben kann, beweisst, dass er eigentlich nicht schreiben, sondern erst lernen sollte!

Im III. §. S. 6 bemerke ich eine Stelle, die zu zeigen scheint, dass Hr. L. M. Brückmann entweder mich nicht verstehen wollte, oder meine Schrift zu einer Zeit las, wo ihn ernsthafte Geschäfte zu sehr zerstreuten, um, in wissenschaftlichen Untersuchungen, die er vielleicht, wie man aus jenem Beiworte fast schliessen sollte, für spasshafte Geschäfte hält, die klärsten Sätze, so wie ich es von jedem Leser erwarte, fassen zu können. Es giebt mir nämlich der Herr Leib-Medicus schuld, behauptet zu haben, «dass die schönen «und grossen Sarder und Sardonyche der Alten, vom alten und «neuen Felsen (ich sprach weder vom alten noch vom neuen Fel-«sen) welche Ctesias in die heissen Gebirge Indiens verlegt hat, «sich nicht mehr finden, allein wie können wir dieses behaupten,» setzt er hinzu, «und woher können wir wissen, ob nicht in ge-

«dachten Gebirgen noch ein beträchtlicher Vorrath vorhanden ist?» Warum Hr. Brückmann den Ctesias hier vom alten und was noch mehr ist, vom neuen Felsen reden lässt, mögen die Juden und Steinhändler verantworten, deren Terminologie stets seinem Gedächtnisse vorschwebt. Ich muss nur noch erinnern, dass die Benennungen, die er Steinchen seiner Sammlung aufschrieb, nichts mit dieser Untersuchung zu thun haben. Ich hatte in dem von ihm angeführten Satze bemerkt, dass jene edlern Arten der erwähnten Steine jetzt nicht mehr gefunden werden, warum? weil die vom Ctesias ihnen zum Vaterland angewiesenen Gegenden für uns Europäer fast ganz unzugänglich sind, nicht aber weil, wie Herr Brückmann aus der ihm eignen Uebereilung mir schuld giebt, diese Gegenden jene Steine nicht mehr enthielten. In meiner Untersuchung §. XXXII. S. 104. (124.) sagte ich ja verständlich genug, dass zur Wiederfindung aller der trefflichen Steine, deren sich die alten Dactylioglyphen bedienten, man sich die Schrift des Grafen von Veltheim zum Wegweiser wählen müsse! Wenn auch niemand so gerade zu behaupten wird, dass sich die Kenntnisse des Hrn. Leib-Medicus in der Mineralogie lediglich auf Liebhaberei für seine Sammlung beschränken, und dass diese zuweilen in eine beinahe kleinliche Mineralienkrämerei auszuarten scheine; wenn auch der Kenner seine Abhandlung über die Edelsteine deswegen nicht gänzlich verwerfen wird, weil sie mehr eine unkritische Sammlung fremder Urtheile und Bemerkungen, als ein für sich bestehendes und durchdachtes Ganze ist; so darf man dennoch vom Hrn. Leib-Medicus in Rücksicht so mancher Behauptungen keine hinlängliche Einsicht in die Schriften der Alten, noch, wie wir nach Maassgabe der zuletzt angeführten Bemerkungen des Hrn. L. M. schliessen können, Bekanntschaft mit den neusten Schriften der Engländer, die der verstorbene Graf von Veltheim so gut benutzt hatte, von ihm erwarten. Aber die von ihm angezogene Schrift des Veltheim hätte der Herr Leib-Medicus doch gewiss mit mehr Aufmerksamkeit ansehen sollen, denn da würde er, zu seiner Befremdung, gefunden haben (Ueb. d. Onyx. Geb. d. Ctesias, S. 73.), dass Veltheim, auf den ich mich berief, bemerkt: «wie wenig «Hoffnung zur Wiederentdeckung jener Steine in dieser «Gegend Indiens vorhanden sei. Eine der rohesten, un-

«duldsamsten, wildesten und grausamsten Nationen be-«herrscht jetzt diese ganze Gegend.

Was Hr. Brückmann S. 7. über die Sarde, von welchen ich in meiner Untersuchung S. 19. (89.) gesprochen hatte, und andere Steine seiner Sammlung vorbringt, ist überflüssig, und beweist nichts gegen mich. Es sind Sätze, die nicht einmal von einer alltäglichen Kenntniss der Edelsteine, von welchen die Rede ist, oder von einer nur entferntern Bekanntschaft mit den Steinarten, deren sich die alten Künstler zu ihren Werken bedienten, zeugen können. Was Hr. Brückmann von der grössten Reinigkeit dieser Sarde sagt, die in seiner Abhandlung völlig für den Sarda nobilis der Alten, wie er ihn nennt, gehalten werden, beweist, dass er die trefflichen Sarde aus Indien nie gesehen. Würde er sonst den Sard einen halbdurchsichtigen Stein genannt haben? Ich rede S. 20. (90.) meiner Untersuchung von der Seltenheit des vorzüglichsten indischen Sardes; was thut Hr. Brückmann? Er spricht, indem er mich zu belehren glaubt S. 7-8, von eben dieser Seltenheit, mischt, bei seiner so oft zu ausführlichen Weitläuftigkeit, über den Demant und Sapphir einiges bei, und beweist dem wahren Kenner durch seine Behauptung: «unter den vielen türkischen, persischen und arabi-«schen Siegelsteinen finden sich sehr häufig noch die schönsten «dunkelrothen Sarder», dass er nie gewusst, was die edelsten Sarde der Alten eigentlich für Steine sind. Ich habe von solchen Petschaften mit morgenländischer Schrift eine ungemein grosse Anzahl der ausgesuchtesten vor den Augen, und noch ausserdem sehr viele gesehen, da diese Steine vor einiger Zeit gar sehr gesucht wurden, aber noch nie einen Stein gefunden, der sich auch nur dem mittelmässigen und weniger schönen Sarde der Alten genähert hätte, und Hr. Brückmann verräth allerdings in diesem Urtheile, bei der ungereimtesten Anmassung von Kennerschaft, sehr geringe Kenntniss seines Gegenstandes.

Wie gut sich Hr. L. M. Brückmann gegen meine Vorwürfe von gänzlicher Unerfahrenheit in dem Fache, das er zu behandeln unternahm, und die ich in meiner Untersuchung mit nur zu kräftigen Beweisen unterstützte, vertheidige, davon findet man S. 9. einen neuen Beweis. Hier giebt er mir schuld, ich hätte behauptet: «dass die indischen rothen Sarde, die wir jetzt Carneole nennen,

«nie anders als durchsichtig wie Krystall, rein und feurig, also nie «trübe und wolkig vorkommen. Allein», setzt er hinzu, «warum «sollen wir ihm dieses so gerade auf sein Wort glauben? und wo«her nehmen wir hiezu die Beweise?» Auch hier glaubt Hr. Brückmann mich zu widerlegen, wenn er meine Sätze erst dann anführt, nachdem er sie vorher mit seinem eignen Unsinne reichlich besudelt hat. Ich sage im IV. §. meiner Untersuchung, S. 21. (90.): «Beide Gattungen des schönsten indischen Sardes, die wir jetzt orien«talische Carneole und Sarde nennen, sind, gegen das Tageslicht ge«halten, völlig durchsichtig und klar wie ein Krystall, besitzen viel «Feuer, und sind nie trübe und wolkig.» Wenn ich hier ausdrücklich bloss die schönste und edelste Gattung erwähne, bestreite ich dadurch das Dasein trüber und weniger schöner Steine, welche unter den Gemmen der Alten den grössten Theil ausmachen, und von deren Existenz Hr. Brückmann, durch so viele Stücke in seiner Sammlung, leichter als von dem Dasein jener überzeugt sein musste? eine Ueberzeugung die man ihm ganz gerne lassen wird. Er setzt hinzu (S. 9.) «dass unsere Steinhändler und Juwelierer fast alle «Steine orientalisch nennen, so bald sie schön sind.» Habe ich aber nicht manche falsche Benennung dieser Leute noch vor Hrn. Brückmann getadelt, und in so vielen Stellen das Abgeschmackte, Lächerliche und Unstatthafte so vieler neuen Benennungen der Steine, welches Hr. Brückmann freilich von mir nicht geahnet hatte, gezeigt? Und kann er mit dieser alltäglichen Bemerkung beweisen, dass die vortrefflichen Gemmen der Alten orientalische Steine und keine indischen sind, weil Steinhändler und Juwelierer sie jetzt in ihrer Einfalt so nennen?

Besässe Hr. Brückmann weniger Eigenliebe, so würde er nicht Behauptungen vorbringen, wie die S. 9: «und eben dieser «Fall war es gewiss auch bei den Alten, dass sie alle vorzüglich «schöne Steine indische nannten.» Weiss er nicht, dass Plin ausdrücklich die indischen und die arabischen Sarde, nach ihren Kennzeichen, beschreibt, dass er ferner die ägyptischen und die Sarde aus Leucadien, Parus, und Assus, nicht obenhin erwähnt? Warum will er also das Andenken des Plin und der griechischen Naturforscher schänden, indem er sie mit Steinhändlern, Juwelieren und Juden in eine Klasse setzt? Uebrigens bestätigt Hr. Brückmann

alles was ich von seiner Kenntniss unsrer Steine mehr als einmal angemerkt habe, wenn er sagt S. 9: «es finden sich in Europa «z. B. in Böhmen, Sachsen, Schlesien, der Lausitz, in Island, Sar-«der von allen Abstufungen von Schönheiten und Fehlern.» Wer mit dergleichen Sätzen öffentlich auftritt, begiebt sich freiwillig aller Ansprüche auf Kenntniss und Einsicht. Ueberhaupt müsste man dem Hrn. Leib-Medicus rathen, sich nie mit der Kritik der Alten zu befassen, nie sie erklären, nie Etymologien liefern zu wollen. Er bleibe bei der Liebhaberei zu seiner Sammlung, zeige mit der Miene eines tiefen Kenners seine Stücke vor, wage sich aber ja nicht an Untersuchungen weder mineralogischer noch philologischer Art, wenn er nicht geflissentlich verlangt, dass man seine Meinung von ihm noch tiefer herabstimmen solle.

Hr. Brückmann beehrt mich S. 10. mit seinem Beifall, indem er mir dabei eine derbe Abgeschmacktheit unterschiebt, die ich nie sagen konnte. Er lobt mich, weil ich behaupte, dass die Alten die «durchsichtigen Steine, bloss geschliffene, vorzüglich «vertieft geschnittene in offene Kästen fassten.» Was soll das bloss geschliffene, vorzüglich vertieft geschnittene Steine, sagen? Glaubt Hr. Brückmann wohl, dass man damals, wie zu Prometheus Zeiten, rohen Felsen im Ringe getragen, oder gehören die tief geschnittenen Steine zu den geschliffenen? Bewahre der Himmel jedweden vor den Lobsprüchen eines Kenners, der selbst nicht weiss was er will!

Wenn §. VI. S. 10. Hr. L. M. Brückmann vom Topas sagt: es bleibe eine ungewisse Sache, ob die Alten in ihren Chrysolith geschnitten, so beweist diese Aeusserung nichts gegen mich. Herr Brückmann mischt dabei wieder manches Alltägliche längst bekannte ein.

Auch S. 11. beehrt mich der Herr Leib-Medicus nochmals mit seinem Beifall, allein er verbittert mir die Zufriedenheit, die ich allenfalls über seinen Ausspruch haben könnte, durch eine ungereimte Voraussetzung. Herr Brückmann glaubt nämlich, dass die von Vettori erwähnten Gemmen, «wahrscheinlich fein und körnig «getropfte oder stalactitische Chalcedone, Onyxe, Carneole oder «Achate sein möchten.» Leicht möglich, würde ich dem Herrn Brückmann antworten, wenn er mir vorher bewiesen hätte, dass

die Alten einfältig genug gewesen wären, sich Gemmen von guten Künstlern schneiden, die hintere Seite aber in ihrem natürlichen rohen Zustande zu lassen, um die Gemme als Ringstein tragen, sie aber auch zugleich in eine Mineralienbude legen zu können. Man sieht nur zu deutlich aus dem Gesagten, wie eine beinahe kleinliche Mineralienkrämerei, bei keinem Ueberflusse von Beurtheilungskraft, gewürdigt zu werden verdient.

Was S. 11-12. über die Hornsteine aus der Pfalz von Krebseiern und Fischrogen gesagt wird, ist theils Anfängern bekannt, theils gehört es nicht in die Widerlegung einer Untersuchung über den Sard der Alten.

Im VIII. §. S. 12. begiebt sich Hr. L. M. Brückmann wieder auf ein Gebiet, das er nie verlässt, ohne einige Wunden davon zu tragen. Er will nämlich bestimmen, was der Morio des Plin eigentlich gewesen. «Es sei ihm nicht unwahrscheinlich», bemerkt er, «Plin spreche von ganz dunkeln Granaten.» Mich hier in neue Untersuchungen einzulassen, um das Unstatthafte einer leeren Vermuthung des Hrn. Leib-Medicus zu zeigen, die er bloss mit «es sei ihm nicht unwahrscheinlich» unterstützt zu haben glaubt, würde zweckwidrig sein, da gegenwärtige Schrift keine neuen Auseinandersetzungen enthalten, sondern bloss eine Beurtheilung der neusten Schrift des Hrn. Brückmann sein soll. Bei einer andern Gelegenheit werde ich zeigen, mit welchem Namen die Alten die Granaten der Neuern belegten, eine Sache, die Hr. Brückmann freilich nicht errathen kann, die er aber eben so wenig wird widerlegen können, als alles was ich über den Sard, den Onyx und den Sardonyx gesagt habe. So viel indessen über Hrn. Brückmanns unerwiesene Vermuthung von dem Morion der Alten. Nur noch ein Wort über die Herleitung welche dem Steine Morion gehören soll. «Vielleicht» sagt Hr. L. M. Brückmann, «komme es «von Μορέα her»: dann müsste, antworte ich ihm, der Stein aber Moreon, nicht Morion, heissen. Warum will Hr. Brückmann nicht lieber Morion von Μωρία herleiten, und zugleich, durch eine feine Satyre, so manchen Etymologen von dergleichen Irrwegen zurückschrecken?

Was in der Folge über Pramnion aus dem ehrlichen Scapel dem Leser aufgetischt wird, ist Schulknaben bekannt.

S. 14. giebt mir Herr **Brückmann** einen andern Irrthum schuld, bloss weil er mich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Ich sage S. 38. der Untersuchung: «Es irren sich daher «de Boot, Laet, Agricola, und Martini, die ersten, wenn sie «unter Pramnion böhmische Topase und andre abendländische Steine «verstehen wollen, der letztere, wenn er im Pramnion unsern «Rauchtopas zu finden glaubt, weil im Topas gar keine Aehnlich- «keit mit dem Morio der Alten gefunden werden kann.» Was macht Hr. **Brückmann** aus dieser Stelle? Nachdem er die genannten Schriftsteller unter seinen Schutz genommen, sagt er von mir, ich «begehe hier selbst einen Irrthum, wenn ich unter böhmischen «Topasen und Rauchtopasen einen Unterschied mache, denn beide «sind einerlei Steinarten, gar keine Topase, sondern bloss mehr «oder weniger durchscheinende braune und schwärzliche Berg- «krystalle, deren einige, gegen das Licht gehalten, einen röthlichen «Schein geben.» Der Leser vergleiche meine Worte mit dieser erzwungenen Beschuldigung — und bemitleide den Mann der so etwas schreiben konnte!

Was Hr. L. M. **Brückmann** S. 14. weiter von Krystallen aus seiner Sammlung dem Leser vorzeigt, gehört nicht hieher, und beweist nur des Sammlers Kleinlichkeit und Unkenntniss dessen was zur Sache gehört.

S. 15. las ich zweimal, wegen des Beifalls, den mir der Herr L. M. **Brückmann** auf dieser Seite zunickt, und den ich bis jetzt nie gesucht habe. Leider finde ich auch hier wieder einen Vorrath alltäglicher Dinge, welche, was noch schlimmer ist, gar nicht hieher gehören.

S. 15. wird auch der Steinschneider Döll erwähnt, und ich enthalte mich alles Urtheilens über ihn, da ich nie etwas von seiner Hand gesehen habe. Die Steinkenntniss des Hrn. **Brückmann** erscheint aber, trotz seiner Anmassung, in einem kläglichen Lichte, da ihn erst die Nachricht des Hrn. Döll belehren musste, dass der bläulich graue Chalcedon weit schwerer zu bearbeiten ist, als der rothe Carneol, was er von jedem Juden in Braunschweig hätte erfahren können.

Dass uns Hr. Brückmann erzählt S. 16, untergrabne Steine liessen das Siegellack eben so wenig fahren, als ein durch wieder-

holtes Siegeln warm gewordner Stein, ist etwas so gemeines, dass man sich ärgern muss Papier damit bedruckt zu sehen. Vielleicht siegelten die Alten nie mit warm gemachtem Siegelwachse, sagt Hr. Brückmann eben daselbst, allein aus diesem nichtssagenden Satze folgt doch auch gar nichts, was nur einigermaassen hieher gehören könnte!

S. 17. wieder eine ganze Seite von Demantspath, womit, so wie mit ähnlichen fremdartigen und bekannten Dingen, Hr. L. M. Brückmann sein gehaltarmes Buch hat anschwellen wollen. Wenn man solche Dinge schreiben will, dann ist es freilich keine Kunst Bücher zu machen!

Dieselbe Seite §. X. enthält einen neuen Ausfall auf mich, der aber auch wieder zum Nachtheil des Angreifers abgelaufen ist. Ich sage §. X. S. 42. (99.) der Untersuchung: «Von den Käfern der Alten «sind einige aus sehr schönen Carneolen und Sarden gearbeitet. Ist «die Arbeit gut und fleissig ausgeführt, so hat man auch gewiss «einen schönen Stein vor sich. Diejenigen Käfer aber welche die «grösste Anzahl ausmachen, und alle aus einer Schule herzufliessen «scheinen, sind sämmtlich aus einer weit weniger klaren und feu-«rigen Art Carneole gearbeitet.» Im XI. §. S. 43. (99.) sage ich: «Sonderbar ist es, dass man fast nie, oder äusserst selten, unter der «zuletzt genannten Gattung von Käfern, einen in braunen Sard ge-«schnitten findet. Wahrscheinlich hatte irgend ein Vorurtheil des «Volksglaubens, in der Wahl des rothen Sardes, unsers Carneols, «zu diesen Amuleten den grössten Antheil.» Hr. Brückmann fängt nun mit leeren Bemerkungen an, indem er meine eignen Sätze fast gänzlich paraphrasirt, und mit jeder Zeile seine Unbekanntschaft mit der Sache, von der er spricht, verräth. Ihm sind weder die berühmten Käfer von der vollendetsten Ausführung, und aus den trefflichsten Steinen, noch die zweite, von mir ausdrücklich benannte Klasse, bekannt, auch kann nur ein Fremdling in der alten Kunstgeschichte, von Käfern aus Aegypten, und Hetrurien, mit Hinweglassung der griechischen, sprechen. Dass er aber entweder aus unverzeihlicher Uebereilung oder geflissentlich meine oben angezogenen Worte nicht verstand, folgt aus S. 19. seiner Schrift. Da giebt er mir schuld ich glaube: «dass ein Vorurtheil des Volksglaubens «bei den Alten zu diesen Käfern nur die rothen Sarde oder Car-

«neole bestimmt habe, und dass man **nie** oder **selten** einen Käfer «aus braunem Sarde antreffe.» Mit Kennerdünkel setzt Hr. L. M. **Brückmann** hinzu: «Seltener habe auch ich die braunen gesehen; «doch» — nun was? frage ich — «sind sie vorhanden.» Ei ei! wie zuversichtlich! habe ich denn dieses geläugnet, habe ich nicht ausdrücklich von rothem und braunem Sarde gesprochen, und habe ich nicht, mit klaren Worten, bloss einer zweiten geringern Klasse der Käfer den rothen Sard, beinahe ausschliesslich, angewiesen?

Wäre des Hrn. L. M. **Brückmann** Abhandlung über die Edelsteine eine bessere Arbeit als seine neuste Schrift, so würde man das Abgeschmackte der letztern auf Rechnung seiner Jahre schreiben. Da aber jene Schrift gerade von eben dem Schlage ist, als seine letztere, so ergiebt sich nur zu klar, dass gründliche Kenntniss der Mineralogie, und richtige Urtheilskraft, ihm zu jeder Zeit gemangelt habe.

Ebendaselbst versichert uns Hr. L. M. **Brückmann**: «man «sieht sie (die Käfer) von Chalcedon, von hellgrünem Jaspis.» Wer hat je bezweifelt, dass die Aegypter in diese Steine Käfer geschnitten? Die Käfer der Aegypter gehörten aber nicht dahin, wo ich einzig und allein von den Käfern der Griechen sprach. Bei allem Dickthun scheint der Herr L. M. nicht zu wissen, dass die Aegypter, ausser den paar Steinen, die er aus der herzoglichen Sammlung und aus seinem oft gepriesenen Vorrathe anführt, auch aus Granit, Thon- und Hornstein-Porphyr, Hornstein, Obsidian, Feldspath, Nephrit, Topfstein, Haematit, Amethyst, und andern Steinen, auch in Knochen, Käfer geschnitten, und in Thonerde geformt haben, wozu ich ihm die Belege aus der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, und aus andern, sehr leicht nachweisen könnte, und die er, bei allen von sich gerühmten Einsichten in die Mineralogie, vielleicht kaum mit vieler Mühe, den Steinen, denen sie angehören, zuzuweisen im Stande sein würde.

Alles was im XII. §. 19-20. gesagt ist, habe ich schon oben beleuchtet, und widerlegt. Jedoch ist Hrn. **Brückmanns** unglücklicher Hang zur Etymologie einer kurzen Erwähnung werth. Er behauptet, die Alten hätten den Carneol, **Sardion**, **Sardum** und **Sardam** genannt. Allein wenn Hr. **Brückmann** die Namen unsres Steines anführen wollte, so hätte er es mit mehr Genauig-

keit thun, und Sardus, als falsch gänzlich weglassen sollen. Folgende Namen hatte der Stein bei den Alten: Sardius, Sardium, Sarda und Σάρδη, Benennungen welche den edlern Gattungen zukommen, da man unter Sardo und Sardonius geringere Arten, und vorzüglich die, welche in Sardinien gefunden wurden, verstand. Hiervon künftig mehr. Sárdus aber konnte Hr. Brückmann in keinem bewährten Schriftsteller finden. Doch mit einer Schrift, die nicht der Berichtigung und Verbreitung mineralogischer Kenntnisse gewidmet war, und bei deren Abfassung es dem Verfasser nicht darauf ankam, ob das Buch, das er ausschrieb, gut oder schlecht war, darf man es nicht so genau nehmen. Wen darf es nach dieser Voraussetzung zum Beispiel befremden, dass Hr. Brückmann auf eben dieser Seite sagt: «sein (des Sardes) älte-«ster Name soll Cactonites gewesen sein?» Wer anders, als Hr. Brückmann, würde den unsaubern Tröster ausgeschrieben haben, der solchen Unsinn vorbringen konnte? Wer anders als Hr. Brückmann würde diesen Unsinn mit einem andern Unsinn vertauscht, und statt des leidigen Cactonites, Sardonites vorzuschlagen sich die Mühe genommen haben? Wer anders als Hr. Brückmann würde Unsinn auf Unsinn gehäuft, und hinzugesetzt haben: «welches Wort (das kauderwelsche Sardonites) denn doch «einen Stein aus Sardes anzeigen würde, weil hier (wo man vom «Sard handelt) von einer Diestelart oder andern stachlichten Frucht «wohl nicht die Rede sein kann!!!»

Hr. Brückmann fährt S. 21. fort, mir schuld zu geben, ich mache einen wesentlichen Unterschied unter Carneol und Sard, wie es scheint bloss um das Abgeschmackte seiner, von mir in ihrer Blösse aufgestellten, Sätze zu bemänteln. Auch giebt er sich vergeblich Mühe, seine grundlose Beschreibung beider Steine, in welcher er sie halbdurchsichtige rothe Steine nennt, durch einen Schwall von Worten und durch läppische Beispiele zu beschönigen, und seinen Irrthum zu verstecken. Das Nichtige jenes Vorgebens habe ich oben gezeigt, und die Stelle wo er den rothen und braunen Sard mit Rappen und Schimmeln, und also wohl auch eine Mineraliensammlung mit einem Pferdestalle, vergleicht, beleuchtet.

S. 22. berührt Hr. Brückmann die Stelle meiner Untersuchung S. 45. (99.), wo ich ihm Mangel an Kenntniss des Sardes zuschreibe,

und ihn deren überführe, indem ich das Falsche seines Satzes: «es «ist der Carneol oder Sarder ein halbdurchsichtiger rother Edel-«stein,» zeigte. Denn setze ich dort S. 45. (100.) hinzu, «Carneol und «Sard bei den Neuern sind wesentlich verschiedene Steine (das heisst «eine braune Gattung ist keine rothe) und der indische Carneol so «wie der indische Sard sind völlig durchsichtig. Herr Brückmann «lässt also gerade die einzig edle Gattung hinweg.» Aus dieser meiner Bemerkung ergiebt sich für jeden Mann von reifer Urtheilskraft, dass ich auch unedlere indische Sarde annahm, da ich Hrn. Brückmann den verdienten Vorwurf machte, er lasse gerade in seiner Definition die einzig edle Art hinweg, und er spreche bloss von schlechten Gattungen, und nur Hr. Brückmann war im Stande dieser meiner Bemerkung einzuwerfen S. 22: «Welcher Mine-«ralog wird je annehmen, dass in Indien alle Carneole und Sarder «völlig durchsichtig gefunden werden!»

Was Hr. Brückmann von den durchscheinenden und edelsten Arten der Sarde auf derselben Seite hinzusetzt, verdient keine Widerlegung, er hatte noch nie einen Sard von der vollkommensten Gattung gesehen, und dieses ist ihm eher als sein anmassender Ton, und seine schlechte Kenntniss anderer Steine, zu Gute zu halten.

Wäre die Denkkraft des Hrn. Brückmann nicht in einem so seltnen Grade unzureichend und schwach, so würde er meine beiläufig gemachte Anmerkung, über ihn und Hrn. Wad, sicher richtig gefasst haben. Mein Grundsatz ist, bei dergleichen Untersuchungen, stets vor der nähern Beschreibung eines Steins, zu bestimmen, welchen Namen er bei den Alten hatte, und was sich diese bei diesem und jenem Namen für Steine dachten. Dieses that ich in meiner Untersuchung, und man sollte eigentlich nie einen griechischen Namen eines Edelsteins einem Steine beilegen, ohne zu untersuchen, ob er denselben auch bei den Alten besass? Hätte man diesen Grundsatz immer beobachtet, so würde man den grössten Theil so mancher Verwechselungen vermieden haben. Allein von solchen Grundsätzen der Kritik weiss Hr. Brückmann nichts. Ich kann also mit eben so nachdrücklichen Gründen als ich in meiner Untersuchung über den Onyx und den Sardonyx für wahre Kenner gebraucht habe, beweisen, dass der Chalcedon der Alten schlechterdings nicht unser heutiger Chalcedon ist, und darum fand ich es

völlig abgeschmackt den Carneol einen rothgefärbten Chalcedon zu nennen; Hr. Brückmann hat zwar nach seiner Art eine Menge unter einander geworfener Gedanken über den Chalcedon zum besten gegeben S. 22-25; aber ich möchte den sehen, der aus diesem Chaos etwas vernünftiges schliessen könnte. Er hat die ganze Stelle des Plin hingeschrieben, allein für ihn sind die Alten so gut als verloren, und die Anführung alter Stellen beweist bei ihm entweder eine ganz verschiedene Sache oder gerade das Gegentheil von dem, was sie beweisen soll. So ist z. B. in der ganzen langen Stelle des Plin über den Jaspis der Alten, nichts was ihn veranlassen könnte den Jaspis für den Chalcedon der Neuern zu halten, als der Name der Stadt Chalcedon, welchen er darum weisslich unterstrichen hat! Weil also Hr. Brückmann meine Anmerkung über ihn und Hrn. Wad nicht einmal verstand, so hätte er sich seine marktschreierische Ausrufung über die chemische Kenntniss der Steine ersparen können. Da er so dürftig die äusserlichen Kennzeichen der Mineralogie anzugeben weiss, wie sollte man von ihm chemische Kenntnisse erwarten können! — Und was haben die zum Theil allbekannten chemischen Kennzeichen, wie er sie nennt, mit der Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten zu thun?

Ueberflüssig ist Hrn. Brückmanns Wunsch S. 25. ich möchte den rothen Onyx genauer beschrieben haben. Was Saumaise, denn nur aus ihm erwähnte ich dieses Wort, indem ich ihn widerlegte, sich allenfalls unter rothem Onyx denken möchte, kann jeder in meiner Untersuchung über den Onyx antreffen, wobei er finden wird, dass in dieser Benennung höchstens nur für Hrn. L. M. Brückmann ein Widerspruch liegen mag, und dass nur er unter rothen Onyx sich einen Carneol denken kann.

S. 26. enthält noch einen unbedeutenden Ausfall auf meine Bemerkung über Saumaise, welche ich in der Bemerkung über Hrn. Brückmanns Gedanken vom Onyx abfertigen werde. Für jetzt nur so viel, dass wenn Saumaise Recht hätte, und zu seiner Zeit die Steine die er so unbestimmt rothen und weissen Onyx nennt, Carneol geheissen hätten, man diesen Irrthum nothwendig in so vielen ihm gleichzeitigen Schriftstellern auch finden müsste. Da nun dieses gerade der Fall nicht ist, warum macht denn hier

Hr. Brückmann eine Menge leerer Worte, und warum beweist er hier wieder, dass er nie den Gesichtspunkt, auch der leichtesten Frage, fassen kann?

Auf derselben Seite heisst es: «wenn man bei Lesung dieser «Autoren» (Hr. Brückmann nennt diejenigen, deren grobe Fehler ich in der Untersuchung aufgedeckt habe) «nicht Mineralogie, «eine gründliche Steinkenntniss, Sprachforschung, nicht natürliche «gute Logik zu Hülfe nimmt, so kommt man aus einem Irrgarten «in den andern.» Wenn Männer mit den Kenntnissen und Scharfsinn eines Blumenbach, eines von Born, dergleichen Anmerkungen und Einwürfe einem Schriftsteller machen würden, so möchte nichts dagegen zu erinnern sein; wenn aber jemand dem sogar die äussern Kennzeichen der Steine, die er beschrieben, völlig unbekannt sind, dem alle auch nur alltägliche Sprachkenntnisse mangeln, wie seine kläglichen Etymologien und schiefe Erklärung des Plin beweisen, in dessen Kopfe es so unordentlich aussieht, dass er meistens selbst nicht weiss, was er eigentlich will, so kann ein solches Grossthun mit nichts verglichen werden als — — mit Prahlerei auf dem höhern Gerüste.

Was Hr. Brückmann S. 28. von den Farben des Sardes erwähnt, hat er aus meiner Auseinandersetzung, S. 22. (90.) der Untersuchung, entlehnt, denn ganz anders sprach er in seiner Abhandlung über die Edelsteine.

Hr. Brückmann, der, nach dem Vorhergehenden, sich so viel auf seine Sprachforschung, wie er sich auszudrücken beliebt, zu gute thut, beweist S. 28. in welchem hohen Grade er diesen Vorzug besitze. Der Leser urtheile hier über Hrn. Brückmanns Sprachkenntnisse. Er sagt von mir, ich tadele nicht ohne Grund den Guettard, «wenn dieser den Alten nachglaubt, dass unsere «Carneole durchsichtiger und heller würden, wenn man sie in Oel «lege. Plinius B. 37. C. 7. sagt indessen das Gegentheil, mit die«sen Worten: nec ulla translucentium tardius suffuso hu«more hebetantur, oleoque magis quam alio liquore.» Fürwahr das nenne ich Sprachkenntniss! Sprachkenntnisse mit welchen Hr. Brückmann keinen Schulknaben beschämen wird! Einem solchen Gelehrten kann man ohne Umstände freilich verzeihen, wenn er sich auf seine Grösse etwas einbildet! Auch mag sich

der Leser, der etwa Lust dazu hat, mit den Beweisen von Hrn. Brückmanns tiefer Kenntniss der Mineralogie, und von natürlicher guten Logik, in seiner Bemerkung, über die Kraft mineralischer Säuren, das Kochen in Oel, Wachs oder Wallrath, durch welche, wie er sagt, manche edle Steine schöner und durchsichtiger werden, S. 29. begnügen, und den grossen Mann bewundern, der mit der schönen Bemerkung über den wenig bekannten Oculus Mundi seine hochklingende Tirade beschliesst.

Wenn jemand an den Bemerkungen, über die Achate, Jaspis und Opale, S. 29-30. Gefallen finden sollte, dem wollen wir diese Freude gern gönnen. Andre aber haben über diese Sache schon weit richtiger geschrieben, und auf die gegenwärtige Untersuchung, leiden diese weitläuftigen Nebendinge doch auch gar keinen Bezug.

S. 30. giebt mir Hr. Brückmann schuld, ich rede von der Güte der indischen und böhmischen Sarde und Carneole. «Mir ist «nicht bekannt,» sagt er S. 30-31. «ob es je in Böhmen vorzüg-«lich schöne Steine dieser Art gegeben hat. Nur ist es ein altes «Herkommen, dass Steinhändler und Juwelierer schöne Steine orien-«talische und schlechtere böhmische nannten.» Wer dieses liest, sollte glauben, ich hätte von der Schönheit böhmischer Sarde gesprochen, und wohl gar mich von Steinhändlern oder Juwelierern hierinnen unterrichten lassen. Wer aber S. 50. (102.) meiner Untersuchung nachsehen will, wird finden, dass ich den Hrn. Hill widerlegte, und gegen ihn erinnerte: «ganz gegen die Erfahrung ist es, «dass, wie er (Hill) sagt, der schöne männliche Sard auch in Böh-«men gefunden werde, und dass er durchsichtiger als die übrigen «Carneol-Arten sei. Wider diesen Satz muss ich aber bemerken, «dass der böhmische Sard ein nicht sehr edler Stein ist, wenn man «ihn mit dem indischen vergleicht.» Die Beschuldigung des Hrn. Brückmann trifft also nicht mich, sondern Hrn. Hill. Was aber das sonderbarste bei diesem Vorwurfe ist, den mir Hr. Brückmann macht, so kann ich noch beweisen, dass er selbst nicht weiss, was er vom Sarde aus Böhmen zu halten hat, und dass ihn jetzt seine Mineraliensammlung, eben so wenig als vorher, aus der Verlegenheit helfen kann. In der eben erwähnten Stelle sagt er nämlich: «Mir ist nicht bekannt, ob es je in Böhmen vorzüglich «schöne Steine dieser Art gegeben.» Er läugnet also geradeweg

dasjenige, was er ein Paar Blätter vorher S. 9. ausdrücklich bejahet hatte. Hier sagt er: «Auch in Europa, z. B. in Böhmen, Sachsen, u. s. w. finden sich Sarder, von allen Abstufungen von « Schönheiten und Fehlern.» Bestehet die gute Logik darinnen, dass man eine und dieselbe Sache bald verneinet, bald bejahet, oder ist das die Eigenschaft des ächten Mineralienkenners?!

In wiefern Hrn. Brückmann, so wie die übrigen von mir genannten Schriftsteller, mein Vorwurf, in Betreff ihrer weissröthlichen und fleischfarbigen Carneole treffe, werden unpartheiische Kenner bestimmen. Hr. Brückmann hat nichts haltbares zu seiner Entschuldigung vorgebracht, und die Alten kannten solche Schätze unsrer Mineraliensammler nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen, fanden sie der Erwähnung unwerth, und kein alter Künstler hat andre Gattungen des Sard, als die des Plin, bearbeitet.

Nachdem Hr. Brückmann viel bekanntes, aber nicht hieher gehöriges über die Hornsteine und Achate beigebracht, glaubt er S. 32. mich zu widerlegen, wenn er meine Worte S. 52. (103.) der Untersuchung undeutlich und unbestimmt nennt. Er hat Recht, dass sie ihm beides gewesen sind, nur liegt die Schuld nicht an mir. Meine ganze Schrift ist undeutlich und unbestimmt für ihn.

Herr Brückmann scheint es zu missbilligen, dass ich die schlechten weisslichrothen und fleischfarbenen Carneole, höchstens fleckige Achate nennen, und ihnen den Namen Carneol streitig machen will. Ich will nicht hoffen, dass er einen solchen Stein einen Hornstein nennen, und den Geschlechtsnamen auf die elendesten Spielarten, mit Hintantsetzung des Gattungsnamens, übertragen wird!

Da in der Herleitung des Namens Carneol, ich mit dem verstorbenen Grafen Veltheim im Ganzen übereinkomme, so glaubt Hr. Brückmann, dass ich wahrscheinlich seine Reformen in der Mineralogie vor Augen gehabt habe. Allein ich würde dann die Etymologie des Carneols sicher nicht für die meinige ausgegeben, und manche seiner Irrthümer und luftigen Hypothesen zu widerlegen nicht unterlassen haben. Mehrere der von Veltheim genannten Schriftsteller, auch einige welche er nicht anzog, hätte ich erwähnen können, wenn ich meine Abhandlung nicht bloss in einem gedrängten Auszuge hätte wollen herausgeben. Denkende Leser werden übrigens in Veltheims und meinen Gedanken bemerken, dass

jeder seinen eigenen Weg verfolgte. Ich kann eben so wie jeder andre in meinen Untersuchungen irren, andre aber ausgeschrieben, oder gar das Ihrige für mein Eigenthum ausgegeben zu haben, wird mir nie bewiesen werden können. Hr. Brückmann, beleidigt durch den bescheidnen aber verdienten Tadel seiner Abhandlung über die Edelsteine, sucht da, wo er mir Recht giebt, Auswege, um nichts in meiner Schrift einräumen zu dürfen, und wenn diese Auswege auch nichts als blosse Machtsprüche sein sollten. Noch erinnere ich, dass Hr. Brückmann seine Bemerkung mit Worten beschliesst, worinnen alles Wahre aus meiner Schrift entlehnt ist, und von welchen ich ihm wieder eine Unwahrheit, die er beigemischt hat, zurückgeben muss. Hr. Brückmann sagt S. 35. «Der Schluss also «von allen dem bisher Gesagten lehrt uns, dass der Sard ein feiner «Hornstein, von rother, brauner, gelber, braunrother, gelbbrau-«ner, schwärzlicher und schwarzer Farbe sei, und dass der rothe «unser Carneol oder besser Corneol sei.» Wer dieses liest, sollte glauben, Hr. Brückmann habe dieses nun völlig zuerst richtig bestimmt, er der vorher dem Sarder oder Carneol keine andere als die rothe Farbe ertheilen wollte. So leicht die Bemerkung über die Farben des Sardes der Alten zu machen war, so hatte sie doch niemand vor mir im Drucke mitgetheilt. Es ist daher sonderbar vom Hrn. L. M. Brückmann, auf mich mit dem Blicke eines grossen Mannes herabsehen zu wollen, er der an so vielen Stellen die Wahrheit erst von mir gelernt hat. Herr Brückmann vergisst sich aber auch hier, indem er dem Carneol die schwarze Farbe beilegt, wodurch er verräth, wie wenig er den Stein, von dem er spricht, nach seinen äusserlichen Merkmalen kenne!

Hr. Brückmann geht im §. XVIII. S. 35. auf das Lyncur über. Alles was ich über diesen Stein des Theophrast sagte, geschah nur im Vorbeigehen, und hier die Stellen der andern alten Schriftsteller darüber zu vergleichen, würde nicht am schicklichsten Orte sein, weil diese Blätter nicht neuen Untersuchungen, sondern bloss der Widerlegung des Hrn. Brückmanns gewidmet, daher auch nur so viel als für ihn nothwendig sind. Wenn ich S. 60. (106.) meiner Untersuchung vom männlichen Lyncur sage, dass ihn die Alten oft geschnitten, und vom weiblichen, dass ihn die Neuern oft bearbeitet haben, so hoffe ich, dass man meine Bejahung nicht mit

Hrn. Brückmanns Verneinung in Parallele setzen wird, und dass hier niemand die Frage aufwerfen werde, welcher von uns beiden antike Gemmen besser zu beurtheilen im Stande sei?

Hr. Brückmann sagt S. 37. «Viele dieser antiken geschnitte-«nen Steine, die man für gelbrothe Hyacinthe hält, sind so gefärbte «Granaten, oder schöne gelbrothe durchsichtige Sarder.» Was beweist dieser Satz? — dass ich mich geirrt, und Granaten für Hyacinthe, oder gar gelbrothe durchsichtige Sarde (ein so grober Irrthum, dass sicher auch die elendesten Mineralienhändler nie darauf verfallen sind) dafür angesehen? gewiss nicht. Die Bemerkungen über die Hyacinthe und über die Cameen aus durchscheinenden Steinen, welche folgen, lehren wiederum nichts neues, sind allbekannt und gehören nicht hieher. Hr. Brückmann will S. 37. gegen mich behaupten: «der Hyacinth sei von neuern Steinschneidern «zu Cameen nicht häufig bearbeitet worden.» Heisst das so viel als: in meiner Mineraliensammlung habe ich nur ein paar? oder: ich habe deren nur wenige gesehen? Wenn sich in manchen Gemmen-Sammlungen gegen hundert solcher Cameen auf einmal befinden; wenn gerade von keinem der einfarbigen und durchsichtigen Steine so viel Cameen vorhanden sind, als vom Hyacinth, beweist dieses Nichts?

S. 38. sagt Hr. Brückmann von mir, ich «halte für wahr-«scheinlich, dass das Lyncur unser Amethyst sei; allein da Plinius «die Worte fulvum und igneum gebraucht» setzt er hinzu «so «halte ich es für Bernstein.» Hr. Brückmann legt mir hier ein grobes Vergehen zur Last, dass ich einen Stein, von dem Plin das Wort fulvum braucht, für einen Amethyst halten könne, allein ich habe nie an eine solche Abgeschmacktheit gedacht, und da wo vom Lyncur die Rede ist S. 59-60. keinen einzigen Stein, ausser dem Hyacinth, erwähnt. Hr. Brückmann schreibt ja selbst von mir S. 36. ich nehme das Lyncur für unsern Hyacinth, wie kann ich ihn also für den Amethyst halten? Wenn einer Schrift Abgeschmacktheiten anschuldigen, widerlegen heisst, dann ist das letztere freilich etwas leichtes.

Auf derselben Seite geräth Hr. Brückmann auf eine Klippe, an welcher sein Räsonnement wiederum Schiffbruch leidet. Er will nämlich aus dem Plin erweisen, das Lyncur sei Bernstein, allein

um diesen Schriftsteller zu erklären, muss man nicht alltägliche, viel weniger schülerhafte Kenntniss seiner Sprache, nicht allein natürliche gute Logik, wie sich Hr. Brückmann ausdrückt, sondern Scharfblick und feine Beurtheilungskraft, bei einer richtigen Kenntniss der Mineralogie, besitzen; es wird daher niemand befremden, dass Hr. Brückmann sich gar sehr bei dieser Erklärung bloss giebt. Plin sagt nämlich: Succina etiam gemmis, quae sunt translucidae, adulterandis magnum habent locum, maxime amethystis, cum omni, ut diximus, colore tingantur. De Lyncurio proxime dici cogit autorum pertinacia, quippe, etiam si non electrum id esset, lyncurium tamen gemmam esse contendunt. Würden die Schriftsteller, wie Plin sagt, sich so hartnäckig gestritten haben, wenn das Lyncur nichts weiter als Bernstein gewesen wäre? Dass einige der Alten sich wirklich hierinnen geirrt, und beide für einerlei gehalten, folgt aus Plins Worten, es folgt aber daraus nichts weniger als, dass besser unterrichtete von den Alten diesen Fehler mit Hrn. Brückmann begangen! Weil Hr. Brückmann, wie man aus seiner Art zu schliessen folgern muss, in Untersuchungen über die Steine der Alten, es nicht so genau nimmt, und ohne vieles Nachdenken entscheidet, wenn irgend ein Stein in seiner Sammlung, wenn auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den Nachrichten der Alten zu besitzen scheint; so hielt er S. 36. das Lyncur einmal für einen gelben Sarder, das zweitemal für einen Hyacinth, und, weil ich derselben Meinung auch bin, zum drittenmal S. 38. für Bernstein, unbekümmert welche Meinung eigentlich die richtige sei.

Dem Hrn. L. M. Brückmann muss ich noch überdiess sagen, dass ich in Rücksicht des Lyncur nicht eine neue, sondern eine alte Meinung vertheidigte. Leicht könnte ich ihm, ausser den Ursachen welche ältere Schriftsteller angeben, neue Gründe vorlegen, welche es noch mehr ausser Zweifel setzen, dass das Lyncur der Alten unser Hyacinth war. Allein er würde wahrscheinlich mich eben so missverstehen, als es bis jetzt geschehen, und ich werde hiervon, so wie von andern Steinen der Alten, an einem besondern Orte handeln.

Hr. Brückmann kommt von S. 38. bis 41. wieder auf seine alltäglichen Abschweifungen, auf Dinge die grösstentheils nicht hieher gehören. Grundlos ist seine vorgebliche Verbesserung des Plin S. 39. in der angezognen Stelle B. 37. C. 36. Sanguine statt Sevo zu lesen, weil damit für den Sinn nichts gewonnen wird.

Wie ergiebig nun des Hrn. L. M. Brückmann Bemerkungen gegen meine Untersuchung des Sardes ausgefallen, überlasse ich den Kennern zur Entscheidung. Grosser Anmassungen ohngeachtet, hat er doch immer, weder die Alten, noch mich, welche er insgesammt meistern will, richtig verstanden. Die letzten Worte dieses ersten Abschnitts geben davon noch einen starken Beweis. Hr. Brückmann beschliesst diesen Abschnitt S. 41. folgendermassen. «Bei allen den Steinen, welche die Alten als männliche und weib-«liche benannten, können wir sicher annehmen, dass sie unter dem «erstern immer die dunkeln und hochfarbigen, und unter dem letz-«tern die blässern, oder weniger schön gefärbten, auch wohl nur «die schlechten verstanden haben.» Was mag ihn zu diesem durchaus falschen Satze veranlasst haben? eine gesunde Logik? — eine richtige Steinkenntniss? — gewiss nicht. Theophrast sagt vom Sarde, von dem doch eigentlich hier allein die Rede sein sollte (man sehe S. 11. (86.) meiner Untersuchung) die rothen Sarde sind die weiblichen, und die braunen die männlichen. Nach Hrn. Brückmann wären aber die trefflichen rothen Sarde Indiens, blasse schlecht gefärbte Steine, auch sehe ich nicht ein, warum ein rother Stein weniger dunkel gefärbt sein könne, als ein gelblich brauner? Wo ist hier eine Spur, ich rede nicht von feiner sondern von gewöhnlicher Interpretation, nicht von grosser, sondern von alltäglicher Kenntniss? Worinnen kann Hrn. Brückmanns Sprachkunde bestehen? da er gerade immer das Gegentheil von dem sagt, was wir in den Alten lesen? Hr. Brückmann will sich vielleicht durch Plin vertheidigen, dieser aber sagt etwas ganz anderes. Plin spricht B. XXXVII. 7 C. Indicae perlucent, crassiores sunt arabicae. Inveniuntur et circa Leucada Epiri et circa Aegyptum quae bractea aurea sublinuntur. Et in his (aegyptiacis) autem mares excitatius fulgent, feminae pigriores sunt, et crassius nitent. Wenn also Hrn. Brückmann diese Stelle etwa vorschwebte, wie es aber nicht wahrscheinlich ist, und

er sich mit ihr zu entschuldigen gedenkt, so bestärkt er meine Behauptung, dass er, wo es auf Bestimmung der Kennzeichen eines Minerals aus den Alten und auf Kenntniss der vorhandenen Steine ankommt, immer zu seiner Beschämung den rechten Weg verfehlt.

Prüfung der Einwürfe gegen den Onyx.

Was die Hauptsache in diesem Abschnitte betrifft, so habe ich nur wenig zu erinnern. Hr. Brückmann vermengt seine eignen Gedanken mit fremden, widerspricht, behauptet, dreht und wendet sich, ohne zu wissen wohin, beweist nichts, und kann die leichten und klaren Stellen des Theophrast und Plin nicht anders erklären, als ich sie in der Untersuchung erklärt hatte.

Wie sonderbar der Hr. L. M. Brückmann seine Ideen darzulegen und zu ordnen wisse, urtheile der Unbefangne aus folgendem Satze, mit dem er seine vermeinte Widerlegung S. 42. anfängt. «Meines Erachtens nannten die
«Alten, so wie auch die mehresten
«Neuern,
«Schriftsteller und
«Antiquare, besonders die
«Juden,
«Steinschneider und
«Juwelierer, die nie im eigentlichen Verstande Mineralogen waren, alle diese feinen Hornsteine, ein- und mehrfarbige, «bald Onyx, bald Sardonyx», u. s. w.

Ich glaube, dass diese Probe allein hinlänglich sein würde, Hrn. Brückmanns Denkkraft an den Tag zu legen. Was aber das auffallendste bei der Sache ist, so war ich gerade derjenige, der die unbegreifliche Verwirrung, die zwischen Onyx und Sardonyx statt fand, so klar in ihrer Blösse darlegte. Hr. Brückmann hatte in seiner Abhandlung dieses, so wie manches andere nicht einmal geahnet. Jetzt aber tritt er mit wichtiger missbilligender Miene auf und vergisst, dass das was er sagt fremdes Eigenthum ist. Nur

möchte ich Hrn. Brückmanns Zusätze und den zerlumpten Mantel, den er um meinen Gedanken geworfen, zu verantworten, nicht auf mich nehmen. Ich darf behaupten, dass noch nie ein Sprachkundiger Mann den Alten, dem Theophrast und dem Plin, schuld gegeben, sie hätten Onyx mit Sardonyx vermengt, und Hr. Brückmann soll zuverlässig der erste sein und bleiben, der Theophrast, Ctesias, Arrian, Plin, Linné, Wallerius, Winkelmann, Lessing, Juden, Steinschneider und Juwelierer, sammt und sonders, untereinander wirft, und sie alle, wenigstens die mehresten, für Ignoranten erklärt. Besser hätte Hr. L. M. Brückmann gethan, von den Alten gar nicht zu reden, und sich alles Urtheilens über sie zu enthalten, auch die neuern Naturforscher und Gelehrte nicht meistern und neben die Juden setzen zu wollen, da gerade er, wie meine Untersuchung beweist, derjenige ist, der sich der meisten Verwirrung und der meisten Irrthümer in Rücksicht der bestrittenen Steine schuldig gemacht hat.

Eine Frage an Hrn. L. M. Brückmann: Wenn er Stellen aus Griechen und Römern anführt, warum bedient er sich allemal meiner Uebersetzungen? und warum schreibt er die Worte des Originals hin, wenn ich diese Stellen nicht übersetzt hatte?

Hr. Brückmann bleibt an seinem Sauerteige kleben, wie der Jude am Gesetz. Onyx soll weiss von Farbe und dem Nagel bloss durch die weisse Farbe ähnlich sein! Weder Theophrast noch Plin können ihn von seiner vorgefassten Meinung abbringen. Es würde also vergebliche Mühe sein, auch nur ein Wort hierüber zu verlieren. Die Kritik hat es daher für jetzt mit Hrn. Brückmanns anderweitigen Verirrungen zu thun, behält sich aber vor, den weissen Nagelstein am Ende dieses Abschnittes zu beleuchten.

Im XX. §. S. 43. sagt Hr. Brückmann: «Was nun eigent«lich der Sarda sei ist in dem vorhergehenden Abschnitte deutlich «genug erläutert worden.» Ja wohl deutlich! nur hat man diese Deutlichkeit weder aus Hrn. Brückmanns Abhandlung über die Edelsteine, noch aus seiner neuen Schrift, sondern aus meiner Erklärung des Theophrast, und des Plin, erhalten. Hr. Brückmann stolzirt also mit fremdem Eigenthum.

Von S. 43-50. wirft Hr. Brückmann Altes und Neues, Wahres und Falsches, durch einander, und giebt ein deutliches Bild

von dem Chaos, das sich in seinem Kopfe befinden mag. Es sind Sätze wie folgender S. 50. «So lange Ctesias und Theophrast, und «die übrigen Autoren, den Onyx nie als eine weisse Steinart «abgesondert betrachteten, so musste stets die Verwirrung «bleiben, dass sie Onyx und Sardonyx nicht von einander unter-«schieden.» Hr. Brückmann sagt dasselbe S. 104. «Wenn man «von jeher, von den Zeiten vor und nach Theophrast, den weissen «Stein oder Onyx ganz ohne Verbindung mit dem Sarder gedacht «und beschrieben hätte, so würden hierdurch alle Schwierigkeiten «leicht gehoben sein.» Dies heisst alten und neuen Mineralogen Meinungen aufdringen, dies ist aber nicht Forschen und Entwickeln. Dasselbe wiederholt Hr. Brückmann S. 107. man sollte glauben, er fürchte, der Leser habe an diesen Lehren an einem Male nicht genug. «Wenn ich in einem Achate die weisse nagel-«farbige (?) Steinart sehe, sie mag nun in dieser oder jener Form «darin liegen, der Achat mag Sarder enthalten oder nicht, so glaube «ich berechtigt zu sein, die weisse Steinart, nach der gesunden (?) «Vernunft Onyx zu nennen, und mich durch die verworrnen Be-«schreibungen der Alten und Neuern nicht davon abhalten zu las-«sen. Nehmen die Antiquare und Mineralogen diese einfache Be-«stimmung nicht Einmal an, so werden sie sich ewig streiten und «zanken, was Onyx und Sardonyx sei.» Der Zank kann geschlichtet werden, ohne dass man zu einem so verzweifelten Mittel, als zur Annahme des Undinges vom weissen Nagelstein zu schreiten Ursache hätte. Die Alten hätten also, wie Hr. Brückmann meint, nach Braunschweig wandern, und, vor Abfassung ihrer Werke, erst den Hrn. L. M. fragen sollen, was unter Onyx zu verstehen sei? In Behauptungen solcher Art liegt die wahre Ursache dieser und ähnlicher nicht Verirrungen, sondern Verwirrungen. Ich kann nichts treffenderes über die dem Hrn. L. M. eigne Behandlungsart der alten Steinkunde, als die Bemerkung aus meiner Untersuchung S. 121. (131.) wiederholen, die ich dort, so wie hier, vorzüglich für ihn, niederschrieb: «Sobald man in dergleichen Untersuchun-«gen, entweder dem ersten, dem besten seiner Vorgänger nach-«folgt, oder Grundbegriffe einer Sache mehr nach eignem Da-«fürhalten bestimmen, als bis zu den Quellen gehen will, dann «sind Irrwege und Selbstbetrug die unvermeidlichen Folgen.» Bald

räumt er ein S. 42. Theophrast spreche von zwei Farben im Onyx, bald gesteht er §. XX. S. 43. dass Plinius ihn jederzeit als eine Verbindung des Weissen mit Sard erwähnt. Nichts destoweniger sucht er mit vielen unverständlichen Worten, den Onyx als einen eigentlich bloss weissen Stein gelten zu lassen. Ist das seine «logisch «mineralogische Kenntniss, S. 43. die uns leicht genug aus diesem «Irrgarten herausführen soll?» Statt ein Leitfaden in diesem Labyrinthe der neuern Mineralogie zu sein, verbreitet diese sogenannte gute logisch-mineralogische Kenntniss, eine dichte stygische Finsterniss über unsern Gegenstand. Wenn nun aber der weisse dichte Chalcedon die Farbe des menschlichen Nagels besitzen soll, so hätten die Alten ja alle weisse Steine Onyx nennen müssen? Doch genug von diesen Kleinigkeiten!

Wenn ich in der Untersuchung S. 66. (109.) sage, dass man in den Beschreibungen des Satyrus und Sotacus vom Onyx, wo ihm diese Schriftsteller die Farbe des Chrysolith beilegen, an Rauchtopas denken müsse, so wirft Hr. L. M. Brückmann S. 51. mir ein: «dies «sei unnöthig. Wir haben ja Topase, Sarder», ruft er aus, «wel«che topasgelb, und andere welche rauchtopasbraun sind, und der «Rauchtopas nicht horngelb ist.» Wie falsch und confus! Wo habe ich vom horngelben Rauchtopas gesprochen? Ich erwähne S. 66. (109.): «die dunklern Rauchtopase, die mit dem Horngelben des «Sard in Wahrheit einige Aehnlichkeit haben können.» Herr Brückmann dreht die Worte um, und giebt mir schuld gesagt zu haben: Rauchtopase sind horngelb! Wenn, um das Schwankende eines alten Schriftstellers zu erklären, ich von Steinen spreche, die mit den von ihm genannten Farben einige Aehnlichkeit haben können, so sage ich darum nicht, wie Hr. Brückmann S. 51: «wir haben Sarder welche topasgelb, andere welche rauch«topasbraun sind» wodurch er freilich die gröbste Unbekanntschaft in allem was diese Steine betrifft, verräth, da es dergleichen Sarde nie gegeben hat.

Alles was von S. 45-50. gesagt wird, ist so verworren, so alltäglich, so widersprechend, dass es eine höchst ermüdende, aber kaum mögliche, Arbeit sein würde, diese Sätze in eine Art von Ordnung zu bringen. Der Inhalt besteht bloss in Versicherungen, dass der «nagelfarbige weisse Stein, den bis jetzt noch niemand ge-

«sehen hat, der Onyx sei», und eine Probe von der dabei angewandten Logik, giebt unter andern folgender Satz, S. 46: «Sie (die «Alten) würden ihn (den Chalcedon) gewiss beschrieben und ge«nannt haben, wenn sie ihn nicht unter dem Onyx mit gedacht «hätten.» Welche Schlussfolge!

Eben so verworren und falsch ist das, was der Hr. L. M. über den Jaspis und Achat der Alten S. 51. vorbringt, er versteht daselbst weder mich, noch weiss er was er eigentlich selbst glaubt. Ich hatte in meiner Untersuchung S. 66. (109.) von der Stelle, in welcher Sudines den Onyx beschreibt, bemerkt: «unter der Farbe «des Jaspis scheint es, dass wir Farben des Achates, der oft mit «jenem verwechselt wird, verstehen müssen.» Ich sagte dieses, weil Sudines von einem Hornsteine spricht, dem also das Undurchsichtige einer Jaspisfarbe nie zukommen kann, und weil die Alten mehrere unsrer Achatarten unter ihrem Jaspis begriffen. Dieses konnte Hr. Brückmann nicht einsehen, sonst würde er nicht geschrieben haben: «wenn wir in Betracht ziehen, dass alle Achat«farben auch bei dem Jaspis vorkommen, so kann diese Muthmas«sung hier wohl nicht statt finden», — ein schöner Grund! Und niemand wird verstehen, was Hr. Brückmann darauf mit den Worten: «obgleich Jaspis und Achat verschiedene Steinarten sind», sagen und ob er uns, mit ihnen, wohl gar eine neue Entdeckung schenken will. Welche Verwirrung, welche Ordnung der Begriffe!

Dass Hr. Brückmann nicht im Stande zu sein scheint, die Zonen des Plin von Zirkeln zu unterscheiden, und dass er nicht versteht, was ich unter dem Unregelmässigen und Willkührlichen des Onyx meine, ist seine Schuld. Auch verzeihe ich es ihm sehr gern, dass er von meiner Bestimmung des Onyx und des Sardonyx sagt: «dass die Unbestimmtheiten der Alten auf die Neuern über«gegangen sind.» Wenn Hr. Brückmann aber S. 52. sagt «Mo«mentum möchte meines Erachtens, wohl nur eine matte und «schwache weisse Onyx-Farbe andeuten»; so kann man nichts thun, als — bedenklich schweigen. Einige Blätter weiter S. 74. hat er diese seine schöne Erklärung schon vergessen, und da heisst es ganz anders: «am Onyx liegt das Weisse schwach und dünne «und unbedeutend (?) und zieht sich so auf dem Grunde hin, daher «er es momentum nennt..» Darf sich derjenige mit Widerlegungen

wohl befassen, der alle Viertheilstunden eine andere Auslegung annimmt, je nachdem es ihm gut dünkt?

Nicht weniger zulässig sind S. 53. die Bemerkungen, die der H. L. M. über Plins Stelle von den Farben des Onyx und von ihren Uebergängen, in welcher er eine völlige Vermischung aller dieser von Plin erwähnten Farben unter einander angezeigt finden will. Dass Plin von schönen abwechselnden Farben, nicht aber von einer hässlichen Vermengung derselben spreche, lehren seine Worte ja so offenbar! Sollte ich alle Bemerkungen des Hrn. L. M. analysiren, so würde ich ein zehnmal stärkeres Buch schreiben müssen, als dasjenige ist, dessen Widerlegung er bezweckte.

S. 54. heisst es bei Hrn. Brückmann, «die Streifen des in-«dischen sind weiss, alba (sic) lactea (sic) am arabischen aber «candida (sic) welches schimmernd weiss übersetzt ist, doch auch, «wie ich glaube, durch blendendweiss könnte gegeben wer-«den.» Hr. Brückmann glaubt meine Uebersetzung verbessert zu haben, allein wie könnte er dies? Man lese meine Worte, S. 70. (110.) der Untersuchung: «Am indischen sind die Streifen weiss «(albae) oder milchweiss (lacteae), am arabischen aber blendend «oder schimmernd weiss (candidae).» Er lässt also aus meiner «Uebersetzung erst das eine Wort weg, und giebt mir es dann als sein eignes wieder! — ! — !

Hr. Brückmann will S. 55. beweisen, dass Onyx bloss ein weisser Stein, ein Chalcedon ohne Sard, sei. Die Worte des Plin: «Sardonyches olim ut ex nomine ipso apparet, intellige-«bantur candore in Sarda» sollen ihm dieses beweisen. Er würde Recht haben, wenn Plin weiter nichts vom Onyx und Sardonyx als diese Paar Worte gesagt hätte, und wenn man nicht etwas ganz anders aus der Beschreibung beider Steine bei demselben Schriftsteller folgern müsste. Doch was gelten die Aussagen der Alten gegen Hrn. Brückmanns Machtsprüche, jene muss man verachten, und sich bloss an diese halten. «Die unbestimmte und verworrne «Schreibart des Plinius und seiner angeführten Autoren», sagt er S. 57. «darf uns nicht ferner in diesem Irrthume lassen, aus wel-«chem bloss eine mehr geläuterte Mineralogie und Stein-«kenntniss uns reissen kann»! Bestehet eine mehr geläuterte Mineralogie und Steinkenntniss darinnen, dass man gegen die

klarsten Aussagen der Alten den elendesten Unsinn hartnäckig behauptet? Bestehet die gute Logik des Hrn. L. M. darinnen, dass er sein Machwerk, den weissen Nagelstein, für den Onyx des Theophrast und des Plin ausschreiet?

Hr. Brückmann macht es mir S. 57. zum Vorwurf, dass ich meine Vermuthung über den morgenländischen Ursprung des Namens Onyx nicht weiter ausgeführt habe. Es sollte aber diese Bemerkung nichts weiter als Vermuthung sein, und es war nicht meine Sache, sie weiter dort zu erörtern, da wir über diesen Punkt die Wahrheit am besten über Calcutta erfahren können. Wie sollte man aber den Hrn. Brückmann auf bessere Gedanken zurückbringen können, da er so wenig von unsern Steinen weiss, dass ihm unbekannt ist, S. 58., dass Griechen und Römer den Onyx zuerst aus Indien erhielten!

Ganz nicht zur Sache gehörig, schief und falsch, ist das was Hr. L. M. Brückmann mit wichtiger Miene von Cadmia oder dem Ofenbruch wie er es nennt, und vom arabischen Onyx vorbringt. Sehr auffallend finde ich es, dass er, als ein so grosser Mineralog, den Edelstein Onyx mit dem Onyx-Marmor daselbst verwechselt! In Wahrheit ein derber Missgriff!

Schale Bemerkungen folgen nach dieser Verwechslung über den Jaspis onychipuncta, «dieser Jaspis» sagt Hr. Brückmann «war vermuthlich kein Sarder», welches man ganz gerne glaubt, dabei sich aber gewiss über die Wichtigkeit, mit welcher

benehmen uns alle Hoffnungen von zu erwartender Aufklärung. Um des Himmels willen, was heisst das? Warum soll der Stein, den man für die Murrha anzusehen hat, mit diesen Steinen und nicht lieber mit der genauen Beschreibung der Murrha im Plin übereintreffen? Einen Stein Murrha zu nennen, der am nächsten dem Onyx und dem Sardonyx käme, ohne Rücksicht auf Plins Beschreibung der Murrha zu nehmen, würde eben so albern sein, als wenn man die Eigenschaften des Uranus aus dem Monde abziehen wollte! Hr. Brückmann hatte das, was ich S. 76. (112.) von der Murrha gesagt hatte, nicht, wie er sollte, durchdacht. Dort erinnere ich: «Die grosse Uebereinstimmung, die ich zwischen den Beschreibungen finde, die Plin vom Onyx, Sardonyx und der Murrha giebt, veranlassen mich, hier ein Paar Worte von der letztern zu sagen.» Wie konnte ihn diese Aeusserung, deren Sinn er nicht fasste, berechtigen, Plins Beschreibung der Murrha bei Seite zu setzen, und sich vorzüglich an die Beschreibung des Onyx und Sardonyx zu halten!

Hr. Brückmann vermag weder Veltheim zu vertheidigen, noch ihn zu tadeln, weil Veltheim ihm zu sehr überlegen war, obgleich derselbe auch nicht wenig unhaltbare Hypothesen aufgestellt hat. Wer den Speckstein kennt, wird keine Aehnlichkeit mit ihm und der Murrha des Plin entdecken können, und wird sicher diesen alltäglichen Stein bei weitem zu schlecht und zu übel aussehend finden, als dass ihn die Alten so schön hätten schildern, und ihm daher einen so hohen Werth beilegen können. Eben dieses gilt von dem Horn-Opal, den nur Hr. Brückmann für die Murrha der Alten nehmen wird, weil er den Plin nicht fasste, und weil er seinen Horn-Opal erst mit dem Sardonyx vergleicht (!), um ihn dann für Murrha ausgeben zu können. Im Gegentheil hat Hr. Mongez mehr für seine Meinung, als irgend einer der Schriftsteller, die vor ihm, und nach ihm, wie Hr. Brückmann, über die Murrha geschrieben, für die ihrige zu haben scheinen.

Gegen Veltheim erinnerte ich S. 77. (113.) meiner Untersuchung: «die Worte des Plin: pallere vitium est, möchte ich «nicht erklären mit: einige Stücke waren blassgelb, denn Plin «spricht hier vom Matten oder von dem Blassen der Farben.» Dieser Bemerkung wollte nun Hr. Brückmann widersprechen; er

wollte, dies war ihm genug. Er schrieb also S. 60. «Es ist doch «aber dem Sprachgebrauch gemäss, dass pallere, durch blass, «blassgelb und bleich und bleichgelb übersetzt wird, und überhaupt «ist hier wohl bloss die Rede von einer blassen unbestimmten «Farbe.» Im Anfang dieser Stelle widerlegt Hr. Brückmann, und pallere soll auf einmal vier Bedeutungen in Plins Stelle haben und wirklich auch blassgelb anzeigen; am Ende aber versichert er, es sei im Plin die Rede von einer blassen Farbe, und kein Mensch wird im Stande sein, zu entscheiden, was Hr. Brückmann beim Niederschreiben seines Satzes eigentlich dachte, da er mich widerlegen wollte, indem er meine Meinung annimmt! Uebrigens finde ich, dass in der von Veltheim, darum weil er sie mit dem belobten Specksteine auf keine Weise reimen konnte, ausgelassnen Eigenschaft der Murrha, nicht der geringste Widerspruch mit einer andern: Splendor his sine viribus nitorque magis, quam splendor, anzutreffen ist, wie Hr. Brückmann behauptet. Oder glaubt er, dass es in solchen Forschungen erlaubt oder wohl gar löblich sei, alles was einer vermeintlichen Erklärung im Wege steht, zu unterdrücken und gänzlich hinwegzulassen? Bei Untersuchungen dieser Art wird ausser einer richtigen Kenntniss der Steine, welche die Alten kannten, die man nicht mit Mineralienkrämerei verwechseln darf, nicht alltägliche Sprachkunde erfordert, und in einer auch noch so reichen Sammlung unsrer Fossilien herumsuchen, und einen Stein nach dem andern mit allbekannten Bemerkungen herauslangen, wird niemand Aufklären, niemand Auslegen, heissen können.

S. 67. wird gefragt: «ob nicht mancher antiker Sardonyx aus «Hornopal geschnitten sei»? Ich würde meine Leser nicht erbauen, wenn ich sie auf den doppelten Widerspruch, den diese Frage enthält, aufmerksam machen wollte.

Prüfung der Bemerkungen über den Sardonyx.

Hr. L. M. Brückmann tadelt S. 69. meine Uebersetzung der Worte des Plin, und der Sinn soll daselbst ganz verfehlt sein: Sardonyches olim ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda. Ich übersetzte sie mit folgenden Worten: «Vor «Alters verstand man, wie schon aus dem Namen erhellet, unter «Sardonyx die weisse Lage auf dem Sard». Ich, bemerkt Herr Brückmann, habe hier den Sinn ganz verfehlt, statt aber die Stelle anders und besser zu übersetzen, giebt er nichts als leere Worte. Ich glaube, dass keiner, der deutsch versteht, vermuthen kann, ich wolle in meiner Uebersetzung sagen: Sardonyx ward von den Alten eine weisse Schicht allein genannt, die Sard zur Unterlage hatte, den man aber nicht mit unter dem Worte Sardonyx verstand; dies wäre eben so überschwenglich ungereimt, als wenn ich sagen wollte, Onyx ward von den Alten weisser undurchsichtiger Chalcedon genannt. Wenn man eine deutsche Uebersetzung beurtheilen will, so sollte man doch wahrlich auch deutsch verstehen! Da meine Uebersetzung in der vom Hrn. Leib-Medicus getadelten Stelle, sich auch in den Worten völlig an das Original anschliesst, so musste er ja denselben Fehler des Ausdrucks oder der Unbestimmtheit dem Plin vorwerfen! Hr. Brückmann will mich zwar, wie es scheint, entschuldigen, er glaubt, «dass eine Ueber-«eilung bei der Uebersetzung hier zum Grunde liegt». Allein meine Uebersetzung bedarf dieser Entschuldigung nicht. Zudem erinnere ich noch, dass wenn Plin der Meinung gewesen wäre, Onyx sei jener weisse Stein, so würde er hier gesagt haben: man verstand vor Alters, wie schon aus dem Namen erhellet, unter Sardonyx, den Onyx auf dem Sard. Doch genug gegen eine Behauptung, die sich selbst widerlegt.

Hr. Brückmann sagt S. 70. die Worte des Plin: radice nigra aut coeruleum imitante, hätte ich richtiger mit schwarzgrau übersetzen sollen. Diesen Vorwurf macht er, weil er den Sardonyx aus Indien nicht kennt, der nie eine schwarzgraue untere Schicht

besitzt. Hr. Brückmann wird mir doch nicht aus seiner Sammlung abendländische Steine, oder antike Gemmen, welche im Feuer gelitten haben, oder verwittert und von Säuren angegriffen sind, entgegen setzen wollen?

S. 70. macht Hr. Brückmann eine Anmerkung, die wenig bedeutet. «Wenn wir nun die Lagen des Sardonyx ganz anders «stellen, (als Plin); z. B. wir setzen die weisse Lage zur äussern, «und die rothe an die Stelle der schwarzen, so wird doch stets der «Stein ein Sardonyx heissen müssen»? Wer hat hieran gezweifelt, und was soll hieraus folgen? Hr. Brückmann fährt fort; « wir se«hen daraus, dass wir uns mehr an die Natur der Dinge, als an «so unbestimmte (?) Beschreibungen, wie die der Alten und Neu«ern so oft sind, halten müssen.» Plins Nachricht soll also unbestimmt sein, statt uns an Plin zu halten, sollen wir uns mehr an die Natur der Dinge, vermuthlich so wie sie uns Hr. Brückmann so meisterhaft vorträgt, halten? Weshalb dem Hrn. L. M. Brückmann die Nachricht des Plin unbestimmt zu sein scheint, will ich sogleich enthüllen. Hr. Brückmann zeigt nämlich wieder ganz deutlich, dass er nicht vermuthen kann, was Plin meint; er legte die Logik, die er eben so enthusiastisch anpriess, bei Seite, als er glaubte, dass Plin schlechterdings zu einem Sardonyx drei Schichten von schwarz, weiss und roth, gerade bloss in dieser Folge, voraussetze. Plin erwähnt die Lagen des Sardonychs in dieser Folge aus einer Ursache, die dem Hrn. Brückmann eine genauere Bekanntschaft mit den Gemmen der Alten nicht lange würde haben suchen lassen. Da die Griechen die Sardonyche vorzüglich schätzten, weil sie die einzigen Steine waren, die sie zu erhoben geschnittenen Arbeiten verwandten, so mussten sie unter ihnen diejenigen für die vorzüglichsten halten, die sich dazu am besten schickten, und Schriftsteller von Geschmack, die eine Beschreibung irgend eines Steins in gedrängter Kürze entwerfen, werden sicher nie, wie es Hr. Brückmann thut, die Kennzeichen der schlechtesten, sondern bloss die Eigenschaften der vorzüglichsten und edelsten Gattungen angeben. Ein Sardonyx von drei Schichten ist aber nur dann ein vortrefflicher und brauchbarer Stein für die Kunst, wenn sich die weisse Schicht in der Mitte der andern befindet, und aus Steinen, wie sie Hr. Brückmann beschreibt, an deren Dasein bis

jetzt noch niemand gezweifelt hat, kann nichts anders als etwas erbärmliches hervorgebracht werden.

Aus derselben Unkunde der Kunst und ihrer Denkmäler, stellt Hr. Brückmann S. 70-71. die lächerliche Meinnng auf, «es ist «keine Ursache vorhanden, warum die schwarze Lage der Grund «genannt werden könne, denn es kömmt ja nur darauf an, welche «Lage man unten oder oben legen will.» Der Verfolg dieser seiner Anmerkung zeigt auf dieselbe Art, nicht von der Unbestimmtheit des Plin, sondern von der Unbestimmtheit und Seichtheit der Begriffe desjenigen, der dem alten Naturforscher diese kläglichen Einwürfe macht.

Was Hr. L. M. Brückmann S. 71-72. §. XXVI. aufsetzt, ist grösstentheils aus meiner Untersuchung S. 82-84. (115-116.) genommen, er hat also keine Ursache sich die Miene des Kenners zu geben. Am Ende bloss macht er eine Bemerkung, die ich ihm aber nicht streitig mache, und die ich völlig für sein Eigenthum halte. Hr. Brückmann sagt nämlich, ich nenne «hier wieder die «rothe Schicht die obere, da doch gewöhnlich in die weisse ge«schnitten wurde, und dann diese mit mehrerm Recht die obere «heissen könnte». Hr. Brückmann weiss hier wieder nicht wovon die Rede ist. Ich führe die Worte des Solin (warum nennt ihn Hr. Brückmann nicht Solinus, sondern Solin?) an: superficies ejus probatur si meracius rubet. Ich bemerkte dabei, dass Solin die oben angeführte Stelle im Sinne hatte, aber wie es scheint richtiger ausdrückte, das heisst, dass er entweder eine vollständigere Abschrift des Plin, als wir jetzt besitzen, oder vielleicht die Quelle des Plin im Originale benutzte. Wenn er also nach dieser Voraussetzung vom Sardonyx sprach, so verstand er einen mit schwarzbrauner, weisser und rother Schicht, und nannte ganz recht die rothe als die Oberste, weil nur ein Stümper von einem Steinschneider die Ordnung umgekehrt, und eine rothe Schicht zur Grundlage, die schwarze aber zur obersten würde gemacht haben. Dass aber Solin hier von keinem andern Steine, als von einem solchen wie Plin erwähnt, von einem Sardonyx mit drei Schichten spricht, ergiebt sich ganz klar gerade daher, da er die rothe Lage die Obere nennt. Spräche er von einem Stein mit einer weissen und rothen Schicht, so würde er nicht die rothe, sondern die weisse die Obere

geheissen haben, denn die äusserst wenigen indischen tiefgeschnittenen Sardonyche , an welchen stets die braune oder rothe Schicht die obere bildet, der Stein mag zwei oder drei Lagen haben, können hier nicht in Anschlag gebracht werden. Unverantwortlich wäre es, wenn der Hr. L. M. noch weiter gehen, und von den Alten, deren Schriften von ihm schon so sehr herabgewürdigt worden sind, vermuthen wollte, sie hätten aus einer andern als der eben berührten Ursache die rothe Schicht die Oberste, die dunkle aber den Grund genannt, darum, weil bei der Erzeugung dieser Steine, die rothe Lage sich stets zu oberst, die schwarze aber sich stets zum Grunde befände! Vielleicht zwei oder drei erhoben geschnittene Steine, von zwei, aber kein einziger von drei Schichten, die sich höchstens unter allen bekannten alten Gemmen aufzählen lassen, an welchen die alten Künstler das Gegentheil, von dem was ich vorher bemerkte, beobachtet, indem sie die Figuren aus der schwarzen Schicht schnitten, und die weisse zum Grund verwandten, sind als Ausnahmen zu betrachten. Wie kam es aber, dass Hr. Brückmann auf diesen Irrweg gerieth? Als er mich tadeln wollte, was verführte ihn dazu, gerade diese Stelle anzugreifen? Nichts anders als Uebereilung! Herr Brückmann glaubte nämlich mich zu tadeln, und tadelte, ohne es sich bewusst zu sein, den Solin, dessen Worte ich S. 84. (116.) anführe und übersetze: «superficies «éius probatur si meracius rubet. Das heisst: man hielt den«jenigen Sardonyx für vorzüglich, dessen oberste Schicht ein schö«nes Roth besass». Weit besser thäte Hr. Brückmann lieber nicht zu tadeln, wenn er weder Zeit noch Beruf hat, fremde Arbeiten genau zu prüfen.

Hr. L. M. Brückmann will S. 72. seine Leser mit einer Abgeschmacktheit beschenken. Er sagt mit wichtiger Miene: «Es giebt «aber auch Sardonyche, in welchen die Lagen und Schichten wahre «Lagen und Schichten sind(!) und gehörig abschneiden, doch nicht «ganz horizontal laufen, und dennoch halte ich sie für wahre Sar«donyche». Ei warum nicht! Da es nach Hrn. Brückmann zum Wesen eines guten Mineralogen gehört, bei Beschreibung eines Steins vorzüglich auf die schlechten Gattungen, mit völliger Hintansetzung der vorzüglichen, Rücksicht zu nehmen, so wie er in seiner Beschreibung des Sard und des Sardonyx ein Muster davon aufge-

stellt hat, so mag er sich ganz gern dieser Entdeckung freuen, und niemand wird sie ihm missgönnen. Weil er in der Mineralienkunde, selbst in Kenntniss gewöhnlicher Steine, wie ich ihn vielleicht noch weiter an einem andern Orte aus seiner Abhandlung überführen werde, so geringe Fortschritte gemacht, so hätte er sich alles Urtheilens über die Gemmen der Alten weislich enthalten sollen; ein Privatmann kann in unsern Zeiten von dergleichen Schätzen nur einzelne Stücke besitzen, auch nicht an allen Orten durch genauere Ansicht sich Kenntnisse von ihnen verschaffen, wohl aber eine Mineraliensammlung zusammen bringen. Hr. Brückmann hat daher, wenn er über Dinge urtheilt, die er nicht versteht, und Plagia begeht, die er am falschen Orte anbringt, nichts weiter gethan, als sich blos gegeben. Ueber die Gemmen der Alten lasse er Männer wie von Göthe, Lanzi, Visconti und Millin urtheilen, und er halte sich an seine Mineralien, so gut als er kann!

Oben habe ich bemerkt, dass Hr. Brückmann meine Bemerkung über die Zonen und Zirkel im Plin nicht fasste, dieses muss ich von S. 72-73. wiederholen, wo er wieder davon spricht, und dabei sich zugleich auf Stücke seiner Sammlung mit alltäglichen Anmerkungen beruft, die nichts zur Sache thun. Wenn Hr. Brückmann S. 72. von einigen Sardonychen erinnert, auf welchen man weisse Sardzirkel wahrnimmt, «dass dieses sehr oft von dem Schnitte «des Steinschneiders abhänge», so hat er damit so viel als nichts gesagt, weil hieran niemand gezweifelt hat, ich hiervon an mehrern Orten in der Untersuchung S. 98. (122.) 134. (136.) 141. (139.) und 176. (154.) gesprochen und überflüssige zwecklose Wiederholungen am allerwenigsten in eine Streitschrift gehören.

Hier noch ein Beweis von Hrn. Brückmann's Kenntniss der lateinischen Sprache. S. 73 - 74. heisst es: Was es mit des Plinius «circulis, Zonis et OVALIS für eine Beschaffenheit habe, «habe ich so eben erwähnt». Plin würde sich sicherlich einen solchen Philologen als Ausleger und Richter verbitten. Fehler dieser Art, so äusserst selten sie auch in Druckschriften vorkommen, würde ich gewiss dem Hrn. L. M. Brückmann nicht vorrücken, und sie vielmehr dem Liebhaber als einen misslungnen Seitensprung verziehen haben, hätte er nicht durch seine Anmassungen und durch den Ton, mit welchem er von Mineralogie,

Sprachforschung, und natürlich guter Logik spricht, das Schwerdt der Kritik gegen sich geschärft.

Was will Hr. L. M. Brückmann S. 74 - 75. mit den Worten sagen «Alle durch Nebenfarben und fremde Einmischungen ent-«stellte Lagen und Zirkel, alle trübe, hefigte, honigfarbige, Sardo-«nyche wurden von den Alten nicht hochgeschätzt, so wie auch «von den Neuern. Denn sowohl die weisse als Sarderfarbe muss «rein und in ihrer Art untadelhaft sein»? Will er dem Leser oder mir damit etwas Neues sagen? oder seinen Leser vielleicht glauben machen, dass ich nicht S. 86 - 88. (117 - 118.) meiner Untersuchung, dasselbe, nur richtiger und bestimmter, gesagt habe?

Dass sich Veltheim geirrt hatte, indem er dafür hielt, die vorhandnen alten Gefässe aus Sardonyx wären aus arabischem Sardonyx gearbeitet, folgt offenbar aus der Beschreibung, die Plin von diesem Steine giebt. Hr. Brückmann sucht vergeblich ihn S. 76. zu entschuldigen und zu vertheidigen, weil er nicht weiss, was arabischer Sardonyx ist. Er, der seine eignen Behauptungen nicht vertheidigen kann, thäte in Wahrheit besser, Fehler andrer Schriftsteller unentschuldigt zu lassen.

Hr. Brückmann kommt nun wieder auf das für ihn schlüpfrige Feld der alten Gemmen. Wenn er glaubt, dass die vorhandnen Sardonyx-Cameen nicht aus indischem, sondern aus arabischem Sardonyx geschnitten sind, so bestärkt er jeden Kenner in der Meinung, dass er den einen Sardonyx, so wenig als den andern kennt.

Meine Abhandlung über den Sardonyx hat Hr. Brückmann in den Stellen wieder nicht verstanden, wo ich von den Gattungen des Sardonyx spreche, er will mir aufbürden, ich habe aus den Worten des Plin: constat ibi torrentibus detegi, gefolgert, die indischen Sardonyche hätten sich in gleichschichtigen Steinlagen erzeugt, da ich doch auf diese Worte des Plin in meiner Entwickelung ganz und gar kein Gewicht gelegt, sie blos übersetzt, und sie gerade so übersetzt habe, wie sie übersetzt werden müssen, und sie sonst weiter nicht angeführt habe. O schwächliche Kritik!

In dem Abschnitte über den Sardonyx soll ich, wie Hr. Brückmann S. 77. vorgiebt, behauptet haben, die grossen Sardonyx-Gefässe wären nicht aus einem Steine mit regulären Lagen, sondern aus unordentlichen Verbindungen des Sardes und der weissen

Steinart gearbeitet, daher solche nach meiner Voraussetzung, nur schlechtweg Onyx, und nicht Sardonyx-Gefässe sollten genannt werden, und doch rechnete ich sie S. 89. (118.) mit zu den letztern. Der Leser der Schrift des Hrn. Brückmann, der meine Untersuchung nicht vorher durchgegangen, würde sich eine sonderbare Vorstellung von meiner Abhandlung machen, wenn Hr. Brückmann etwas bei ihm gelten sollte. Wer §. XXVII. S. 84-89. (116-118.) nachsehen will, wird finden, dass wenn in diesem Punkte Verwirrung statt findet, er solche bei niemand als bei Hrn. Brückmann zu suchen habe. Ich erklärte mich deutlich genug, über die Zirkel und Schichten des Sardonyx, und die Gränzlinien zwischen Onyx und Sardonyx sind in meiner Untersuchung so bestimmt, so scharf bezeichnet, dass schwerlich ein anderer als Hr. Brückmann darin Unbestimmtheit wird finden können.

Wozu §. XXVIII. S. 77. die Wiederholung dessen, was ich von der Anwendung des Sardonyx S. 89-95. (118-120.) gesagt? Glaubt Hr. Brückmann den Käufern seiner Schrift das Nachsehen meiner Untersuchung durch seine, theils entstellten, theils verwässerten Auszüge, überflüssig zu machen? Da würden sie wahrlich nichts dabei gewinnen!

Wenig Kenntniss der deutschen Sprache verräth der Herr L. M. S. 78. wenn er in meinen Bemerkungen über den Sardonyx: «Die «ersteren hatten sich in schichtigen Stein-Lagen oder Geschieben— «gebildet», das Wort oder so verstehen und den Sinn so verdrehen will, als glaubte ich schichtige Steinlagen und Geschiebe wären einerlei! Ekelhaft ist es mir von solchen erbärmlichen Schwächen meiner Gegner reden zu müssen.

Hr. Brückmann kommt S. 78. auf die Stelle, wo ich gegen ihn in meiner Untersuchung S. 93. (119.) erinnere: «Ich weiss nicht, «warum Hr. Brückmann an dem Dasein solcher Steine zweifelt. «Was man selbst nicht gesehen, kann darum doch in der Welt «irgend vorhanden sein». Auch hier müssen aus Hrn. Brückmann's Bemerkungen erst einige Verwirrungen hinweggeräumt werden. Er scheint nämlich seine Beschreibung eines solchen Steines, mehr aus Büschings dort angeführter Schrift, als aus Mariette geschöpft zu haben; Büsching erwähnte jedoch deutlicher die

Sardonyche mit buntfarbigen Zirkeln, die Mariette vorzüglich gemeint zu haben scheint, welche Hr. Brückmann aber hinweglässt.

Der Stein mit Schichten, den Mariette so genau beschreibt, ist, wie ich in meiner Untersuchung erinnerte, kein Stein mit Zirkeln, wie er glaubte, sondern ein Stein mit Schichten. An ihm ist aber die Schicht, welche Mariette roth nennt, vielmehr dunkelroth, und spielt ins braune. Da der sogenannte Carneol-Onyx in jeder Rücksicht ein seltner Stein ist, so wird er freilich noch seltner, wenn er vier Schichten oder noch mehrere besitzt. Ungeschnittene Sardonyche mit Zirkeln, wie sie Mariette beschreibt, sind weniger selten, als jene, und Hr. Brückmann kann dergleichen in London und Moskau antreffen. Wetten können in vielen Fällen ihr Gutes haben, so viel ich aber weiss, hat man diese Kinder der Langenweile in ernsthaften Untersuchungen noch nie eine Rolle spielen lassen.

Hr. L. M. Brückmann kommt S. 80-81. wieder darauf zurück, dass, nach meiner Erklärung des Plin, die erwähnten Gefässe der Alten nicht aus Sardonyx, sondern aus Onyx geschnitten wären. Hierüber habe ich ihm schon oben meine Meinung gesagt. Freilich finden sich an den Sardonyx-Gefässen des Alterthums Stellen und kleine Flecken Onyx; darum wird aber Niemand mit Hrn. Brückmann S. 81. behaupten, «diese Gefässe seien aus Onyx «und Sardonyx zugleich gearbeitet». Auch sehe ich nicht ein, wie aus obiger Wahrnehmung «Verwirrungen und Unbestimmtheiten» entstehen können. Ist es vielleicht eine der Eigenschaften des grossen Steinkenners, bei Wahrnehmung einiger unregelmässigen Stellen an einem antiken Sardonyx-Gefässe, unbestimmt oder gar verwirrt zu werden?

Das Fussgestelle eines Sardonyx-Gefässes, das Hr. Brückmann S. 82. beschreibt, würde jeder, den meine Gründe überzeugt haben, für Onyx halten müssen.

Die Alten glaubten nicht, dass der Sard das Wachs besser fahren lasse, als die weisse Lage des Sardonychs, wie Hr. Brückmann irrig S. 82-83. vermuthet. Denn Plin schreibt dem arabischen Sardonyx, und also der bläulichen, so gut als der dunkeln Lage, dieselbe Eigenschaft zu.

Wenn Hr. Brückmann S. 83. einen Sardonyx mit einer weissen und rothen Schicht, einem Sardonyx, mit einer schwarzen

weissen und rothen Lage, vorziehen will, so sehe ich nicht ein, warum? Auch wird niemand mit Hrn. Brückmann glauben, dass ein Stein von zwei Schichten sich vortheilhafter zu Cameen gebrauchen lasse, als einer von drei Schichten. Wäre Hrn. Brückmanns Vorgeben gegründet, so dürfte man ja nur von einem Sardonyx, wie der des Plin, die schwarze Schicht abschneiden, und man hätte den Stein veredelt! Allein dies hiesse ein kostbares Stück muthwilligerweise verderben. Vorausgesetzt dass die Schichten des Sardonychs alle gerade liegen, und sich völlig reinlich von einander abschneiden, so beruht die Trefflichkeit eines solchen Steines, nicht sowohl auf der Mehrheit der Schichten, als vielmehr darauf, ob diese Schichten die gehörige Dicke besitzen. Ist zum Beispiel die weisse Schicht zu dünn, so können an manchen Stücken die Theile nicht rein dargestellt werden, weil dann in den Vertiefungen die untere Lage hervorschimmern würde, der Künstler müsste denn, wie man es an einigen schönen Werken der Alten bemerkt, seine Schattenpartien, nicht als Bildner, sondern gleichsam als Maler, durch das Hervorschimmern der dunkeln Schicht, hervorbringen wollen. Gemmen dieser Art sind selten, und es folgt aus der Natur der Sache, dass dieses Verfahren nur bei einem äusserst flachen Bildwerke, auch bloss in dem ganzen Werke, nicht aber nur in einer einzelnen Partie desselben, anwendbar sei. Ist die Schicht aber zu dick, so kann der Künstler keine Anwendung von der dritten Schicht machen, ohne sein Werk zu verunstalten, und er wird den Stein in der Mitte der weissen Lage theilen müssen, um ein paar brauchbare Sardonyche von zwei Schichten zu erhalten.

Beweisen kann Hr. Brückmann es nicht, dass zu einem Carneol-Onyx, das heisst zu einem Sardonyx mit weiblichem oder rothem Sard, eigentlich nur zwei Lagen gehören, wie er S. 83. grundlos behauptet. Er billigt durch solche Sätze die alten Verwirrungen, und vermehrt sie so viel er weiss und kann.

Wenn Hr. Brückmann S. 84. mir einwirft, «Carneol-Onyx «sei jetzt so selten nicht», so habe ich nichts dagegen, denn auch ich erwähnte in der Untersuchung S. 98. (122.) mehrere neue Arbeiten aus diesem Steine; aber immer werden antike Cameen, aus indischem Carneol-Onyx selten sein, und nur diese meinte ich. Hr.

Brückmann tadelte also auch hier, ohne die Stelle die er tadeln wollte, gehörig erwogen zu haben.

Ob man einen einfarbigen hochgeschnittenen Stein Camee nennen wolle, oder nicht, hat nicht viel auf sich, so viel kann ich aber versichern, dass man mir kein antikes Kunstwerk dieser Art wird anführen können. Die wenigen Beispiele, vielleicht kaum drei, die man nennen könnte, sind keine wahren Kunstwerke, sondern mittelmässige Arbeiten späterer Zeiten.

Aus allem was Hr. L. M. Brückmann über seine erhoben geschnittene Bacchantin sagt, ist es mir nur zu einleuchtend, dass dieser Camee keine alte Arbeit sei. Die Griechen hatten auf keine Weise, bei ihrem zwei- und dreifarbigen Sardonyx, die Absicht, die ihnen Hr. Brückmann S. 86. unterschiebt: «Wenn die Kunst «in dergleichen Arbeiten der Natur sich nähert, und sie nachahmt, «ohne sie zu verstellen, so erhöht sie auch den Werth von der«gleichen Arbeiten». Nach dieser Voraussetzung müssten vielleicht die kleinen bunten Wachsbildnisse an Kunstwerth den Cameen der Alten vorzuziehen sein, und man würde bunte Steine in Menge finden können, welche nach dieser Voraussetzung dem schönsten indischen Sardonyx vorzuziehen wären. Die grösste Fürstin des verflossenen Jahrhunderts gab einen Beweis ihres richtigen Geschmackes, als sie einem Pastenmacher seine Glasflüsse, die er von alten Cameen gemacht hatte, an welchen die Gesichter, Kränze, und Bekleidungen in natürlichen Farben dargestellt waren, mit Bezeigung ihres Missfallens, und mit den Worten zurückgab: «es ist «deutsche Arbeit».

Gegen Hrn. Brückmanns Aeusserung S. 86. erinnere ich, dass die Alten sehr oft ihre Cameen unterschnitten, welches der Augenschein lehrt. Jeder wird dieses bemerkt haben, der von schönen Arbeiten, zur Erhaltung des Andenkens, Formen genommen hat. Jedoch verfuhren sie dabei, nicht wie die Neuern, sondern mit weiser Sparsamkeit. Bei Figuren ist das Untergraben unumgänglich nöthig, wenn sich der Künstler von dem ganz flachen Bildwerke entfernt, er müsste denn geflissentlich ein plumpes und steifes Werk liefern wollen.

Was ich von der heutigen Steinschneidekunst, und dem grossen Verlust den sie durch Pichlers Tod erlitten, sagte, hätte ich

vielleicht anders ausdrücken können, doch dürften mich, bei den Worten die ich gebraucht, gewiss nur wenige falsch auslegen. Hr. Brückmann versteht mich falsch, dies ist aber nicht meine Schuld. Da er Marchands nur zu oft ängstliche steife Manier, Pichlers edlem Stile vorzieht, so möchte ich mich auf sein Urtheil über Werke der bildenden Kunst nicht verlassen. Guay ist niemals mit Marchand, selbst kaum mit Brown zu vergleichen gewesen. Es fehlt also sehr viel, dass man seine Mittelmässigkeit Pichlers grossem Geschmacke sollte vorziehen können! Das erwähnte, jetzt in der Russisch-Kaiserlichen Sammlung befindliche Stück von Guay, wird kein Kenner für eines der grössten Meisterstücke der Steinschneidekunst ausgeben wollen. Die Künstler Doll und Facius kenne ich nicht. Tettelbach dürfte sich in erhobenen Steinen vielleicht dem Brown nähern. Von den übrigen Künstlern arbeitet Santarelli in einigen seiner sehr schönen erhobenen Werke in Pichlers Geschmack; Rega hat Verdienste in der vertieften, und Amastini, obschon bei einiger Trockenheit, noch grössere in der erhobenen Arbeit; Steinschneider aber wie Capparoni, Berini, Weder, Ferretti, Morelli zu Florenz, ein andrer Morelli, diesem gleich an Verdienst, lebt zu Rom, Malatesta und andere, hätten nicht neben jene Meister aufgestellt werden sollen. Alle mit Ruhm hier genannten Künstler, so wie manche andere nicht erwähnte, erreichen Pichlern bei weitem nicht, und werden ihn auch nie erreichen.

Hr. Brückmann bemerkt S. 89. gegen meine Erklärung des Plin, in der Stelle wo er vom arabischen Sardonyx sagt: nullo Sardarum vestigio arabicae sunt, «diese Worte müssen gar «nicht so strenge genommen werden». Warum nicht? Ich bitte mir hierüber die Beweise aus—! Denn was er sogleich darauf hinzusetzt: «die schwarze Lage ist doch wirklich aus Sarda, und «wenn sie nicht zu dick ist, und man sie gegen die Sonne oder «gegen eine brennende Lichtflamme (?) hält, zeigt sie sich blut«roth», sagt nichts, weil dieser Eigenschaften ungeachtet, ein Stein, ohne dass man jene Prüfung vornimmt, gar nichts vom Sard an sich zu haben scheinen kann, wie es wirklich mit dem arabischen Sardonyx der Fall ist, und—man höre!— weil diese Stelle wieder fast von Wort zu Wort aus meiner Untersuchung genommen ist.

Dort sage ich S. 108 (126.): «Dennoch sind sie im Grunde nicht ganz «undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts anderm, «als aus Sard». Ich sage ferner S. 109. (126.) «Diese Sardonyche «sind ihres pechschwarzen Ansehens ungeachtet, dennoch zuweilen «nicht ganz undurchsichtig, wenn sie gegen eine brennende Kerze «(nicht brennende Lichtflamme) gehalten werden: ihre zu grosse «Dicke oder der zu sehr gesättigte Stoff müsste denn ihnen allen «Schein von Durchsichtigkeit benehmen». Was Hr. Brückmann von dem hochrothen Ansehen erinnert, welches man wahrnimmt, wenn man einen dunkeln Sard gegen die Sonne hält, habe ich ebenfalls S. 37. (97.) beigebracht. Glaubt also Hr. Brückmann mich auf diese Art mit meinem Eigenthume zu belehren? oder will er die Leser, die unsere Schriften nicht vergleichen wollen, irre führen? oder ist sein Gedächtniss nicht mehr haltbar? Aus eigner Erfahrung kann er diese Anmerkung nicht machen. Würde er wahre arabische Sardonyche, oder Niccolo mit bläulicher Oberfläche, untersucht haben, so würde er stets gefunden haben, dass der Sard an ihnen niemals weiblich, sondern stets männlich, das heisst, niemals roth, sondern stets braun ist, dass sie also nie einen rothen Schein, gegen die Sonne gehalten, zeigen können. Und gerade dass sie meistens ganz undurchsichtig zu sein scheinen, ist eine Folge des braunen Sardes. Dass Hr. Brückmann keine wahren arabischen Sardonyche untersucht, oder von ihnen vielleicht kaum mittelmässige Steine gesehen, folgt zum Ueberflusse noch daraus, dass er glaubt, der indische Sardonyx gewänne das Ansehen des arabischen, wenn man seine obere Schicht so dünn als möglich schliffe, worin er sich aber gar gewaltig irrt. Seine Bemerkung S. 89. dass «die weisse Lage, auf dem arabischen Sardonyx, schön weiss und «schimmernd hervorstrahlt, liegt nicht so sehr an der Weisse selbst «als daran, dass die schwarze Lage solches mehr erhöht oder ab«stechend macht», soll mich vermuthlich zurechtweisen oder belehren? Allein er hat mich hier bloss paraphrasirt, und ich hatte dasselbe in meinen Bemerkungen über diesen Stein S. 108-109. (125-127.) gesagt. Wenn Hr. Brückmann aber die obern Lagen des indischen und arabischen Sardonychs für völlig gleich von Ansehen finden will, so muss man zuversichtlich schliessen, dass er einen oder den andern Stein, oder vielmehr alle beide, nicht gehörig kennt.

Dass aus Niccolo, Onykel (nicht Onickel) abzuleiten, wie Hr. Brückmann S. 90. sagt, ist ungegründet. Es sind beide Wörter Diminutive, die jedes für sich, aus ihren Stammwörtern herfliessen.

Auf derselben Seite führt Hr. Brückmann des Veltheim Vermuthung, über die Unächtheit so vieler alten Cameen an, die ich gewiss wiederlegt haben würde, wenn ich die Abhandlung über die Reformen in der Mineralogie damals schon gelesen gehabt hätte, als ich die Untersuchung dem Drucke übergab.

Hr. Brückmann will mich, wie er S. 91. sagt, mit den Worten des Veltheim überführen, «wie unbestimmt sich selbst Italiener «ausdrücken, wenn vom Niccolo die Rede ist». Lustig genug, da er die Anwendung des Wortes Niccolo bei Italiänern von mir auf drei Seiten, S. 157-159. (145-146.) gewiss weit lehrreicher auseinandergesetzt gefunden hatte! Fürwahr die Polemik des Hrn. Brückmann ist völlig neu und einzig in ihrer Art. Bald ignorirt er das was ich vortrug, um dasselbe zum Frommen der Leser als das Seinige aufzuwärmen; bald will er die Leser unterhalten, indem er mich compilirt und paraphrasirt; bald glaubt er mich zu widerlegen, wenn er meine Sätze vorher nach allen Kräften verdreht und aus allen Gelenken gerückt hat.

Wie ich mehreremale bemerkt habe, weiss Hr. Brückmann fast niemals, was und warum er tadelt. Auch wenn er einen Schriftsteller lobt oder auch nur anführt, kann man ihn stets überführen, dass er, wenn's hoch kommt, die Stelle kaum halb verstand. So sagt Hr. Brückmann z. B. S. 89-90. «Natter versichert S. XXXVIII. «dass diejenigen Sardonyche mit zwei Lagen, die man in Italien «Niccolo nennt, nichts weiter als eine Art antiker Pasten sind». Wer Natters Buch nicht kennt, wird über die Neuheit dieser vorgeblichen Entdeckung sich höchlich verwundern. Man sehe aber die angezogne Seite nach, und man wird finden, dass Natter nie an eine solche Abgeschmacktheit gedacht hat. Er spricht von zwei alten Pasten, und Hr. Brückmann glaubte er spräche von dieser ganzen Gattung der Sardonyche. Ich gestehe, dass Hr. Brückmann in der Kunst zu verwirren und zu verfinstern ein Talent besitzt, das völlig einzig ist.

Dass Hr. Brückmann S. 91. arabische und indische Sardo-

nyche für einerlei Steine hält, ist eine Folge dessen, wessen ich ihn oben überführte.

Was Hr. Brückmann aus Natter S. 91. anführt, wird niemand bezweifeln, es gehörten diese Dinge aber nicht hieher, eben so wenig als die, wohl zu merken, lateinisch hingeschriebene, eine ganze Seite lange Stelle des Plin über den Obsidian. Man entdeckt, bei dieser Anführung Natters, wieder eine neue Sonderbarkeit. Auf der vorhergehenden Seite heisst es, Natter behauptet «alle Niccoli «sind antike Pasten», hier aber sagt Hr. Brückmann, «Natter be-«hauptet, dass unter dem Niccolo der Italiäner viele Pasten für «wahre Sardonyche gehalten wurden». Beides konnte doch Natter, so lange er bei gesundem Verstande war, nicht auf einmal behaupten! Er hat daher wohl nur einen dieser Sätze zu verantworten?— wird man sagen. Nein; antworte ich, weder den einen noch den andern! Natter spricht, als einsichtsvoller Künstler, von weiter nichts, als von einigen alten Pasten, welche die Niccoli nur unvollkommen nachahmten. Das übrige kömmt alles auf Hrn. Brückmanns Rechnung, und er allein mag es verantworten, auch hierinnen neue Verwirrungen haben anrichten zu wollen, weil ihm die Anzahl der alten nicht gross genug schien.

Dass Hr. L. M. Brückmann die Herleitung des Wortes Niccolo nicht wissen will, verüble ich ihm nicht, wohl aber, dass er bei seiner Sucht zu etymologisiren, meine Etymologie nicht widerlegt hat. Er sagt S. 92: «Woher der Name Niccolo mag entstanden «sein, hat man, so viel ich weiss, noch nicht erforschen können». Er schrieb seine vermeinte Widerlegung, ohne einmal vorher meine Schrift durchgelesen zu haben; wäre dies nicht der Fall, so hätte er S. 157. (146.) meine Etymologie gefunden, und wir würden ihm dann vielleicht nicht für die neue Etymologie des Niccolo aus Occhio S. 93, die allen Liebhabern witziger Etymologien werth sein wird, haben danken können, obgleich, als es zur Kritik der 157 (146.) Seite kam, er diese seine witzige Geburt schon vergessen hatte.

Gegen seine Erinnerung über den Stein Jargon, erlaube mir der Hr. Brückmann offenherzig zu erinnern, dass wenig fehlte, dass ich nicht den ganzen Perioden, den sie einnimmt, weil sie nicht *hierher* gehört, und lauter Bekanntes enthält, auch seine Herlei-

tung des Niccolo von Occhio nicht unterstützt, für ächten wahren Jargon gehalten hätte.

Nur der welcher es mit dem Hrn. L. M. Brückmann recht sehr übel meint, kann ihm rathen, ins künftige seine Etymologien den Lessingischen entgegenzustellen, und den Opal, von einigen sonst Orphanos genannt, aus or, Gold, und φανὸς, durchscheinend, abzuleiten, weil er durch dergleichen Wagstücke jederzeit verlieren und sich lächerlich machen wird!

Da wo Hr. L. M. Brückmann mich am sichersten zu fangen glaubt, kommt, wie man gesehn, immer eine ganz andere Sache zum Vorschein. So sagt Hr. Brückmann S. 94. in meiner Untersuchung, S. 108. (126.) «wage ich es dem Plin geradezu zu widersprechen, und ich bestätige dadurch was er kurz zuvor gesagt habe, dass nämlich die dunkle Lage dieser Steine (der arabischen Sardonyche) wahrer Sard sei». Plins Worte: nullo sardarum vestigio arabicae sunt, übersetze ich: sie haben nichts vom Sard an sich, das heisst, wie Plin nachher sagt: sie sind so ganz dunkelbraun, dass sie keine Unterlage vom Sard zu haben scheinen, nicht aber: die untere Lage ist kein Sard. Alle diese Kennzeichen treffen so genau mit den Sardonychen mit bläulicher Oberfläche überein, dass es ganz klar ist, dass er sie unter dem arabischen Sardonyx meinte, und es kam mir nie in den Sinn, dem Plin zu widersprechen, wenn ich sagte: «Dennoch sind sie im Grunde nicht «ganz undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts «als aus Sard». Man muss nothwendig einige Kenntniss des Gegenstandes mitbringen, wenn man auch ein fasslich deutsch geschriebenes Buch verstehen will.

Da sich Hr. Brückmann nicht anders zu helfen, und nichts Besseres gegen meine Erklärung der Stelle über den Sardonyx vorzubringen weiss — so geht er desto heftiger S. 94. auf den Plin los. «Er glaube dem Plin nicht geradezu auf sein Wort, alle seine Un«terscheidungszeichen seien relativ, unter dem arabischen und indi«schen Sardonyche finde kein Unterschied statt», und was dergleichen Sätze mehr sind, die ich weiter nicht in Erwägung ziehen kann, weil es nie meine Sache gewesen ist, Beweise Jemand aufzudringen, der ohne Sach- und Sprachkenntniss, die alten Schriftsteller herabsetzt, um seine mineralogischen Hefen in Ehren zu

erhalten. Nichts weiter mag ich also zur Vertheidigung meiner Beschreibung des arabischen Sardonyches, dem ich S. 110-111. (126-127.) «eine sanft himmelblaue oder hellultramarinfarbne «Oberfläche, welche mehr oder weniger ins weissliche fällt», zuschreibe, gegen alles das falsche hinzusetzen, was Hr. Brückmann S. 94-95. aus oft erwähnten Ursachen, mit alltäglicher Nebenanmerkung, vorbringen wollte. Was Farben sind, scheint Hr. Brückmann nicht zu wissen; ob der arabische Sardonyx aber hellultramarinfarben sei oder nicht, wird weiter hin berührt werden.

Was Hr. Brückmann S. 95. von den Eigenschaften eines arabischen Sardonychs sagt: — «Soll nun überhaupt ein solcher Sar-«donyx seine mögliche Vollkommenheit haben, so müssen seine «Farben rein, seine Lagen ganz wagerecht sein, und nicht in ein-«ander übergehen oder sich vermischen» — klingt vornehm und wichtig genug, ist aber in meiner Untersuchung S. 86-87. (117-118.) schon gesagt, und alles was darauf folgt voller schiefen Sätze. Man sollte kaum glauben, der Hr. L. M. wolle hier von einem arabischen Sardonyx sprechen, wenn er sagt: «hat nun ein der-«gleichen Sardonyx die Eigenschaft, dass er, wenn man ihn gegen «die Sonne oder Lichtflamme hält, blutroth aussieht, (eben dieses «wird auch S. 98. gesagt) so giebt ihm dieses einen höhern Werth, «und setzt seine dunkle Lage um so viel gewisser unter die Sarder, «weil die falschen Steine, sie mögen nun Glaspasten oder Obsidian(!) «sein, diese Eigenschaft nie haben, sondern bei durchfallendem «Lichte stets schwärzlich oder braun aussehen werden». Spricht Hr. Brückmann hier von einem Niccolo, so weiss er nicht was er spricht, weil die Grundlage des arabischen Sardonychs schlechterdings nie aus rothem Sard besteht; spricht er von einer Carneol-Schicht, so habe ich dieses längst gesagt. In meiner Untersuchung S. 37. (97.) erinnere ich vom dunkelsten indischen Sard, dass er «gegen ein brennendes Licht seine Durchsichtigkeit in einem klei-«nen hochrothen Flecken bemerkbar mache». Herr Brückmann hat dergleichen Versuche, so bekannt sie auch sind, in seiner Abhandlung nicht berührt, da er aber einen solchen Versuch mit einem arabischen Sardonyx gemacht haben will, so folgt unwidersprechlich, dass er diesen Stein gar nicht kennt, und dass er wieder ein schlecht ausgefallnes Wagstück beging, indem er die Leser mit

meinen Sätzen zu belehren glaubte. Herr L. M. Brückmann begeht hier einen zweiten, wenigstens eben so groben, Fehltritt, wenn er behauptet: «Glasflüsse besitzen nie jene blutrothe Farbe, sondern sehen bei durchfallendem Lichte stets schwärzlich oder braun aus». Er beweist hiemit offenbar, dass er von alten und neuen Abdrücken der Gemmen aus Glas, eben so wenig weiss, als von den Steinen, welche alte und neue Steinschneider zu ihren Arbeiten verwandten. Hr. Brückmann will von Gemmen und ihren Abdrücken schreiben, und weiss nicht, dass ihm jeder Pastenfabrikant Glasflüsse, von Cameen sowohl, als von vertieften Steinen, liefern wird, welche bald dem schönsten Carneol, bald dem schönsten Rubin und Granat nichts nachgeben werden, wenn man sie gegen das Tageslicht oder gegen eine brennende Kerze hält! Welche Verbesserungen, welche Widerlegungen meiner Untersuchung!!!

Im XXXV §. S. 95 - 96. sagt Hr. Brückmann von mir, ich habe, «über die Einführung der arabischen Sardonyche in Rom, so wohl zu Siegelsteinen als zum Schmuck, des Plinius und einiger Autoren Nachrichten mit Fleiss zusammengestellt». Was will der Herr Leib-Medicus mit diesem Beifall sagen? Wenn die ganze Eintheilung dieser Steine in indische und arabische nichts taugt, wenn arabische Sardonyche blutroth aussehen, wenn man hierüber weder dem Plin auf sein Wort noch meinen Bemerkungen glauben darf, wie er vorher sagte, wie kann er meinen Fleiss loben, der falsche und unbrauchbare Sätze aufstellt und vergleicht! Bald spricht der Hr. Leib-Medicus mit der Miene des erfahrensten Kenners, vom arabischen Sardonyx, bald leugnet er seine Existenz, bald versichert er Stücke davon in seiner Sammlung zu besitzen, bald nennt er ihn blutroth, bald findet er ihn zu Cameen verwandt, bald lobt er, bald tadelt er — da werde einer klug aus diesem Chaos!

Des Hrn. L. M. Brückmann Bemerkung über die Gemmen der Griechen und Römer §. XVII. S. 96., und was er sonst dabei vorbringt, zu mustern, würde viel Geduld und Wiederholung des schon gesagten erfordern. Am Ende läuft der ganze Streit auf den arabischen Sardonyx hinaus, in diesem Punkte war es Hrn. Brückmann nicht möglich mich zu verstehen, weil er seiner vorgeblichen Mineralienkenntniss ungeachtet, den Stein eben so wenig, als die andern, von den Alten zu Werken der Glyptik verwendeten

Steine kannte, und weil er aus Mangel an philologischer Kenntniss nicht begriff, was Plin darüber gesagt hat.

Im XXXVII §. S. 97 - 98. heisst es wieder, nach mehrern Anmerkungen, die nur zu deutlich bezeugen, dass Hr. Brückmann keine arabische Sardonyche, rohe sowohl als von den Alten geschnittene, weder gesehen noch jemals gehörig untersucht hat: «Die «Worte des Plin: nullo sardarum vestigio arabicae sunt, «sind nicht so strenge zu nehmen». Hr. Brückmann bejaht, bemerkt, widerlegt, lobt, tadelt, wiederholt, so wie es ihm einfällt. Ohne das Vorhergesagte und alles was die Untersuchung darüber enthält zu wiederholen, könnte ich nicht darauf antworten, und wozu würde meine Arbeit dienen? Sobald es dem Ausleger erlaubt sein würde, aus den Beschreibungen der alten Naturforscher, nach Veltheimischer Art, ganze Stellen zu unterdrücken, oder mit Hrn. Brückmann, manche Worte «nicht strenge zu nehmen» und ganze Beschreibungen für unbestimmt und untauglich zu erklären, dann dürfen wir sicher rechnen, durch diese vorgeblichen Herrn Ausleger, ganze Heere von Missgeburten und Phantomen, wie z. B. der weisse Nagelstein, die Murrha aus Speckstein und aus Horn-Opal, und manche andere, ans Licht gebracht und jedweden Unsinn behauptet zu sehen!

Wollte ich auf den XXXIX §. S. 99 - 102. antworten, in welchem Hr. Brückmann sich gegen meinen Tadel seiner Gedanken über den Onyx und den Sardonyx zu vertheidigen vornimmt, so müsste ich ihm alles, was ich vom Onyx und vom Sardonyx gesagt habe wiederholen, würde mich aber vergeblich bemühen, ihn, dem alte Vorurtheile mehr werth sind, als die klärsten Aussagen des Plin und des Theophrast, (denen man wie er sagt nicht auf ihr Wort glauben, und welchen man nicht zutrauen darf, dass sie besser wussten, als Hr. L. M. Brückmann, was die Alten unter diesen Namen für Steine verstanden) auf gesundere Begriffe zurückzubringen.

Wie wenig Hr. Brückmann wagen dürfe über Plin und Theophrast zu urtheilen, beweise ich aus folgenden Gründen:

1) Weil er die Steine, welche die Alten der Steinschneidekunst widmeten, weder roh noch geschnitten kannte, und vielleicht, seinen äussern Verhältnissen nach, nicht kennen konnte.

2) Weil es ihm an gewöhnlicher, ich rede nicht von durchdringender, Beurtheilungsgabe mangelt, um die Alten, wenn sie auch noch so fasslich wären, übersetzt verstehen zu können.
3) Weil Kenntniss der Sprachen der Alten seine Sache nie gewesen ist, und
4) Weil er durchaus seine alten Vorurtheile allem vorzieht, was noch so klar vor seinen Augen liegt.

Um nun diesem nicht lobenswürdigen Starrsinn wenigstens einen Anstrich von Rechtlichkeit zu geben, verwirft er alles was Theophrast und Plin je gesagt haben, und ruft uns S. 103. zu: «aus den Schriften der Alten, des Theophrast, des Plinius, und «aller der Schriftsteller die letzterer namhaft macht, und deren Be- «schreibungen er in seine Naturhistorie aufgenommen hat, leuchtet «überzeugend hervor, wie wenig sie noch in der Mineralogie der «rohen Steinarten unterrichtet waren». Wer wird wohl jemals dieses behaupten können! Alles was wir von den Alten über dieses Fach besitzen sind kurze Auszüge, und woher will Hr. Brückmann wissen, dass Theophrast oder ein andrer alter Naturforscher z. B. einen rohen Sard von einem andern Steine im rohen Zustande nicht habe unterscheiden können? Völkern, welchen theils alle Edelsteine, theils alle Metalle bekannt waren, Völkern, welche selbst Gruben hatten, kann schlechterdings niemand von gesundem Verstande, die Wissenschaft der äusserlichen Kennzeichen der damals bekannten Fossilien absprechen. Wenn aber Hr. Brückmann mit Stolz hinzusetzt S. 103: «Sie die Alten behielten die Benennun- «gen der Edelsteine bei, so wie sie damals von Steinhändlern und «Juwelierern gegeben wurden, nämlich nach den trivialen (?) und «theils abergläubischen Namen, wie solche hergebracht und ange- «nommen waren»; so sieht man, dass Hr. Brückmann nicht weiss, woher die meisten Namen der Edelsteine, welche die griechischen Schriftsteller erwähnen, herzuleiten sein dürften. Leicht könnte bewiesen werden, wenn man auch Hrn. Brückmann damit nicht überführen würde, dass nicht die Steinhändler und Juwelierer diese Namen erfunden haben. Viele indische Steine führen noch jetzt den Namen, den man ihnen in Indien gab, als man sie fand, und zwar zu einer Zeit, wo man die Steine noch nicht geordnet, und auf ihre Klassen zurückgebracht hatte. Andre Steine erhielten den

Namen von dem Orte, wo sie gefunden wurden, andere von der Farbe, andere von Dingen, mit denen sie sonst einige Aehnlichkeit besassen. Wenn daher Herr Brückmann die trivialen und abergläubischen Namen der Steine bei den Alten mit Verachtung tadelt, so erlaube er mir ihn zu bitten, uns doch zu sagen, ob er bei seiner, wie er glaubt, ausgebreiteten Kenntniss des Mineralreichs, es für möglich hält, das grosse Heer der Fossilien mit philosophischen, einzig und allein aus ihrer Natur genommenen, aber niemals willkührlichen, niemals zweideutigen, und niemals zeilenlangen Namen zu belegen? Kann er das, so mag er die Alten wegen der Namen ihrer Steine zurechtweisen, so mag er alte und neue Mineralogen die Geissel seiner Kritik fühlen lassen, und man wird ihn bewundern, kann er das aber nicht, so — schweige er.

Wenn Hr. Brückmann S. 104. erinnert, «dass man in den «frühern Zeiten, bis auf den Theophrast, alles Onyx nannte, was «reguläre und irreguläre Formen hatte», so war ich es, der ihm dieses S. 61-62. (106-107.) meiner Untersuchung mittheilte; ich hatte aber nicht gesagt, dass man in der Kenntniss der Steine damals weiter zurück war, als in den Zeiten des Plin. Dieses mag der Herr Leib-Medicus beweisen, sich aber seiner Sucht mit fremdem Eigenthume zu prahlen klüglich enthalten.

Wenn Hr. Brückmann Lessingen S. 105. entschuldigen will, von dem ich sagte, «er habe bei seinen Bemerkungen über den «Sardonyx nicht an Plins Nachrichten gedacht», (nicht aber wie mich Hr. Brückmann behaupten lässt, dass er über das was er schrieb nicht nachgedacht) so kann Hr. Brückmann mich nur dann wegen dieses Vorwurfs in Anspruch nehmen, wann er aus Lessings dort angeführter Schrift, oder aus andern seiner Werke, beweisen kann, dass Lessing Plins Aussagen bei Abfassung jener Stelle vor Augen gehabt, und erwogen hatte; durch welchen Beweis, wenn er ihn anders zu liefern sich getrauet, er den Manen jenes grossen Mannes aber keinen Dienst leisten würde.

Beim arabischen Sardonyx soll ich, «sogar von einer hellultra- «marinfarbigen Lage sprechen»: «Obgleich», sagt Hr. Brückmann S. 106. «eine weisse Lage auf dem arabischen Sardonyx, bläulich, «türkisfarbig, a velo turchino, erscheint, so ist doch hiebei «noch an keine Ultramarinfarbe zu denken». Weil Hr. Brück-

mann mit Namen der Farben spielen will, und wie sich deutlich ergiebt, die schönsten arabischen Sardonyche nie gesehen hat, so will ich ihn gern damit spielen lassen, zumal, da er, ich möchte sagen, spielend davon spricht. Er sagt: «Obgleich eine weisse Lage «bläulich, türkisfarbig, a velo turchino, erscheint». Weiss Herr Brückmann was der Italiäner unter turchino für eine Farbe versteht; weiss Herr Brückmann was Türkisfarbe ist, und dass er hier auf zwei Zeilen eine Sache auf einmal bejahet und auch verneinet? O der Widersinnigkeit! Wer hat ihm denn ferner gesagt, dass der velo turchino (sein a velo turchino ist Galimathias und bedeutet nichts) auf einer weissen Lage erscheint? bildet sich der velo turchino nicht über der dunkeln Lage?—!—!

Was S. 106-107. aus Hrn. Brückmanns Sammlung von isländischen Steinen, unter welchen «der weisse Onyx mit der- «gleichen Lagen» (?!) ein wahres Wunderding ist, vorgezeigt wird, gehört nicht zu dieser Untersuchung und enthält, jenen weissen Onyx mit weissen Lagen ausgenommen, unbestimmte Sätze und bekannte Dinge, die sich häufig genug in den Mineraliensammlungen vorfinden. Auch hat mir die Schöpfung des sogenannten Onyxpraser oder Prasonyx keine vorzügliche Unterhaltung gewährt, um Hrn. Brückmann zu mehrern solchen Schöpfungen aufmuntern zu können.

S. 107-108. kommt Hr. Brückmann wieder auf seinen theuern Nagelstein zurück, in dessen Besitz ich ihn gewiss nicht weiter stören werde. Wohl ihm, wenn er sich in ihm glücklich fühlt!

Hr. Brückmann rückt S. 108. dem Plin vor, er werfe hier bei seinen Achat- und Jaspis-Arten ein- und mehrfarbige Steine durcheinander. Wenn dieses nun auch der Fall wäre, was folgt daraus? Kann nicht ein und derselbe Stein bald einfarbig, bald vielfarbig erscheinen? Dass die Verwirrung, die der Hr. Leib-Medicus dem Plin, auch in Rücksicht dieser Steine, vorwirft, nicht so gross ist, als er glaubt, könnte ich sehr leicht erweisen, es würde aber zweckwidrig sein, hier weitläuftig von Steinen zu sprechen, die ich in meiner Untersuchung nur im Vorbeigehen berührte.

Ueber Theophrasts Stelle vom Onyx, über Lessing, bei dessen Anführung er in der griechischen Stelle das eine Hauptwort auslässt §. XLII. S. 108-109., über die Behauptung, dass aus der Ver-

mischung der Sardlage mit der weissen eine Mittelfarbe entstehen müsse (folglich der Onyx aufhören würde Onyx zu sein!), über die Absicht des Hrn. L. M. und die Art, Lessings Uebersetzung zu rechtfertigen, über den Tadel den Lessing von ihm erhält, so wie über die Missbilligung der Worte die ich vom Sardonyx brauchte, wo ich, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, bei Anführung der verschiedenen Meinungen über die Anzahl der Lagen die einem Sardonyx gehören oder nicht gehören, von diesem Steine sagte: er dürfe nur nicht weniger als zwei Lagen haben, über die Vertheidigung des Hrn. Brückmanns, wo er S. 110. bei einer Stelle aus seiner Abhandlung über die Edelsteine von Schichten und Flekken des Sardonyx spricht, über alle diese schönen Sachen mögen die Leser urtheilen, ob sie des Druckes werth waren.

Ungegründet ist es, wenn Hr. L. M. Brückmann S. 111. von mir sagt, ich «unterscheide, den Neuern zu Gefallen, den Carneol-«Onyx von dem Sardonyx». Hatte er vergessen, oder will er es verheimlichen, was ich S. 96. (121.) meiner Untersuchung gesagt habe, wo ich die falsche Idee die man zu unsern Zeiten, sowohl mit dem alten Namen Sardonyx, als mit dem neuern Namen Carneol-Onyx verbindet, nur zu deutlich mit folgenden Worten tadele: «der, wie wir es nach unsern äusserst fehlerhaften und falschen «Benennungen auszudrücken gewohnt sind, entweder Carneol-Onyx, «oder Sard-Onyx sein kann». Wenn Hr. Brückmann mich tadelt, so trifft allemal einer von zwei Fällen ein, entweder versteht er mich nicht, oder ich habe gerade das Gegentheil von dem, was er mir schuld giebt, gesagt.

Für die Proben, die uns Hr. L. M. Brückmann S. 111-112. lehret, um nachgemachte und zusammengekittete Sardonyche, von ächten zu unterscheiden, möchte ihm schwerlich jemand danken, theils weil diese Proben dem gemeinsten Petschaftschneider bekannt sind, theils weil die feinern Kennzeichen vollkommen nachgeahmter Gemmen, die niemand von ihm zu erwarten unbillig genug sein wird, gänzlich vermisst werden.

Hr. Brückmann bemerkt S. 112, er wundere sich, dass ich nicht auch die Stelle erläutert habe, die er in seiner Abhandlung von Edelsteinen, vermuthlich das Haupt-Magazin wahrer mineralogischen Kenntniss, anführe, wo Plinius von Verfälschung der Edel-

steine spricht. Hr. Brückmann befindet sich hier in einer vergeblichen Verwunderung, da ich diese Stelle S. 131-133. (135-136.) meiner Untersuchung erwogen habe, und ich überlasse es andern zu entscheiden, wer von uns beiden, Herr Brückmann oder ich, über diese Stelle das Treffendere gesagt habe? Ueber eine Verbesserung dieser Stelle, wo Hr. Brückmann statt cerauniis, cera unitis vorschlägt, wiederhole ich das, was ich oben überhaupt in Rücksicht der Kritik der Alten ihm gerathen habe.

Was Hr. Brückmann S. 113. von den alten Pasten in der Königlich-Preussischen Sammlung, die ehemals dem Baron Stosch gehörte sagt, muss sehr eingeschränkt werden. Eine grosse Anzahl dieser Pasten sind neue Glasflüsse, welche der vormalige Eigenthümer von den vorzüglichsten Steinen andrer Sammlungen und von mehrern trefflichen Werken machen liess, die er an reiche Liebhaber verkaufte.

Ob und wie man durch Speck- oder Schmerstein Cameen aus Sardonyx nachahmen könne S. 113. weiss ich nicht, ich mache mir auch vor der Hand keine grosse Vorstellung von diesen Nahahmungen, so viel aber weiss ich, dass aus Porcellanmasse sich Onyx und Sardonyx, aus vielen Ursachen, nur schlecht nachahmen lasse, obgleich Hr. Brückmann S. 114. das Gegentheil behauptet, und dass, setze ich hinzu, aus keiner Masse so täuschende Nachahmungen können gemacht werden, als aus Glas.

Herr L. M. Brückmann mag nur dann behaupten S. 116: «dass die Neuern die Alten in Nachahmung der Diamante, Rubine, «Sapphire, Smaragde, übertroffen»; wenn er die alten und die neuern Nachahmungen untereinander wird verglichen haben. Dass die Alten diese Kunst in einem hohen Grade besassen, erhellt aus den Zeugnissen ihrer Schriftsteller.

Die Beschreibung einer Art Mosaik S. 116. aus äusserst dünnen Glasstäben, gehörte nicht hieher, und wenn sie selbst italiänischen Antiquaren oft unbekannt ist, so sagt Hr. Brückmann weiter nichts, als dass die Kenntniss dieser italiänischen Antiquare, die er meint, nicht weit her war. Hr. Brückmann schreibt, er kenne kein Buch, in welchem sie auf eine lehrreiche Art beschrieben wäre. Winkelmann gedenkt ihrer, in seinen Anmerkungen zur Geschichte der Kunst, und was Hr. Brückmann sucht, kann er viel-

leicht in einem Büchlein finden, das nicht für Gelehrte geschrieben ist — in einem der ersten Jahrgänge des Gothaischen Taschenkalenders! Diese Glasarbeiten enthalten aber äusserst selten etwas Schönes, und nur wenige sind auch nur in einiger Rücksicht erträglich.

Wenn Hr. Brückmann sich genauer über den Stein des Polykrates, den ich nicht, wie er einen Achat nennen möchte, unterrichten will, von dem er S. 117. manches Unstatthafte und Falsche sagt, so rathe ich ihm, die reichhaltige Abhandlung des Herrn Millin darüber nachzulesen.

Hätte ich des Grafen von Veltheim Schrift über die Reformen in der Mineralogie gelesen gehabt, als ich die Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx zum Druck absandte, wie mir Hr. Brückmann schuld geben will, so würde ich das Falsche, Schiefe und Halbwahre, das er daselbst über die Unächtheit der antiken Sardonyx-Gemmen vorbringt, zu zeigen nicht unterlassen haben.

Wenn Hr. L. M. Brückmann S. 121. behauptet: die Alten hätten den arabischen Sardonyx auch zu Cameen verwandt, so muss ich wiederholen, dass er nicht weiss wovon er spricht. Hätte er, wenn auch nur eine oberflächliche Kenntniss des indischen und des arabischen Sardonychs, so würde er so etwas nicht sagen, hätte er aber nur etwas von seiner gepriesenen guten Logik, so würde er nicht gesagt haben, S. 121: «Mariette hat indessen gar «nicht unrecht, wenn er behauptet, dass der arabische (Sardonyx) «sich sehr gut zu Cameen schicke, wie denn dergleichen in man«chen antiken Sammlungen zu sehen sind». Hr. Brückmann weiss also nicht allein, dass dergleichen Cameen vorhanden, er hat sie auch selbst gesehen! Dennoch sagt er sogleich, nach den angeführten Worten: «Wenn wir den Sardonyx des Scipio jetzt noch «sehen könnten, wüssten wir vielleicht nicht zu bestimmen, ob er «in Indien, oder in Arabien, gefunden sei». Aus diesen und aus den vorhergehenden Anmerkungen, so wie aus dem was er S. 89. vorträgt, muss man folgende Quintessenz, als das Glaubensbekenntniss des Hrn. Brückmann ziehen: «es ist vielleicht nicht möglich «die arabischen Sardonyche von den indischen zu unterscheiden: «es giebt Cameen aus arabischem Sardonyx, die ich von andern «aus indischem Sardonyx unterschied, obgleich es unmöglich ist

«den indischen vom arabischen Sardonyx zu unterscheiden; und «ich habe selbst welche in antiken Sammlungen» (doch nicht in denen des Mithridates und Caesar?) «gesehen, obgleich es keinen «arabischen Sardonyx für mich giebt, da ich ihn unmöglich von «andern Sardonyx-Arten zu unterscheiden verstehe». Wer möchte hier wohl bestimmen können, was der Hr. L. M. glaubt, da er es selbst nicht weiss!

Gegen §. LI. S. 121-122. erinnere ich, dass weder Herr Millin, noch ein andrer gelehrter Franzos, behaupten werde, Sardoine sei öftrer als Sardonyx im Gebrauche, um den Sardonyx der Alten zu bezeichnen, oder dass man diesem Steine mit Recht den Namen zueigne, der blos dem Sard zugehört. Ich wende aber nichts dagegen ein, dass wir von einem so allgemein geachteten Gelehrten wie Hr. Millin, noch viel Lehrreiches, Treffliches und Neues erwarten dürfen, und wir haben ihm die Bekanntmachung so manches alten Denkmals, so vieler treffenden Auslegungen schon zu danken.

Ueber meinen Tadel mehrerer Schriftsteller, welche vom Onyx und Sardonyx schrieben, ohne die Nachricht des Plin gehörig in Erwägung zu ziehen, bemerkt Hr. Brückmann S. 122: «Doch «wie viele liessen sich noch solcher Schriftsteller anführen, die «blos als Antiquare und nicht als Steinkenner und Mineralogen ge«schrieben und geurtheilt haben». Hat Hr. Brückmann etwas vergessen, was ich von Allem bemerkt habe, das man in den Werken älterer und neuer Mineralogen über die streitigen Steine antrifft, und dass gerade die ältern und neuern Mineralogen und vorgeblichen Steinkenner oder Sammler diejenigen waren, welche für die Ursache aller Verwirrung anzusehen sind? Warum will er die Schuld auf die Antiquare wälzen, die ja ihre Irrthümer nicht selbst erfanden, sondern sie auf Treu und Glauben von den Mineralogen als reine Wahrheit annahmen?—

Die Beschreibung die uns Hr. Brückmann vom Sardachate S. 123. giebt: «ein Achat, dessen grösster Theil aus Sard besteht», ist grundlos, und, das Unphilosophische derselben abgerechnet, könnte man sie eben so gut auf den Sard selbst anwenden. Dabei finde ich es sehr befremdend, dass er, der mir oben S. 20. vorwarf, ich nehme den Achat als das Geschlecht der Sarde an, hier gerade

dasselbe thut! Was ich oben aus guten Ursachen that, tadelte er aus der ihm eignen Einseitigkeit; da er nun aber nachher dieselbe Meinung, obschon nicht aus meinen Beweggründen, annimmt, so giebt er deutlich genug zu erkennen, wie wenig er geschickt sei als Mineralog schreiben und auftreten zu können! Was Achat aber sei, mochte ich in meiner Untersuchung nicht berühren, weil ich nicht für Anfänger schrieb, und weil ich mein Buch nicht durch bekannte Dinge verdicken wollte.

In Rücksicht der Bemerkung des Hrn. Brückmann S. 124: «er besitze einen als Camee geschnittenen arabischen Sardonyx», frage ich ihn, so falsch auch schon eine solche Voraussetzung ist: wie kann er dieses wissen, da er an mehrern Orten S. 89. und 121. es für unmöglich hält, den indischen vom arabischen Sardonyx zu unterscheiden? Weil aber vor mir niemand von antiken Gemmen aus arabischem Sardonyx gesprochen, so hat sich Hr. Brückmann doch meiner Entdeckung zu bedienen und seinen Sardonyx einen arabischen Sardonyx zu taufen für gut befunden, nur schade dass er vergessen hatte, was ich eigentlich von diesem Steine gesagt, und in der Uebereilung arabischer Sardonyx auf seinen Camee geschrieben, warum? weil die untere Schicht dunkelbraun war!

Im LVI. §. S. 124. erwähnt Hr. Brückmann wieder arabische Sardonyche, ja was noch mehr ist, arabische Sardonyche in rohem Zustande, die er in Steinsammlungen getroffen haben will, da es zuverlässig weder Alterthumskenner noch Naturforscher giebt, die sich rühmen könnten, den Stein den ich unter arabischen Sardonyx verstehe, als ein rohes Natur-Erzeugniss gesehen zu haben. Er sahe sie, obgleich es nicht möglich sein soll, diesen Sardonyx von einem indischen zu unterscheiden. Auch wiederholt Hr. Brückmann daselbst den Vorwurf über die Stelle, wo er glaubt ich behaupte der indische Sardonyx werde nicht mehr in den Ländern gefunden, aus welchen ihn die Alten erhielten, ein Unsinn an den ich nicht denken konnte, da ich S. 104-105. (124.) meiner Untersuchung mit Veltheim die Orte angebe, wo man diese Steine höchstwahrscheinlich wieder auffinden könne. Wenn man ein Buch [illegible] so sollte man doch vorher billig sich erst fragen,

Wenn ich S. 153. (144.) meiner Untersuchung bemerke, dass die grössten Meisterstücke der Glyptik von den Alten in die schönsten und durchsichtigsten Steine geschnitten sind, habe ich dadurch geläugnet, dass die Griechen auch in trübe und weniger schöne Steine gegraben, wie mir Hr. Brückmann S. 125. vorwirft? Sollte er wohl träumen können, ich halte die vorhandnen Gemmen der Alten alle für Meisterwerke der Glyptik? Alles was er also dagegen erinnert und zusetzt, ist theils falsch, theils überflüssig.

Was er S. 126. vom Abdrücken der Edelsteine, gegen den Plin, und meine eignen Wahrnehmungen, erinnert, ist falsch, und auch eine geringe Erfahrung hätte ihn vom Gegentheile überführen müssen. Wenn er auch dem Plin und seinen Quellen alle Kenntnisse der neuern Mineralogen, sogar bis zu den äusserlichen Unterscheidungszeichen, abspricht, so wird er doch wohl nicht behaupten wollen, dass die Alten nicht sollten gewusst haben, welche Steine sich am besten im weichen Wachse abdrücken, und welche dasselbe am besten fahren lassen? Was er von dem Electrischen einiger Steine gegen mich anführen will, ist eben so grundlos; eine blosse Berührung, ein Druck können und müssen natürlich, bei verschiedener Temperatur der Luft, eben die Wirkung haben, als das Reiben, und Hr. Brückmann wird doch wohl nicht die Gemmen durchs blosse Betrachten, und ohne sie anzurühren, abzudrücken, für möglich halten? Auch kann ich ihn versichern, dass das Schwierige im Abdrücken mancher Steine gerade in keiner Masse so sehr statt finde, als in dem weichen Wachse, und dass sich alle Steinarten in Rücksicht ihrer natürlichen Eigenschaften, im Siegellack leichter als in jenem abdrücken lassen. Hr. Brückmann irrt sich also gar sehr, wenn er S. 126. glaubt, dass diese Schwierigkeit in Abdrücken beim weichen schwarzen Wachse ganz wegfalle.

Die Bemerkungen über die Politur alter Gemmen S. 126-127. kannte man schon aus Natter, Mariette und vielen andern, sie sind daher völlig überflüssig und alltäglich.

Hr. Brückmann billigt §. LVII. S. 127. meine Anmerkung über die unbestimmten Namen so vieler Steine, er behauptet davon die Ursachen in seiner neusten Schrift angegeben zu haben, wobei er sich in Wahrheit vergeblich bemüht haben würde, da ich in seiner

Schrift theils mein Eigenthum, theils bekannte Bemerkungen Anderer, theils neue Fehlgriffe, die ihm niemand wird streitig machen wollen, vorgefunden. Im Gegentheil klebt er an den alten Verwirrungen, die er so viel er vermag, mit recht vielen neuen zu vermehren sucht. Auch möchten seine Gründe, wesshalb die Alten den Onyx nie geschnitten, schon deswegen nicht viel taugen, weil der Onyx des Herrn Leib-Medicus eine ganz andere Sache ist, als der Onyx des Theophrast und des Plin, und nur von den Steinen dieser Schriftsteller, nicht aber von den Steinen des Hrn. Brückmann, muss derjenige sprechen, der über die Gemmen der Alten Bemerkungen liefern will.

Im LVII. §. S. 127. berührt Hr. Brückmann meine Herleitung des Namens Niccolo, von Onice, «eine Ableitung», sagt er, «die «mir immer wahrscheinlich gewesen ist». Wenn war diese Herleitung dem Hrn. L. M. wahrscheinlich? Vielleicht vor zwanzig und mehr Jahren? Oder war sie ihm erst wahrscheinlich als er sie in meiner Schrift las? Wäre das erstere der Fall, warum leitet Er mit Zuversicht S. 93. Niccolo von Occhio ab? Oder sind sie ihm beide zugleich wahrscheinlich?!

Hr. Brückmann führt S. 127-128. meine Worte an, in welchen ich das Vorgeben widerlege, es werde der arabische Sardonyx nie, als nur in der gewöhnlichen Grösse der Ringsteine gefunden. Er wirft mir auf diese Bemerkung ein: «aber sind denn nicht alle «grosse Sardonyche, wo sie auch gefunden sind, eine Seltenheit»? Ja wohl! aber daran zweifelte ich nicht. Wenn ich sage: die geschnittenen arabischen Sardonyche sind gewöhnlich klein, viel kleiner als die Gemmen aus indischem Sardonyx, aus Sard und aus andern Steinen; behaupte ich da, ein indischer Sardonyx von beträchtlicher Grösse sei ein alltägliches Ding? Sage ich da nicht völlig klar und bestimmt, grosse arabische Sardonyche sind seltener als eben so grosse, und als noch grössere, aus Indien? Herr Brückmann wird doch nicht verlangen, dass, da ich für denkende Leser schrieb, ich Seiten mit Dingen hätte anfüllen sollen, über welche für sie ein paar Worte hinreichten?

Hr. Brückmann will im LVIII. §. S. 128. eine Uebersicht der, wie er sich einbildet, von ihm abgehandelten, und nun von ihm endlich richtig beschriebenen Steine, geben. «Vom Sarder» sagt

er, «nehme man an, dass er roth, schwarz(?), schwarzgrau, braun, «braunroth, gelb und gelbroth sei». Woher diese Zuversicht? In seiner Abhandlung von Edelsteinen, und in seinen Bemerkungen zu Lessings Collectaneen, hiess es ja: «Zwischen Sarder und Car«neol ist kein Unterschied. Carneol oder Sarder ist ein halbdurch«sichtiger rother Edelstein». Gestehe es also der Hr. Leib-Medicus nur immer, dass er die richtigern Begriffe, die er in seiner neusten Schrift, obwohl nur zu oft mit widersprechenden Sätzen, aufstellt, meiner Untersuchung zu verdanken hat.

Wenn nun aber eine Uebersicht der abgehandelten Steine gegeben werden sollte, so leisten die paar Zeilen, die der Hr. Leib-Medicus in drei Sätzen giebt, so viel als nichts.

Weil ich aber nie die Meinung oder die Arbeit eines Andern so leicht verwerfe, ohne Gründe, oder, wenn es in meinen Kräften steht, und es am schicklichen Orte angebracht ist, etwas Besseres zu geben, so nehme der Hr. L. M. mit folgender Uebersicht vorlieb, in welcher nicht, wie er es gethan, blos die schlechtesten Arten, auch vom Sarde nicht blos der halbdurchsichtige und der rothe, sondern durchgängig die vollkommensten und edelsten Gattungen, und nach ihnen erst die weniger edlen, vollständig, so wie sie die Alten kannten, aus Theophrast und Plin, aufgezählt sind. Da mit Untersuchungen über die Gemmen der Alten, alle die schlechten Gattungen die wir jetzt von unsern Steinen in Europa auffinden, der Trost und der Stolz manches Sammlers, nichts zu schaffen haben, so überlasse ich es dem Gutbefinden eines jeden der dazu Lust hat, die Seltenheiten dieser Art aus seiner Sammlung am Rande zuzuschreiben.

Gattungen des Sardes.

Jeder Sard ist entweder

1) roth, oder weiblich. Oder
2) gelb, bräunlich oder männlich. Die Mischungen dieser Farben mögen im Sard sein, wie sie wollen, so wird es nie schwer

halten, dem Steine das Geschlecht anzuweisen, zu dem er gehört.

In Rücksicht des Vaterlandes, und der Schönheit des Sardes, giebt es folgende Arten:

1) Sard aus Babylon. Dieser war der vorzüglichste und schönste.
2) Sard aus Indien. Ueberhaupt sehr schön, klar, durchsichtig, und voll Feuer. Von ihm kannte man dreierlei Arten:
   a) rothen,
   b) gelben, oder bräunlichen, und
   c) Demium, eine geringere Gattung.
3) Sard aus Persien. Ward noch vor Plins Zeiten, man ist ungewiss wie lange, nicht mehr daselbst gefunden.
4) Sard aus Sardes.
5) Sard aus Arabien. Weniger klar und durchsichtig.
6) Sard aus Aegypten. Die gelben und gelb-braunen übertrafen an Durchsichtigkeit und Feuer die Rothen.
7) Sard aus Parus.
8) Sard aus Assus.
9) Sard aus Epirus.

Gattungen des Onyx.

Was hier von den Farben gesagt wird, ist von der Grundfarbe zu verstehen, auf und in welcher sich weisse Flecken, Adern und Streifen herum ziehen.

I. Indischer Onyx.

Die Sard-Lage besitzt Feuer, und die Streifen und Adern sind milch- und markig-weiss.

1) Rother oder feuerfarbner Onyx,
2) Dunkelbrauner Onyx,
3) Hornähnlicher Onyx.

II. Arabischer Onyx.

Die Sardlage ist dunkelbraun, scheint beinahe ganz schwarz, und undurchsichtig zu sein. Die weissen Adern sind blendend und schimmernd weiss.

Gattungen des Sardonyx.

Was die Farben betrifft, so gilt von den Gattungen des Sard-Onyx alles, was vom Onyx gesagt ist.

I. Indischer Sardonyx,

Besitzt in den Sard-Lagen, alle Farben des Sardes, und alle Uebergänge der Farben dieses Steins, eben auch das Feuer desselben. Seine weisse Schicht ist milch- oder markigweiss. Von ihm giebt es drei Arten:

1) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem Sard.
2) Sardonyx mit rothem Sard.
3) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem, und mit rothem Sard. Ein Sardonyx der beide Geschlechter des Sard besitzt.

II. Arabischer Sardonyx.

Die Sardlage ist ganz dunkelbraun, beinahe schwarz, und fast ganz undurchsichtig an den schönsten Steinen. Die weisse Lage blendend und schimmernd weiss, auch mehr oder weniger, zum Theil durch den dunkeln Grund, himmelblau und hell-ultramarinfarben.

Armenischer Sardonyx.

Wie sich aus Plins Stelle vermuthen lässt, dem indischen ähnlich, von nicht schlechter Beschaffenheit, nur war die weisse Schicht bleich.

Von den neuen, wie ich bemerkte, unzulässigen Benennungen der Steine, die Herr L. M. Brückmann S. 128-129. noch statt finden lassen will, ist keine einzige für zuverlässig zu halten.

Wie abgeschmackt der Name Carneol-Onyx sei, erhellt aus meiner Untersuchung, weil man bei demselben nicht weiss, ob rother Onyx oder Sardonyx mit einer rothen Schicht gemeint sei, und dieser Zwittername stets einen falschen Begriff mit sich führt, da Onyx roth oder braunen Sard besitzen muss, im Carneol-Onyx man also den Sard zweimal erwähnt. Denn dass es jemand geben

könne der, dem Theophrast und allen Griechen zum Trotz, und mit Verläugnung aller Ansprüche auf Beurtheilung, blos aus Gefälligkeit gegen den Hrn. Brückmann, behaupten könne, der undurchsichtige weisse Chalcedon sei Onyx, halte ich für völlig unmöglich.

Chalcedonyx, von dem der Herr L. M. S. 129. selbst nicht zu wissen scheint, was er von ihm zu halten habe, da er den Chalcedon auch für Onyx anzunehmen Lust hat, sich also nothwendig, weil er diesen Namen dennoch gelten lassen will, unter Chalcedonyx einen zweifachen Onyx, welches eben so viel wäre als eine Ascension montante der Pariser Luftspringer, denken muss, ist ein Unding gleicher Art, als die andern von mir getadelten Namen der Steine. Uebrigens aber hätte ich von einem Mineralogen, der in dem Tone spricht wie Herr Brückmann, nicht folgende Bemerkung S. 129. erwartet. «Bei beiden» (beim Onyx und Chalcedon) «kommt es wieder darauf an, ob die Lagen dicker oder dün«ner, und folglich mehr oder weniger durchscheinend sind. Hat «der Onyx eine gewisse Dicke, so ist er gar nicht durchscheinend, «oder doch nur, wenn er gegen die Sonne oder Lichtflamme gehal«ten wird». Wer ein halbes Dutzend alte Cameen, oder einige rohe Stücke schönen indischen Sardonychs, den man freilich selten in Mineralien-Sammlungen findet, gesehen, weiss, dass die Dicke der weissen Schicht keinen Einfluss auf ihre Durchsichtigkeit hat. An indischen Sardonychen, welche die Griechen zu ihren Werken gewählt, oder die auch unter den Kaisern bearbeitet worden sind, ist die weisse Schicht völlig undurchsichtig, und wenn sie auch so dünn über den dunkelbraunen abgeschliffen und verarbeitet ist, dass sie kaum die Dicke des feinen Papieres zu haben scheint, wie man zum Beispiel, damit es nicht scheine als wolle ich blos widersprechen, an dem trefflichen Steine mit dem Opfer des Priap, (Descr. du Cab. d'Orl. I. pl. 76.) und an dem schönen Brustbilde des August (Ebendaselbst To. II. pl. 24.) bemerken kann. Wäre aber Hrn. Brückmanns Bemerkung gegründet, so würden die Cameen des Alterthums ihrer vorzüglichsten Schönheiten beraubt sein. Die dem Sardonyx von Hrn. Brückmann beigelegte Eigenschaft, wird übrigens blos an den geringern Gattungen dieses Steins, und *vorzüglich an* den abendländischen gefunden.

Jasponyx ist aus eben den erwähnten Ursachen unzulässig. Er ist es aber auch aus einem andern Grunde. Als ich den Wunsch äusserte, die Namen Achat-Onyx, Chalcedonyx und viele andere, in keinem Werke über die Gemmen der Alten ins künftige zu lesen, so war es, weil sie widersinnig sind. Jasponyx ist es zwar auch, weil er Jaspis mit weissem undurchsichtigen Chalcedon, der kein Onyx ist, bedeutet, er ist es aber noch ferner aus der Rücksicht, weil der Stein, den unkritische Schriftsteller so nennen, niemals von den Alten geschnitten worden ist. Man muss folglich den Hrn. L. M. bitten, auch diesem Steine, unter diesem Namen, keine Stelle weder in seiner Mineraliensammlung, noch in den Werken über die Gemmen der Alten in der Folge zu vergönnen.

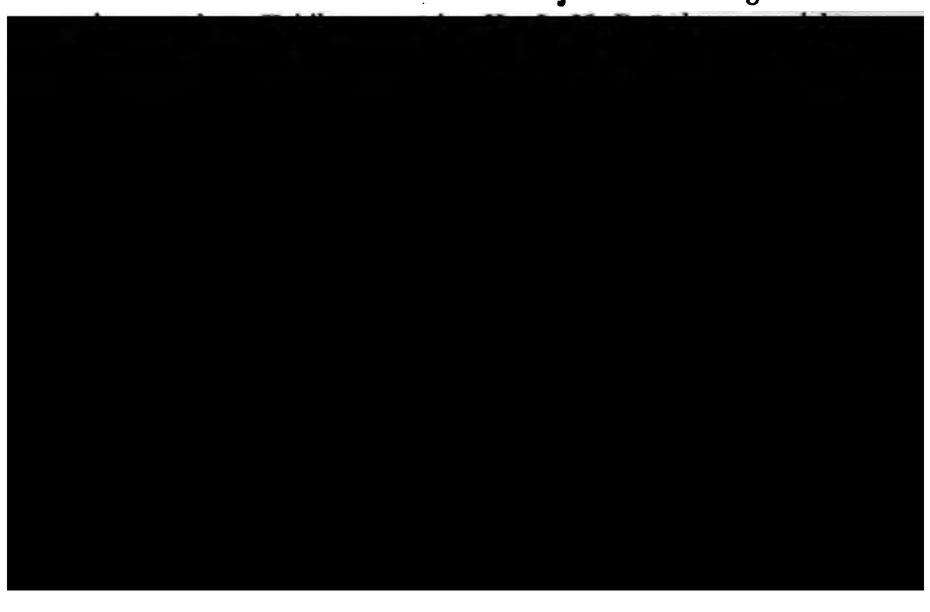
Achat-Onyx dürfte nicht länger, weder in Mineraliensammlungen, noch in Werken über die Glyptik, geduldet werden, und zwar aus den von mir in der Untersuchung S. 159-160. (146-147.) Anm. und in den Bemerkungen über die eben erwähnten Steine beigebrachten Gründen, die ich sehr leicht mit neuen vermehren könnte, nicht aber darum weil, wie Hr. Brückmann, S. 129-130. sagt: «dabei Achat mit Achat verbunden, und folglich ein ungereimter Zwittername entstehen würde». Diese Ursache reicht nicht hin, diesen Namen zu verwerfen, weil sonst mancher andere Name, dem die Alten das Bürgerrecht ertheilt, eben so gut durchstrichen werden müsste. Diejenigen Benennungen der Steine bei den Alten, von welchen wir so bestimmt wie vom Sard, vom Onyx, und vom Sardonyx, wissen, was sie darunter verstanden, können, wenn man will, nur dann verworfen werden, wenn man im Stande sein wird, dem Reiche der Fossilien, eine neue und philosophische Nomenclatur zu geben. Ehe man dahin kommt, hüte man sich blos Steinen, welche die Alten unter ihren bestimmten Namen kannten, neue Benennungen zu ertheilen, und dadurch die in so vielen Theilen der alten Lithologie obwaltenden Verwirrungen mit neuen zu vermehren. Behaupten wie Hr. Brückmann S. 130: «Den Sard-«onyx, besonders wenn er mehrere als drei und vier Lagen hat, «und dessen Farben mehr oder weniger regulär und in einander «laufend (!) sind, könnte man mit mehrerm Recht einen Achat nen-«nen, als den einfarbigen Onyx oder Chalcedon»; — heisst neue Verwirrungen der gröbsten Art auf die alten häufen, und solcher

Aeusserungen sollte sich doch jeder, der als Schriftsteller, oder gar als Mineralog, öffentlich auftritt, billig enthalten, es müsste ihm denn der Beifall oder ein bedenkliches Kopfschütteln seiner Leser völlig einerlei sein!

Prüfung der Einwürfe gegen meine Bemerkungen im Anhange.

Es würde überflüssig sein, auch nur ein Wort über Hrn. L. M. Brückmanns Behauptung S. 231. dass candidae venae oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis, und Zonae, reguläre Figuren und Zeichnungen anzeigen, zu verlieren. Hierüber zu urtheilen wird nichts erfordert, als ganz gewöhnliche Beurtheilungskraft. Wer diese verläugnen sollte, den wird weder Theophrast noch Plin, noch irgend jemand auf richtige Begriffe zurückbringen können.

Die leichteste Art einen alten Schriftsteller zu behandeln ist die, wenn man ein Wort das man nicht versteht, und auf keine Art zu erklären weiss, ohne Umstände wegstreicht, und ein andres nach Gutdünken hinsetzt. Ein Verfahren das jederzeit das Gegentheil von



sich ergiebt, dass Plin im Griechischen des Satyrus ein Wort mit Carnosas übersetzte, welches wahrscheinlich eine geringere Durchsichtigkeit anzeigte. Vom Terpentin aus Cypern, der honigfarben war, sagt Plin B. XIV. C. 20. S. 25. p. 726: est enim melleo colore carnosa, und nochmals B. XX. C. 6. S. 32. p. 332. cypria carnosior, sicciorque. Schwerlich könnte man diesem Worte, in diesen Stellen, und in der obern vom Onyx, eine andere Bedeutung geben, als die einer geringern Durchsichtigkeit, und es würde eben so abgeschmackt sein, unter dieser Eigenschaft des vorgeblichen Onyx des Satyrus, eine Fleischfarbe des Steins, wie Denso (Plinius Naturgesch. II. Th. S. 839.) glaubte, angezeigt zu finden, als dieses Wort gänzlich wegzustreichen. Ich wiederhole aber, dass dieses Wort gar keinen Einfluss auf die Bestimmung der Eigenschaften des Onyx hat.

Was Hr. Brückmann S. 132-133. wieder von den Venis die in concentum übergehen, bemerkt, dass hier reguläre Zeichnung gemeint sei, kann nicht widerlegt werden und bedarf keiner Wiederlegung. Wer so die Alten versteht, mag meinetwegen an seinen Vorurtheilen kleben bleiben, und für den hatte ich nicht geschrieben.

Im Plin ist zwar nur immer von den weissen Adern und Streifen auf Sard-Grund die Rede, aber hier kann nur Hr. Brückmann einen Anstoss finden, und S. 132. hinzusetzen: «es gebe auch Zonen «und Zirkel vom Sard auf weissem Grunde». Hätten Theophrast und Plin weitläuftige Compilationen, wie die Abhandlung über die Edelsteine, schreiben wollen, so würden sie freilich nichts übergangen haben, sie schrieben aber nicht für Anfänger, sondern für denkende Männer, keine Lehrbücher, sondern kurze Abrisse. Die Sprachkunde des Hrn. L. M. Brückmann zeigt sich hier wieder nicht in dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte, wenn er S. 132-133. sagt: Plin meine ohne Zweifel Onyx- und Sarderringe, welche bis zum Mittelpunkt immer kleiner werden, und sich oft in ein Auge von Onyx verlieren, wenn er sagt: in unum redeunte concentum. Dass Plin nicht hiervon, sondern überhaupt von der Schönheit der Farben der Onyx-Adern spricht, wie sie auch liegen mögen, und dass er hier nicht den Onyx mit dem Sardonyx vermengt, wie aus Hrn. Brückmanns Erklärung folgen

würde, bezeugen seine Worte: Veram autem onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas; omnium in transitu *colore inenarrabili*, et in unum redeunte concentum suavitate grata.

In meinen Anmerkungen des Anhangs über die Stellen vom Onyx und vom Sardonyx, habe ich alle Wiederholungen vermieden, und mich so oft auf die Seiten der Abhandlung bezogen. Was ich zur Erläuterung des Textes erinnerte, ist kurz und war unumgänglich bei dieser Uebersicht nothwendig, um sie lesbar und so viel als möglich lehrreich zu machen. Auch scheint Hr. Brückmann nicht bemerkt zu haben, dass ich dabei manches gesagt, was nicht in der Abhandlung vorkommt.

Dass Hr. L. M. Brückmann bald behauptet, er besitze selbst geschnittene, sogar erhoben geschnittene, und rohe, arabische Sardonyche, bald, es finde zwischen dem indischen und arabischen Sardonyx kein Unterschied statt, bald, es sei nicht möglich beide von einander zu unterscheiden, wodurch er seine erstere Behauptung völlig aufhebt, und offenbare Unbekanntschaft mit diesen Steinen, und das Gegentheil von seiner guten Logik, darlegt, habe ich oben schon erinnert. Daher über die Anmerkung S. 133. kein Wort mehr.

Meine Bemerkungen über die Halsbandsteine der Inder aus Onyx, Anmerkung 26, hat Hr. Brückmann S. 133-135. paraphrasirt und so viel als er konnte verwässert. Wer, ohne meine Untersuchung zu kennen, diese Stelle des Hrn. Leib-Medicus lesen sollte, müsste glauben, hier Hrn. Brückmanns eigne Gedanken und Wahrnehmungen zu finden. Allein der würde sich sehr irren. Da wo Hr. Brückmann etwas Eignes zu meinen Anmerkungen hinzusetzt, kann man überzeugt sein, etwas Schiefes oder Falsches anzutreffen. Deutlich genug hatte ich gegen Jannon de St. Laurent erwiesen, dass alle diese Perlen aus Onyx und nicht aus Sardonyx bestehen. Obgleich nun dem Hrn. Brückmann der Onyx und Sardonyx des Plin völlig einerlei ist, weil er mittelst seiner grossen Sammlung von Seltenheiten, wie die Sarde aus Sachsen, Böhmen, und der Pfalz, besser wissen muss, was die Alten unter beiden Steinen verstanden, als Satyrus, Sotacus, Zenothemis, Theophrast und Plin, so muss ich ihm doch versichern, dass ich nicht glaube,

dass er je eine Sardonyx-Perle gesehen haben kann, und dass alles, was er in seiner Stelle, indem er meine Bemerkung ausdehnt, sagt, einzig und allein von Perlen aus Onyx zu verstehen ist. Wie ich schon so oft den Hrn. Brückmann in dieser Prüfung überführt habe, dass er niemals sich mit dem Meinigen hören lässt, ohne dabei einen derben Fehltritt zu thun, so geht es ihm auch hier. Ich spreche in der erwähnten Anmerkung von mehrern Gemmen der Alten, von welchen ich nur einige namentlich anführte, welche durchbohrt sind, und höchstwahrscheinlich aus indischen Halsbandsteinen geschnitten sind. Was thut Hr. Brückmann? Nachdem er nach Möglichkeit, die Sache wieder in die alte Verwirrung zurückgeworfen, und bald von Onyx- bald von Sardonyx-Perlen (von Perlen mit Schichten, die er aber sicher, eben so wenig als Perlen aus arabischem Onyx gesehn) gesprochen, und nachdem er dem Leser der meine Schrift nicht kennt, manches Schöne und Neue gesagt zu haben, scheinen wird, setzt er S. 134-135, zum Nutzen und Frommen der Leser, folgende Bemerkungen hinzu, an die ich keinen Anspruch mache, und die ich feierlich für sein Eigenthum anerkenne: «nur ist es schade dass die mehresten dieser Kugeln, in «Betracht ihrer Lagen, nicht wagerecht, sondern senkrecht, wegen «der Durchbohrung, durchschnitten sind; die Franzosen nennen «dergleichen Steine Pierres» (nicht so, sondern Sardoines oder Agates) «barrées, daher denn bei den mehresten ihre Lagen «nur in schmalen Durchschnitten zum Vorschein kommen». Unter solchen Gemmen meint also Hr. Brückmann, wie aus der Natur der Sache folgt, entweder geschliffene, oder tiefgeschnittene Steine. Auf beide aber passt seine Bemerkung ganz und gar nicht. Denn alle durchbohrten Gemmen der Alten aus Sardonyx, dessen Lagen senkrecht durchschnitten, sind ohne Ausnahme von Scarabäen abgesägt. Die Scarabäen waren durchbohrt, und das Loch immer so nahe an der untern geschnittenen Fläche, dass nur an sehr wenigen, die Rinne desselben ohne den Stein zu verderben ganz weggeschnitten werden konnte. Alle Steine also die Hr. Brückmann anführt, sind Abschnitte von Käfern und nicht das wofür er sie hält. Hr. Brückmann mag sich also ja hüten, Bemerkungen Anderer zu commentiren, oder, was noch gefährlicher für ihn sein würde, sie gar weiter ausführen zu wollen. Würde es Hr. Brück-

mann einer Gemme, wenn sie auch nicht die geringste Spur des Käfers und kein Zeichen der ehemaligen Durchbohrung besitzt, ansehen können, ob sie zu einem Käfer gehört habe, so würde er seine Bemerkungen sicher nicht hingeschrieben haben. Wenn man so manche treffliche Cameen der Griechen findet, die auf eine dem Steine immer nachtheilige Art durchbohrt sind, so äusserte ich die Vermuthung, dass Griechen und Römer sich eines solchen Frevels sicher nicht schuldig gemacht haben möchten, theils weil der Stein dadurch an seiner Festigkeit verliert, und die Durchbohrung nach dem Schnitt, das ganze Werk hätte zerstören können, theils weil ein solches Verfahren an Cameen völlig überflüssig gewesen sein würde, da die Alten sie in Gold fassten. Diese Bemerkungen machten es mir wahrscheinlich, dass jene Sardonyche anfänglich vielleicht nichts anders als indische Halsbandsteine aus Sardonyx gewesen sein mögen, welche, in einer mit den Schichten parallelen Richtung, durchbohrt waren. An den Käfern aus Sardonyx hingegen durchschneidet die Durchbohrung der Schichten in einem rechten Winkel, und einzelne Käfer, an welchen die Schichten des Sardonyx gehörig horizontal, nicht perpendiculär, liegen, dürfen nicht gegen die grosse Anzahl jener, angeführt werden. Das Loch ist übrigens an den Scarabäen nicht überflüssig, wie an den Cameen, sondern nothwendig, da alle Käfer, griechische sowohl als ägyptische, mit Ausnahme einiger der grössten ägyptischen, durchbohrt sind, um ohne weitere Einfassung, mittelst durchgezogener

wenn die Inder rohe Steine durchbohrt, aber ungeschliffen sollten am Halse getragen haben! Ich spreche von einem der trefflichsten indischen Steine die man sehen kann, von einer seltnen Grösse. Hr. Brückmann spricht von zwei und drei Zoll haltenden Stücken alltäglichen Onychs mit Lagen, Ringen und Zonen, die wer weiss wo gefunden worden sind, und die er auch dem Halbkenner nicht für Steine aus dem Lande wird preisen dürfen, aus dem die Griechen ihren Sardonyx erhielten. Was helfen dem Hrn. L. M. alle Anführungen seiner Mineralien, seiner Quarzkiesel, seiner Sardonyxnieren, seiner Sardernieren, seiner schlechten Carneole, und seiner andern alltäglichen Kleinigkeiten? Auch nicht zu einer einzigen lehrreichen fruchtbaren Betrachtung hat ihn, in seiner ganzen Streitschrift, das Vorzeigen so vieler seiner Stücke geführt. Oder hat der Herr Leib-Medicus vielleicht durch dieses Vorzeigen seiner Steinchen beweisen wollen, wie er zum Schluss seiner Schrift, S. 136. bemerkt: dass «eine Bekanntschaft und Betrachtung der «rohen Steine keine unbedeutende und überflüssige Sache ist»? Bezweckte er dieses, so hat er auch hier das Ziel verfehlt. Wer in gelehrten Untersuchungen über die Steine der Alten, mit gänzlicher Verläugnung aller Ansprüche auf gesunde Beurtheilung, und auf richtige Einsicht in die alten Schriftsteller, in seiner Mineralien-Sammlung herumkramt, und, wenn von den kostbarsten und seltensten Steinen des Orients die Rede ist, Kleinigkeiten hervorzeigt, dergleichen man jetzt bei dem alltäglichsten Mineralienhändler antrifft; wer sogar bei solchem Vorzeigen verräth, dass er kaum die Anfangsgründe der Mineralogie inne hat, der ist der Mann nicht, der meine Untersuchung widerlegen und mich belehren kann. Wie sehr könnte ich den Hrn. Leib-Medicus beschämen, wenn ich seinen vorgeblichen Seltenheiten, aus den Schätzen die ich vor Augen habe, Stücke indischen Onychs von unübertreffbarer Schönheit, deren angeschliffene Flächen siebzehn und mehr englische Zoll Länge und fünfzehn Zoll Breite halten; und Colosse andrer indischen Steine entgegensetzen wollte! Doch wem würde daran etwas liegen, und wer würde an der Beschämung des Herrn Leib-Medicus ein Vergnügen finden? Nur scheint es mir mitleidenswerth, dass Hr. Brückmann in seinem Kleinsinn vermuthet, dass, weil ich solche Sächelchen nicht erwähne, die er beschreibt, und mit

Wichtigkeit preist, diese mir völlig unbekannt und fremde sein müssten, und dass er durch das Vorzeigen dieser alltäglichen Erbärmlichkeiten zu beweisen scheint, dass er die Existenz der Steine indischen Ursprungs, aus für uns jetzt unzugänglichen Gruben, in ihrem rohen Zustande, nicht einmal ahnet!

Ueber die Druckfehler, Zusätze und Verbesserungen.

Die Verbesserung S. 137. des oben nach Verdienst gewürdigten Μορέα, wovon das Morion seinen Namen erhalten haben soll, in Μορον, bei welcher der Hr. L. M. das Ansehen haben will, al[illegible] verbessere er nur einen Druckfehler, giebt uns zwar eine Etymologie, die nicht so sehr abgeschmackt und lächerlich ist, als jene[illegible] um aber als Etymologie gelten zu können, fehlt ihm weiter nichts[illegible] als Alles.

Hr. L. M. **Brückmann** sagt ebendaselbst, «dass die mehrste[illegible] «Feuchtigkeiten die Farbe und den Glanz vieler Edelsteine erhöhen[illegible] «und alsdann das leisten, was die Politur leistet». Das Anseh[illegible] welches einige der weniger harten Steine auf diese Art erhalte[illegible] können, darf nicht mit der Politur verglichen werden, welche de[illegible]n Steine weder eine höhere Farbe noch mehr Durchsichtigheit geb[illegible]en kann. Dass Plin von einem Verfahren spricht, trübere Steine klar[illegible]er und durchscheinender zu machen, und nicht von der unnütz[illegible]en Spielerei, wodurch man in einigen unedlern Steinen auf eine kur[illegible]ze Zeit eine kleine Veränderung zuwege bringen kann, versteht si[illegible]ch auch aus ähnlichen Stellen dieses Schriftstellers von selbst, we[illegible]n man auch dabei die Wahrheit seines Vorgebens eben nicht [illegible]ür ausgemacht annehmen will. Dass Hr. **Brückmann** die Stelle [illegible]es Plin, wo er von diesem Einflusse spricht, welchen einige Feu[illegible]h-tigkeiten, und vorzüglich das Oel, auf die Sarde haben sollen, g[illegible]nz missversteht, habe ich schon oben, zur 28. S. erinnert. Hier s[illegible]tzt Hr. L. M. **Brückmann** S. 137. einen neuen Irrthum hinzu, da[illegible]er glaubt, dass in der Stelle: **nec ullae translucentium tardi**[illegible]s **suffuso humore hebetantur, oleoque magis quam alio** [illegible]i-**quore**, «die Worte: **tardius hebetantur**, deutlich genug sag[illegible]en «sollen, dass die Steine auf kurze Zeit, bis die Feuchtigkeit s[illegible]ch «verlohren, etwas durchscheinender und glänzender, hernach a[illegible]er

«wieder trüber werden». Denn Plin bemerkt in dieser Stelle, dass man am Sard die Wirkung gewisser Feuchtigkeiten, und namentlich des Oels, später erfolgen sehe, als an andern Steinen, welches ein ganz anderer Sinn ist, als der, den Hr. Brückmann darinnen fand.

Was Albrecht Dürer in Thonschiefer mit dem Messer geschnitten, hätte weder S. 88. noch S. 137. in einer Schrift gegen meine Untersuchung angeführt werden sollen, da diese Sache gar nicht hieher gehört. Eben so wenig stehen die bekannten Dinge an ihrem Ort, die Hr. Brückmann über den Labrador S. 137-138. vorbringt, auch scheint mir der Name Pierre de Russie, für den Labrador aus Russland, eben nicht sehr deutlich und bestimmt zu sein.

Die Bemerkungen S. 138. über den getropften Sard stehen hier am unrechten Ort, und enthalten Erscheinungen die den Mineralogen bekannt genug sind. Wollte Hr. L. M. Brückmann eine Widerlegung meiner Schrift liefern, warum bringt er hier fremdartige Dinge vor? Wollte er aber zugleich eine neue Abhandlung über den Sard, den Onyx und Sardonyx schreiben, warum sagt er nichts als schon bekannte Dinge, warum beschreibt er alltägliche Steine, die jedermann kennt, und fast jeder Liebhaber, wenigstens eben so gut als er, in seiner Sammlung besitzt, und warum kennt er so manche merkwürdige Stücke von den beschriebenen Steinen nicht, die man theils im Abend- theils im Morgen-Lande findet, da wir von ihm Wahrnehmungen und Erläuterungen von indischen und kostbaren rohen Steinen nicht erwarten wollen, und nicht erwarten können?

Nachdem man sich mit vielem Ueberdruss durch die 138 Seiten lange Schrift des Hrn. Leib-Medicus hindurchgearbeitet hat, und beim Schlusse alles das gefunden zu haben gesteht, was uns auch schon eine flüchtige Uebersicht der ersten Seiten erwarten liess, scheint Hr. Brückmann, durch den Satz, mit welchem er den Streit beschliesst, mittelst einer jählingen Wendung, dem dankbaren Leser den Rücken zuzukehren, indem er auf eine nicht sehr zweideutige Weise ihn versichert, dass er nur sein Spiel mit ihm gehabt, sich blos als Klopffechter habe zeigen wollen, und dass er viel Lust habe, die richtigere Festsetzung des Onyx und Sardo-

nyx, aus dem Plin, anzunehmen. Könnte man etwas anders glauben, wenn man seine Worte liest S. 138: «Wenn in der Benen«nung Onyx und Sardonyx nicht blos die Benennung der Steinart «enthalten wäre, so hätte die Behauptung des Verfassers der Unter«suchung noch einigen Grund, dass er den Onyx als eine Verbin«dung aus irregulären Sarder und Onyx (sollte heissen, weissen «Stein), und den Sardonyx als eine Verbindung aus regulären «Lagen dieser Steinarten annimmt». Welche Beweise konnte Hr. Brückmann geben, das Onyx weiter nichts als undurchsichtiger weisser Chalcedon sei? Wie kann er hier seinen eignen Behauptungen S. 52-53. und 131. widersprechen, wo er gar nichts von irregulären Figuren wissen, wo er Adern, Flecke und Augen für eben so reguläre Figuren hält, als Schichten und Zirkel, und wo er in Theophrasts und Plins Worten gar eine schmutzige Vermengung, oder Mittelfarbe, finden will? Wie kann er also hier von regelmässigen und unregelmässigen Figuren sprechen? Sind die Aussagen den Theophrast und des Plin nicht völlig klar, und kann man in ihnen etwas anders finden, als ich darinnen fand? Da nun bei dem Hrn. Leib-Medicus die Beschreibungen des Onyx und des Sardonyx in den Alten, nichts gelten, und er geradezu behauptet, der Stein dec Theophrast braun und weiss, und Plin sardfarben und weiss nennen, sei schlechterdings weiss, und der Onyx und Sardonyx des Plin sei völlig einerlei, weil Plin in der Beschreibung des Onyx, eben so deutlich von regulären Verbindungen spreche, als im Sardonyx — warum die Bemerkung: «Wenn in der Benen«nung Onyx und Sardonyx nicht blos die Benennung der Steinart «enthalten wäre, sondern zugleich einer regulären und irregulären «Form oder Lage der Steinart, hätte meine Behauptung noch eini«gen Grund». Nicht doch! Wenn Hr. Leib-Medicus Brückmann bewiesen haben wird, dass Theophrast und Plin gelogen, so mag er sich seines Siegs über mich rühmen, so lange er aber jenen Vorwurf bloss behaupten, aber nicht erweisen wird, so lange erlaube er, dass der gesundere Theil seiner Zeitgenossen die Achtung beiden Schriftstellern, dem Theophrast und dem Plin, ungeschmälert fortdauren lasse, die sie seit so vielen Jahrhunderten genossen haben.

I

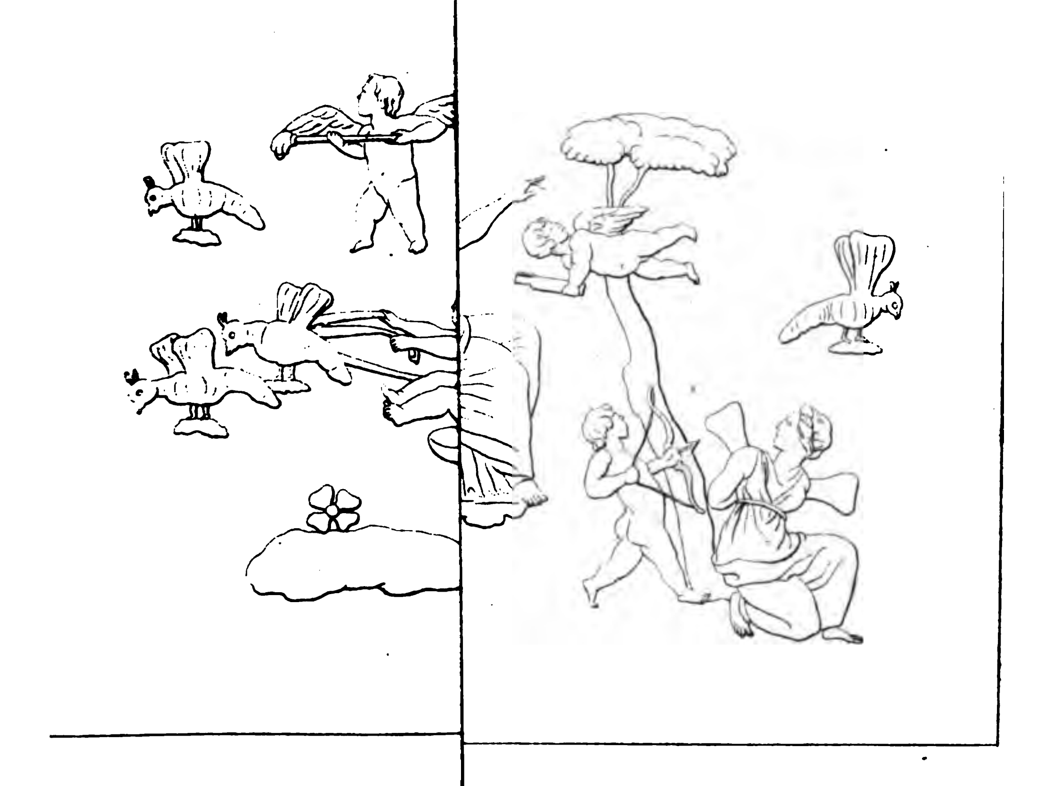


IV



CA

II.



H. K. E. KÖHLER'S
GESAMMELTE SCHRIFTEN

IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

herausgegeben

VON

Ludolf Stephani.

BAND V.

KLEINE ABHANDLUNGEN

ZUR

GEMMEN-KUNDE.

THEIL II.



St. Petersburg.

Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

1852.

H. K. E. KÖHLER'S

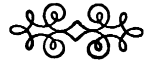
KLEINE ABHANDLUNGEN

ZUR

GEMMEN-KUNDE.

THEIL II.

(Mit 7 Kupfer- und einer lithographirten Tafel.)



St. Petersburg.

Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

1852.

Zu haben bei Eggers et C., Commissionairen der Akademie;
in Leipzig bei Leop. Voss.

(Preis 2 R. 50 Kop. Silb. — 2 Thl. 23 Ngr.)

Auf Verfügung der Akademie.

September 1852.

Fuss,
beständiger Secretair.

VORWORT.

Dieser fünfte Band von Köhler's gesammelten Schriften vereinigt die kleinen Abhandlungen zur Gemmen-Kunde, so weit sie nicht im vierten Bande enthalten sind. Unter diese habe ich auch den Aufsatz Köhler's: Ueber die neue Ausgabe der Werke Visconti's aufgenommen, da das, was daran bleibenden Werth hat, vornehmlich die Besprechung einiger Gemmen ist. Die zweite der hier erscheinenden Abhandlungen hat Köhler bekanntlich auch in einer, im wesentlichen unveränderten, deutschen Bearbeitung herausgegeben. Ich habe die französische, als die Original-Ausgabe, aufgenommen. Die Abhandlung über die etruskischen Käfer-Gemmen erscheint hier zum ersten Male gedruckt. Sie sollte ursprünglich zusammen mit der im dritten Bande der gesammelten Schriften enthaltenen Abhandlung: Ueber die geschnittenen Steine mit den Namen der Künstler den zweiten Band von Köhler's Ausführlicher Anleitung zur genaueren Kenntniss der Gemmen des Alterthums bilden. Dass sie vor dem Jahre 1828 verfasst ist, lehrt ihr ganzer Inhalt. Die epigraphische Einleitung ist daher gegenwärtig ganz veraltet, und auch die chronologische Anordnung der einzelnen Scarabaeen und anderer etruskischer Kunstwerke würde gegenwärtig sehr wesentlicher Modificationen und einer anderen

Begründung bedürfen. Dennoch wird die Abhandlung, welche zum ersten Male fast alle damals bekannten, und eine namhafte Anzahl selbst bis jetzt noch nie besprochener Scarabaeen vereinigt und nach ihren künstlerischen Eigenthümlichkeiten anordnet, Jedem, der sich ernstlicher mit den antiken Gemmen überhaupt, und mit den Scarabaeen im Besondern beschäftigen will, von mannigfachem Nutzen sein, nicht nur durch diese Vereinigung an sich, sondern auch, wie dies bei Köhler's Besprechung antiker Kunstwerke immer der Fall ist, durch feine und treffende Bemerkungen über stilistische Eigenthümlichkeiten, so wie über die Bedeutung manches Bildes. Da diese Arbeit Köhler's hier zum ersten Male im Drucke erscheint, so habe ich ihr die nothwendigsten Zusätze beigefügt, ohne jedoch solche Dinge zu widerlegen, welche gegenwärtig keiner Widerlegung mehr bedürfen, und ohne die inzwischen bekannt gewordenen Scarabaeen einzureihen. Das Letztere wäre nicht möglich gewesen, ohne in Köhler's Arbeit mehr einzugreifen, als dem Herausgeber gestattet sein konnte.

Der Herausgeber.

St. Petersburg,
d. 1. September 1852.

Inhalt.

DESCRIPTION

D'UN

CAMÉE ANTIQUE



MDCCCX

Le superbe camée, gravé sur sardonyx, objet de cette dissertation, présente un sujet très-intéressant, les Ascolies, ou la danse sur l'outre enflée qu'on exécutoit dans les Bacchanales, et qui étoit un des principaux amusemens des Grecs, pendant la vendange [1]). Mr. Raspe a, le premier, publié ce morceau d'antiquité, mais la description qu'il en a donnée n'est pas exacte, et il avoue ignorer le sujet qu'il offre [2]). Ce camée, exécuté à l'époque où les arts avoient atteint, en Grèce, le plus haut degré de perfection, se di-

1) Dans la description manuscrite des pierres gravées, conservées autrefois à Capo di Monte, intitulée: *Catalogo delle pietre originali del Real Museo Farnesiano di Napoli*, ce camée se trouve au no. 2. On en donne l'explication suivante: *Una agata sardonica rappresentante un bagno di Ninfe e Fauni.*

Le catalogue que nous venons de citer, accompagné d'une magnifique collection de pâtes de verre de tous les camées, et de toutes les pierres gravées en creux, qui composent le cabinet Farnese, avoit été offert à Sa Majesté Impériale l'Impératrice-Mère MARIE FÉODOROWNE, par S. M. le Roi de Naples Ferdinand IV. pendant le séjour que Sa Majesté Impériale fit à Naples. Sa Majesté Impériale fit hommage de cette belle collection à l'Impératrice CATHERINE II, Souveraine si illustre par son goût pour les beaux-arts: et depuis ce tems, ces empreintes sont conservées au Palais Impérial de l'Hermitage. Cette collection est composée de 263 camées et de 337 pierres gravées en creux.

2) Voici la description qu'il en donne (Catal. de Tassie, No. 4867. p. 299. pl. XXXIX): «Un Faune descendant d'un roc, soufflant fortement contre une «Nymphe qui semble le prier de quelque chose à genoux, pendant que deux «autres sont en conversation, l'une assise, l'autre debout. Au fond il y a un «autre Faune sur un roc, avec une Nymphe agenouillée, qui a la tête couverte «d'une peau de lion. Belle gravure dont la signification nous est inconnue.»

stingue par la pureté du dessin, et par le goût du travail, autant que par la beauté de la composition. L'arrangement des figures est très-heureux et, par un singulier hazard, le graveur a donné au groupe la forme pyramydale, forme dans laquelle les artistes modernes croyent trouver le comble de la perfection. Ce camée devient plus intéressant encore, par la composition poëtique et très-ingénieuse de ce groupe. Car il ne pourroit pas être plus facile à la jeune fille, accroupie sur le genou gauche, au milieu de ce groupe, de porter sur son épaule droite l'outre enflée, pendant qu'un jeune homme vigoureux s'exerce à danser dessus; qu'il ne l'étoit au satyre, le genou gauche appuyé sur un rocher et la jambe droite étendue et posée sur un plan plus bas, d'enfler davantage cette même outre. Par ce moyen heureux la jeune fille agenouillée et le satyre, au lieu d'être simples spectateurs de la danse, sont mis en action, tandis que le jeune homme [1]), placé au haut du rocher à droite sur ses genoux, et les deux jeunes filles, dont l'une est assise, l'autre debout, sont des accessoires du groupe principal et des parties intégrantes de cette belle composition. Ces deux dernières figures paroissent s'être entretenu de l'adresse de l'ascoliaste. Elles sont presque nues, ainsi que celle qui porte l'outre, car on remarque une draperie légère sur la cuisse de la figure assise, les deux autres portent ce vêtement sur l'épaule. Le satyre, occupé à enfler l'outre, a une peau entortillée autour de son bras gauche; il a l'air de faire les plus grands efforts pour remplir l'outre. Le jeune

de suif ou de savon, objets très-nécessaires dans les Ascolies, comme nous le verrons ci-après.

Les anciens placent l'invention des Ascolies dans les tems très-reculés, où Bacchus donna le cep de vigne à Icarius, à Athènes[1]). La vigne d'Icarius se trouvant dans le meilleur état de culture, un bouc y fit un affreux dégât, en rongeant les boutons et les jeunes rameaux. Icarius irrité de ce malheur, tua le bouc, l'écorcha, et fit de sa peau une outre, qu'il jeta au milieu de ses compagnons en les engageant à sauter dessus: Ἰκαρίου ποσὶ πρῶτα περὶ τράγον ὀρχήσαντο[2]). On dansa sur l'outre, on la foula aux pieds, afin qu'aucune parcelle du bouc ne restât impunie[3]), et cet ennemi déclaré et mortel de la vigne devint la victime ordinaire dans les sacrifices de Bacchus[4]). L'exercice sur l'outre fut, dès-lors, une des principales réjouissances des fêtes solennelles de Bacchus, célèbrées surtout en attique, dans le tems de la vendange[5]).

frontispice, et qui est gravée par Mr. Saunders, professeur à l'université de Vilna, sur un dessin de Mr. C. Vogel.

1) Hygin. Poet. Astronom. L. II. c. 4. p. 426-427. Ed. Stav: *Icarium Erigones patrem dixerunt, cui propter iustitiam et pietatem existimatur Liber Pater vinum et vitem et uvam tradidisse, ut ostenderet hominibus quomodo sereretur, et quid ex eo nasceretur, et cum esset natum, quomodo eo uti oporteret. Qui cum sevisset vitem, et diligentissime administrando floridam falce fecisset, dicitur hircus in vineam se coniecisse, et quae ibi tenerrima folia videret, decerpsisse: quo facto Icarium irato animo tulisse, eumque interfecisse, et ex pelle eius utrem fecisse, ac vento plenum praeligasse, et in medium proiecisse, suosque sodales circum eum saltare coegisse.* — Hygin. Fab. CXXX. p. 233-234: *Cum Liber Pater ad homines esset profectus, ut suorum fructuum suavitatem atque iucunditatem ostenderet, ad Icarium et Erigonam in hospitium liberale devenit. Iis utrem plenum vini muneri dedit, iussitque, ut in reliquas terras propagarent.*

D'après Plutarque, Saturne avoit donné à Icarus le vin et le cep de vigne. D'après le scoliaste d'Aristophane (In Equit. v. 697.) et autres auteurs, Bacchus se refugia chez Icarius, lorsqu'il étoit persécuté par Penthée. Erathosthène, cité par le scoliaste d'Homère de Vénise (In Iliad. X. v. 29.) nous dit, que Bacchus, arrivé en Attique, donna à Icarius le cep de vigne et du vin, et qu'il l'engagea, à faire avec ces dons une tournée dans l'Attique. D'autres écrivains anciens (Virg. Collat. Script. Graecor. illustr. ap. Fulv. Urs. p. 20.) en parlent aussi, mais moins clairement.

2) Eratosth. ap. Hyg. Poet. Astr. L. II. c. 4. p. 427.

3) Serv. in Virg. Georg. L. II. v. 384. p. 196: *Utres vero fiebant ad insultationem etiam mortuorum caprorum, ne quid ex his esset, quod non sentiret iniuriam.*

4) Phurnut. de Nat. Deor. c. XXX. p. 217-218. Gal.

5) Phurnut. L. C. p. 218.

On se servoit ordinairement, dans les Ascolies, d'une outre enflée[1]), comme nous le voyons dans notre camée, où le satyre est occupé à la remplir d'air. On employoit quélquefois aussi des outres remplies de vin[2]), mais rien ne nous autorise a supposer qu'on fit cet exercice avec des outres remplies d'huile, comme le croyoit l'abbé Winkelmann[3]). Il est vrai que ces outres, enflées ou remplies de vin, furent toujours ointes d'huile ou de savon[4]). Celui qui ce tenoit sur l'outre avec le plus d'adresse, et sans glisser, gagnoit le prix; mais on rioit et on se moquoit des mal-adroits, qui se laissoient tomber[5]). Virgile fait mention de ce divertissement des vignerons attiques, dans les vers suivans[6]):

Thesidae — — — inter pocula laeti
Mollibus in pratis unctos saluere per utres.

On voit le bouc conduit à l'autel de Bacchus, pour y être immolé, sur plusieurs monumens de l'antiquité. Le cabinet impérial de Russie possède un beau camée, inédit jusqu'à présent, sur lequel est gravé un vieux silène, portant cette victime.

La danse sur l'outre fut nommée ἀσκωλιασμὸς et ἀσκωλιάζειν. Les Grecs donnoient, de même, le nom d'ascoliasme à un autre exercice, où l'on ne se servoit pas de l'outre, et dont il y avoit plusieurs espèces. Dans la première, les concurrens devoient parcourir une carrière déterminée, en sautant sur un pied seulement.

les sauts de chacun sur un pied, et celui qui en avoit fait le plus grand nombre, gagnoit le prix [1]).

Il étoit prescrit dans ces trois sortes d'ascoliasme, de ne sauter que sur un seul pied [2]), et la même règle s'observoit dans l'ascoliasme véritable, pour sauter sur l'outre huilée. Le scoliaste d'Aristophane [3]) Tzetzes [4]), et Eustathe [5]), l'observent expressément, et il est certain, que c'est de ce saut sur l'outre que le triple exercice, que nous venons de décrire, a reçu son nom. Dans ce dernier on ne sautoit que sur le pied gauche, comme nous le dit Aristote, qui en tire la raison des lois de la mécanique [6]). Cet usage nous autorise à présumer, que le saut sur l'outre enflée, ou l'ascoliasme proprement dit, n'avoit lieu que du pied gauche, parce que l'ascoliasme sans outre, n'étoit qu'une copie du véritable ascoliasme avec l'outre, et que les lois qu'Aristote a citées pour l'un, étoient sans doute communes à l'autre. Le monument précieux que nous expliquons dans cette dissertation, atteste la vérité de cette remarque; car nous y voyons l'ascoliaste posé sur le pied gauche, avec lequel il vient de faire le saut.

Quelque satisfaisante que paroisse l'explication que nous donnons de ce beau camée, où nous avons trouvé représentées les Ascolies attiques, il reste cependant une partie essentielle de notre explication à proposer. Ce camée, déjà précieux parce qu'il est le seul monument de l'antiquité qui nous présente un tableau complet des Ascolies, devient d'un beaucoup plus haut intérêt, si en pénétrant dans la pensée de l'artiste, au lieu d'y voir un tableau de cette fête, nous y trouvons le moment de l'invention même des Ascolies. C'est ce moment, sans doute, que l'artiste grec a représenté ici, avec génie et d'une manière poëtique et sublime. Le jeune homme

1) Poll. Onom. L. IX. c. 7. s. 121. p. 1106-1107. — Zonar. Lex. p. 326. — Eustath. L. C. l. 23.

Eustathe observe, que quelques uns veulent deriver le verbe ἀσκέω du mot ἀσκὸς. Bergler (In Alciphron. L. III. ep. 51. p. 594.) fait sur le mot ἀσκωλιάζω une remarque qui ne nous paroit pas juste.

2) Plat. Sympos. p. 203. Ed. Bip. — Schol. Luc. in Lexiph. p. 178. Ed. Bip. — Aristot. de Incess. Animal. c. IV. p. 157. Ed. Duv. — Hesych. in v. ἀσκωλιάζοντες. — Cf. Interpr. in Tim. h. v. p. 52.

3) 4) 5) LL. CC.

6) De Incess. Animal. c. IV. p. 157.

sur l'outre, est Icarius, la figure de femme à genoux, est Erigone sa fille, et le satyre, occupé à enfler l'outre, est une nouvelle preuve, que les personnages que nous voyons représentés ici, ne sont points des Bacchantes ordinaires, mais Icarius et sa fille qui, favorisés par Bacchus, sont devenus les bienfaiteurs du genre humain, dont le souvenir a été perpétué par la même Divinité, qui les a mis au nombre des constellations célestes, et en l'honneur desquelles les Athéniens ont célébré des fêtes solennelles. Il n'est d'ailleurs point invraisemblable, que l'auteur de la composition que nous voyons sur notre camée, n'eût vu la même scène exécutée dans un drame satyrique. Beaucoup de monumens représentant des objets que les artistes anciens avoient vu sur la scène, n'admettent point d'interprétation certaine, parce que la plupart des productions dramatiques des Grecs sont perdues pour nous [1]).

Les ascolies, inventées par Icarius, firent toujours, dans la

1) Les attitudes, genre de représentations mimiques inventées par Mme Hamilton, sont fréquemment imitées en Allemagne. Dans ces attitudes on représente des sujets tirés de la mythologie, ou de l'histoire ancienne, quelquefois d'après les statues grecques, mais quelquefois aussi d'après les tableaux des grands maîtres. Comme il seroit un peu difficile de copier le groupe d'Erigone et d'Icarius, que nous voyons sur notre camée, on pourroit recommander à l'attention des amateurs des attitudes, la description que nous a donnée Xenophon (Sympos. c. IX. p. 222-223. Ed. Zeun.) d'une scène qu'avoit exécutée une belle fille et un beau garçon, après un repas où Socrate et plusieurs philosophes, avoient assisté, et dans laquelle on représenta l'amour de Bacchus et d'Arianne: Πρῶτον μὲν θρόνος τις ἔνδον κατετέθη· ἔπειτα δὲ ὁ Συρακόσιος εἰσελθὼν εἶπεν, Ὦ ἄνδρες, Ἀριάδνη εἴσεισιν εἰς

suite, partie des fêtes de Bacchus, dont elles étoient le divertissement favori. On célébroit dans l'Attique une autre fête, en honneur d'Icarius et d'Érigone, dont voici l'origine.

Icarius ayant été honoré par Bacchus, à cause de sa justice et de sa piété, d'un présent, consistant dans des ceps de vigne et en vin [1]), remplit de vin ses outres, les plaça sur un chariot, et fit un

1) Voyez not. 2. p. 11.

Hyg. Poet. Astron. L. II. c. 4. p. 427-428: *Alii dicunt Icarium, cum a Libero patre vinum accepisset, statim utres plenos in plaustrum inposuisse, hac re etiam Bootem appellatum: qui cum perambulans Atticorum fines pastoribus ostenderet, nonnulli eorum aviditate pleni, novo genere potionis inducti, somno consopiuntur: atque ut alius aliam se in partem reiiciunt, ut semimortua membra iactantes, alia, ac decebat, loquebantur, reliqui eorum arbitrati venenum ab Icario datum pastoribus, ut eorum pecora abigeret in suos fines, Icarium interfectum in puteum deiecerunt: sed ut alii demonstrant, secundum arborem quandam defoderunt. Qui autem obdormierant, experrecti cum se numquam melius quiesse faterentur, ac requirerent Icarium, ut pro beneficio muneraretur, interfectores eius animi conscientia permoti, statim se fugae mandaverunt, et in insulam Aetolorum (Ceorum) pervenerunt: a quibus ut hospites recepti, domicilia sibi constituerunt.* — Hygin. Fab. CXXX. p. 234: *Icarius, plaustro onerato cum Erigone filia et cane Maera in terram Atticam ad pastores devenit, et genus suavitatis ostendit. Pastores cum immoderatius biberent, ebrii facti conciderunt: qui arbitrantes Icarium sibi malum medicamentum dedisse, fustibus eum interfecerunt.* Poet. Astron. L. II. c. 4. p. 428-429: *At Erigone Icarii filia permota desiderio parentis, cum eum non redire videret ac persequi conaretur, canis Icarii, cui Maera fuerat nomen, ululans, ut videretur obitum domini lachrimari, rediit ad Erigonem, cui non minimam cogitatae mortis suspicionem ostendit: neque enim puella timida suspicari debebat nisi patrem interfectum, qui tot dies ac menses abesset. At canis vestem eius tenens dentibus, perduxit ad cadaver. Quod filia simulac vidit, desperata spe, solitudine ac pauperie obpressa, multis miserata lachrimis, in eadem arbore, qua parens sepultus videbatur, suspendio sibi mortem conscivit. Cui canis mortuae spiritu suo parentavit: nonnulli enim hunc in puteum se deiecisse dixerunt, Anygrum nomine: quare postea neminem ex eo puteo bibisse memoriae tradiderunt. Quorum casum Iupiter miseratus, in astris corpora eorum deformavit. Itaque complures Icarium, Bootem: Erigonem, Virginem nominaverunt, quae a Graecis, quod ante maiorem Canem exoritur, Procyon adpellatur. Alii hos a Libero patre figuratos inter sidera dicunt.* — Hyg Fab. CXXX. p. 234: *Icarium autem occisum canis ululans Maera, Erigonae monstravit, ubi pater insepultus iaceret. Quo cum venisset, super corpus parentis in arbore suspendio se necavit.* — Hyg. Poet. Astron. L. II. c. 4. p. 429-430: *Interim cum in finibus Atheniensium multae virgines sine caussa suspendio sibi mortem consciscerent, quod Erigone moriens erat precata, ut eodem leto filiae Atheniensium adficerentur, quo ipsa foret obitura, nisi Icarii mortem persecuti, et eum forent ulti. Itaque cum id evenisset, ut ante diximus, petentibus eis Apollo dedit responsum: Si vellent eventu liberari, satisfacerent Erigonae. Qui quod ea se*

tour dans l'Attique. Il distribua de son vin aux pasteurs qu'il rencontra. Ceux-ci burent avec tant de plaisir de cette nouvelle liqueur, que plusieurs en devinrent ivres. Ces pasteurs éprouvoient alors, pour la première fois, les effets du vin bu en trop grande

suspenderat, instituerunt, uti tabula interposita pendente, funibus se iactarent, ut qui pendens vento movetur: quod sacrificium solenne instituerunt. Itaque et privatim et publice faciunt, et id Aletidas adpellant: quod eam patrem persequentem cum cane, ut ignotam et solitariam oportebat, mendicam adpellabant, quas Graeci aletidas nominant. — Hyg. Fab. CXXX. p. 234-235: *Ob quod factum Liber pater iratus, Atheniensium filias simili poena adflixit. De ea re ab Apolline responsum petierunt: quibus responsum est, quod Icarii et Erigones mortem neglexissent. Quo responso de pastoribus subplicium sumpserunt, et Erigonae diem festum oscillationis pestilentiae caussa instituerunt, et ut per vindemiam de frugibus Icario et Erigonae primum delibarent: qui deorum voluntate in astrorum numerum sunt relati. Erigone signum Virginis, quam nos Iustitiam adpellamus; Icarius Arcturus in sideribus est dictus; canis autem Maera Canicula.* — Hyg. Poet. Astron. L. II. c. 4. p. 430-431: *Praeterea Canicula exoriens aestu eorum (Ceorum) loca et agros fructibus orbabat: et ipsos morbo adfectos, poenas Icario cum dolore subferre cogebat, eo quod latrones recepissent. Quorum Rex Aristaeus, Apollinis et Cyrenes filius, Actaeonis pater, petit a parente quo facto a calamitate civitatem posset liberare: quem deus iubet multis hostiis expiare Icarii mortem, et ab Iove petere, ut, quo tempore Canicula exoriretur, dies quadraginta ventum daret, qui aestui caniculae mederetur. Quod iussum Aristaeus confecit, et ab Iove inpetravit, ut Etesiae flarent: quas nonnulli Etesias dixerunt, quod quotannis certo tempore exoriuntur, etos enim graece, annus est latine. Nonnulli etiam Aetesias adpellaverunt, quod expostulatae sunt ab Iove, et ita concessae.*

Hygin avoit puisé probablement tous ces détails sur l'histoire d'Icarius, dans un joli et petit poëme d'Ératosthène, intitulé Érigone. Nous en avons cité, page 3, le seul fragment qui, peut-être, existe encore. Hygin l'attribue à Ératosthène, sans nommer ce poëme, dont le souvenir nous a été conservé par Longin (De Sublim. c. XXXIII. p. 121. Ed. Toup).

Voyez sur la fête Alétis, Hesych. in v. Ἀλῆτις et Αἰώρα. — Etymolog. M. in v. Αἰώρα. Sur Icarius et Erigone, voyez les scoliastes d'Homère des manuscrits de Venise (Il. X. v. 29. p. 482.) et de Leyde (Virgil. collat. scr. gr. illustr. ap. Fulv. Urs. p. 29.), ainsi que celui de Germanicus (In Phaenom. v. 332). Aelien en parle aussi (De Nat. Anim. L. VII. c. 28.) mais ni lui, ni Nonnus, qui nous donne une longue description de l'arrivée de Bacchus chez Icarius (Dionys. L. XLVII. p. 1202-1208.) ne parlent de l'invention des Ascolies. Nonnus remarque (L. XLVII. p. 1215. v. 21 — p. 1218. v. 4.) qu'Icarius et Erigone furent mis par Jupiter au nombre des constellations célestes. Ampelius (Lib. Mem. c. II. p. 10-11.) s'accorde avec Hygin, dans l'abrégé qu'il donne de cette histoire. On chercheroit en vain ailleurs, ce que chante Ovide de la passion de Bacchus pour Érigone (Metam. L. VI. v. 125):

Liber ut Erigonem falsa deceperit uva.

quantité. Quelques uns commençoient à parler comme des gens qui ont perdu la raison, d'autres chanceloient ou tomboient par terre, et d'autres encore paroissoient demimorts. Cet accident fit supçonner aux spectateurs de cette scène, qu'Icarius avoit donné du poison à ces pasteurs, pour s'emparer de leur bétail. Ils tuèrent Icarius, et jettèrent son corps dans un puits, ou, selon d'autres, ils l'ensevelirent dans une fosse qu'ils firent près d'un arbre. Cela se passa pendant que les pasteurs, qui s'étoient enivrés, dormoient: à leur réveil, ils avouèrent n'avoir jamais mieux reposé de leur vie. Ils cherchèrent Icarius, pour le recompenser. Mais ils ne retrouvèrent plus leur bienfaiteur. Les meurtriers, tourmentés de remords, avoient pris la fuite, et s'étoient retirés dans une île, probablement celle de Céos, dont les habitans les reçurent amicalement et chez lesquels ils s'établirent.

Érigone, ne voyant point revenir son père, prit la résolution de le chercher. Le chien d'Icarius, nommé Maera, étoit déjà retourné chez Érigone. Ses hurlemens continuels, par lesquels il paroissoit pleurer le sort de son maître, firent conclure à cette jeune fille que l'on avoit tué son père. Elle se mit en route, pour le chercher, ou pour s'instruire de son sort. Le chien Maera la précédoit, et lui montroit le chemin.

Arrivée près du lieu où l'on avoit enterré Icarius, elle y fut conduite par Maera, qui tenoit son vêtement avec les dents, et y trouva le cadavre de son père. La malheureuse Érigone, voyant qu'il n'y avoit plus de bonheur pour elle, se trouvant dans la solitude et dans l'indigence, tomba dans le désespoir, et après avoir amèrement gémi sur le sort de l'auteur de ses jours, elle se pendit au même arbre, au pied duquel il étoit enterré. La fidèle Maera y mourut de tristesse, ou se jetta dans le puits, comme le rapporte une autre tradition. Jupiter, ou selon d'autres Bacchus, touché de compassion, les plaça parmi les astres. Icarius devint le Bootes:

Sive ille Arctophylax, seu Bacchi ob munera caesus
Icarius, ereptam pensavit sidere vitam [1]).

Érigone devint la vierge, et Maera la constellation de la canicule, nommée aussi Procyon, parce qu'elle se lève avant le grand chien.

1) Caes. German. Phaenom. v. 90-91.

Érigone avoit, avant de mourir, prié les Dieux de faire périr, par le même genre de mort qu'elle avoit choisi pour elle-même, les jeunes filles des Athéniens, si ces derniers ne vouloient pas venger la mort d'Icarius, son père. Cette prière fut exaucée : car après sa mort, un très-grand nombre de vierges Athéniennes se pendirent, par mélancolie, et sans aucune autre raison. On s'adressa à l'oracle, pour remédier à ce malheur qui s'étoit répandu dans tout le territoire attique, et Apollon répondit : qu'on devoit appaiser les mânes d'Érigone. Les Athéniens, pour se conformer à cet oracle, inventèrent alors le jeu de la balançoire. On attacha à deux arbres, ou à des poutres, des cordes qui soutenoient une planche, sur laquelle on se plaçoit, pour se faire balancer. On croyoit, dans ce jeu, imiter le mouvement qu'éprouvoit, par le vent, le corps d'Érigone suspendu à un arbre. Ils instituèrent ce jeu, comme une cérémonie religieuse, et ils élevèrent des balançoires dans les places publiques et dans les places privées. Ils nommoient cette fête Alétis, ou les Alétides, parce que en allant seule, avec le chien Macra, à la recherche de son père, Érigone avoit eu l'air d'une femme qui demande l'aumône, femmes que les Grecs nomment Alétides. Cette fête fut nommée aussi Aeora, à cause de l'exercice sur la balançoire. On ordonna, au surplus, d'offrir à Icarius et à Érigone, pendant la vendange, les prémices des vignes.

Quant aux habitans de Céos, chez lesquels les meurtriers d'Icarius s'étoient refugiés, ils furent punis, par une chaleur extraordinaire, que leur causoit la canicule, et par laquelle ils furent privés de tout ce que le terrain avoit produit. Leur roi Aristaeus, fils d'Apollon et de Cyrène, et père d'Actaeon, demanda à son père, comment il pourroit délivrer ses états de ce malheur. Apollon lui ordonna, d'expier, par de nombreux sacrifices, la mort d'Icarius, et de prier Jupiter, de lui donner du vent pendant quarante jours de la saison où la canicule manifestoit son influence. Jupiter exauça sa prière, et le vent qu'il donna, pendant cette saison, fut nommé les Étésies, parce qu'il ne souffle que pendant un certain tems de l'année, ou bien les Aetésies, parce que s'étoit aux instances d'Aristée qu'on l'avoit obtenu.

Outre les balançoires dont nous avons parlé, et qu'on élevoit

pour appaiser le courroux d'Érigone, on suspendoit aux arbres, dans la même intention, des masques que l'on balançoit[1]).

Les Romains avoient adopté cette même fête nommé Alétis, ou Aeora, chez les Grecs, et l'appelèrent Oscilla[2]). Quelques uns, entr'autres Virgile, disent, qu'on la célébroit en l'honneur de Bacchus[3]) :

Et te, Bacche, vocant, per carmina laeta, tibique
Oscilla ex alto suspendunt mollia pinu.

Mais il étoit très-facile de confondre le dieu avec son serviteur et favori. D'ailleurs d'autres auteurs latins n'ont pas manqué de revendiquer cet honneur pour Icarius et Érigone, à qui il appartenoit proprement[4]). Les Romains, en copiant les moeurs et les usages

1) Lactant. in Stat. Theb. L. XI. v. 644: *Pinus autem in qua pependit (Erigone), regionem illam umbra sua vastabat. Ut placaretur exstincta, ora in humanam speciem ipsi formata in eadem arbore suspendebant: et pastorum congressibus cantibusque diem illum celebrem faciebant. Quod Virgilius aliud agendo perstrinxit: tibique oscilla ex alto etc.*

D'après Sevius (In Virg. Georg. L. II. v. 388.) une autre raison donna lieu à la coutume de suspendre des masques aux arbres, et de les balancer; il dit: *ad ostendendam suam devotionem Athenienses, ut etiam in alieno ea quaerere viderentur elemento, suspenderunt de arboribus funem: ad quem se tenentes homines, hac atque illac, agitabantur; ut quasi etiam per aërem illorum (Icarii et Erigonae) cadavera quaerere viderentur. Sed quum inde plerique caderent, inventum est, ut formas, vel personas, ad oris sui similitudinem facerent, et eas pro se suspensas moverent. Unde et oscilla dicta sunt ab eo, quod in his cillerentur, id est, moverentur ora, nam cillere est movere.* Fest. in v. Oscilla: *Nec desunt qui exemplum Graecorum secutos putent Italicos, quod illi quoque, iniuria interfecto Icario, Erigone filia eius dolore impulsa suspendio perissèt.* Cornificius (Ap. Fest. in v. Oscill.) en donnant une étymologie du mot *Oscillum,* remarque que c'étoit l'usage, que ceux qui se balançoient pendant cette fête, portoient des masques: *Oscillantes, ab eo quod os celare soliti personis propter verecundiam, qui eo genere lusus utebantur.* — Cyrilli et Philox. Glossar. p. 162: Προσωπεῖον, *oscilla.*

La tradition suivante, très-différente de celles que nous venons de citer, nous a été conservé par l'auteur de l'Etymologicum M. (in v. Αἰώρα): ἑορτὴ Ἀθηνᾶς, — λέγεται γὰρ Ἠριγόνην τὴν Αἰγίσθου καὶ Κλυταιμνήστρας θυγατέρα, σὺν Τυνδάρεῳ τῷ πάππῳ ἐλθεῖν Ἀθήναζε κατηγορήσουσαν Ὀρέστου· ἀπολυθέντα δὲ, ἀναρτήσασαν ἑαυτὴν, προστρόπαιον τοῖς Ἀθηναίοις γενέσθαι. κατὰ χρησμὸν δὲ ἐπ' αὐτῇ συντελεῖσθαι τὴν ἑορτήν.

2) Fest. de Verbor. Signific. in v. Oscillum. p. 315. Ed. Dac.

3) Virg. Georg. L. II. v. 388-389.

4) Fest. de Verb. Signif. in v. Oscilla. p. 315. l. 17.

des Grecs, tâchoient pourtant assez souvent, d'attribuer à ces institutions une origine romaine. Ce qu'ils firent aussi avec cette fête. On racontoit chez eux[1]), que le roi Latinus avoit disparu après la bataille qu'il livra au roi Mezentius, et l'on déclara, qu'il étoit devenu Jupiter Latiaris. On établit une fête, en son honneur, qui dura six jours, pendant lesquels les hommes libres, et les esclaves, cherchèrent le roi Latinus partout, nonseulement sur la terre, mais aussi au ciel, parce qu'ils croyoient qu'on pouvoit approcher du ciel par le moyen de l'oscillation, c'est-à-dire par le mouvement de la balançoire. Ils regardoient ce jeu, en même tems, comme un tableau de la vie humaine dans laquelle, comme le dit Festus, *altissima ad infimum interdum, infima ad summum efferuntur.* On regardoit aussi ce divertissement, comme un tableau de la première enfance, parce qu'on comparoit le mouvement sur la balançoire avec le mouvement dans les berceaux, et parce qu'on buvoit du lait pendant cette fête, ainsi qu'à cet âge[2]).

Une très-belle gravure antique, sur cornaline, du cabinet du roi de Prusse[3]), publiée de nouveau dans un ouvrage intèressant, parmi les monumens qui représentent Isis[4]), pourroit être prise pour Érigone, assise sur le chien Maera, si le serpent qu'elle tient

1) Fest. L. C: *causa autem eius iactationis proditur Latinus rex, quod proelio, quod ei fuit adversus Mezentium Caeritum regem, nusquam apparuerit, iudicatusque sit Iupiter Latiaris. Itaque per sex eos dies feriatos liberos, servosque requirere eum, non solum in terris, sed etiam quia videretur coelum posse adiri per oscillationem, velut imaginem quandam vitae humanae, in qua altissima* etc. — *Atque ideo memoriam redintegrari initio acceptae vitae per motus cunarum, lactisque alimentum, quia per eos dies feriarum, et oscillis moveantur, et lactata potione utantur.* Varron (Ap. Serv. in Aen. L. XII. v. 603.) remarque: *Suspendiosis, quibus iusta fieri ius non sit, suspensis oscillis, veluti per imitationem mortis, parentari.*

2) La balançoire fut aussi regardée, par les médecins anciens, comme un remède dans différentes maladies. Antyllus (Ap. Oribas. p. 113-116. Ed. Cel. de Matthaei.) en cite plusieurs manières d'employer ce mouvement. Le malade étoit placé sur la balançoire, tantôt assis sur un sopha, tantôt dans sa litière, où il étoit, ou assis, ou couché. Si le médecin trouvoit convenable, de rendre cet exercice plus fort, on plaçoit la balançoire sur un char, qu'on faisoit traîner en même tems qu'on balançoit le malade: ou la balançoire étoit sur un vaissau qui alloit à rames, ou à voiles, selon l'ordre du médecin. Archigènes (Ib. p. 161.) et Hérodote (Ib. p. 292.) ont recommandé ce mouvement en plusieurs maladies.

3) Ex Gemm. et Cam. ant. Monum. ab Aenea Vico etc. No. 7. — Maffei Gemm. figur. — Montfauc. l'Ant. Expl. T. I. P. II. pl. CXC. f. 4.

4) Dactyl. Stosch. T. II. pl. XII. No. 65. p. 28.

à la main, ne lui donnoit une autre signification. Dolce[1]) et Raspe[2]) nomment cette figure Hygie, mais, quoique leur explication ne soit pas dépourvue de probabilité, je partage l'opinion de Winkelmann[3]) et du nouvel éditeur de son ouvrage, M. Schlichtegroll, qui prennent cette figure pour une Isis. Un monument ancien, dont Winkelmann ne s'étoit pas souvenu, cité par Dion-Cassius[4]), appuye cette explication: ce monument représentoit Isis assise sur un chien, et ce groupe avoit été placé, au-dessus du fronton du temple d'Isis à Rome.

En revenant aux ascolies, nous observons que pendant les Anthestéries, fête de Bacchus, on faisoit aussi usage de l'outre enflée, faite d'une peau de bouc, le second jour nommé choae. C'étoit un défi des buveurs. On se plaçoit sur des outres enflées, on sonnoit de la trompette, et celui qui avoit vidé, le premier, une mesure nommée choevs[5]), recevoit de l'archonte-roi, qui dirigeoit cette fête[6]), une couronne et une outre remplie de vin[7]).

On trouve l'origine de ce combat indiqué dans un fragment de Phanodème[8]) et dans un passage de Suidas[9]). On raconte qu'Oreste arriva à Athènes, après le meurtre de sa mère, au moment qu'on

1) Descr. Istor. del Mus. di Denh, T. I. p. 118. No. 62.

2) Catal. de Tassie, No. 4134. p. 259.

3) Descript. du Cab. de Stosch. p. 16. No. 65.

4) L. LXXIX. p. 10. q. 1358-1359.

5) Quatre Pintes et demie.

6) Aristophan. Acharn. v. 1222. p. 277. et Schol. in h. v. Ed. Kust.

7) Schol. Aristoph. in Acharn. v. 999-1001. p. 271. — Suid. in v. Ἀσκὸν τίλλειν. — Hesych. in v. Ἀσκὸν λήψεται. Phavorin. in v. Ἀσκὸς. — Mich. Apostol. Adag. L. IV. c. 66. p. 50.

D'après le dernier auteur ἀσκὸν λήψεται étoit un proverbe avec lequel on encourageoit à se distinguer. Verwey n'avoit pas compris le passage d'Hésychius que nous avons cité, et qu'il a voulu corriger. Il s'est trompé aussi, en croyant que les compétiteurs étoient placés sur des outres remplies de vin: le scoliaste d'Aristophane remarque pourtant, que c'étoient des outres enflées. Il se trompe encore quand il croit, que les compétiteurs devoient vider une outre, car les auteurs cités plus haut ne parlent point d'outres que les concurrens tenoient en main, ils rapportent au contraire, que cette fête, nommée Choae, avoit reçu ce nom d'une mesure qu'on y devoit vider. Tzetzes (Chil. VI. v. 879. p. 116.) parle aussi de ce combat des buveurs.

8) Ap. Athen. Dipnos. L. X. c. 49. p. 101-102. Ed. Schweigh.

9) In v. Χόης.

y célébroit la fête de Bacchus, nommée les Lénaees[1]). Pandion qui, selon Suidas[2]), régnoit alors à Athènes, voulant éviter qu'Oreste, souillé du sang de sa mère, ne bût dans la même coupe que les autres conviés, puisqu'il ne pouvoit pas participer aux libations qu'on offroit aux dieux[3]), avant de boire, fit donner à chacun des conviés une coupe à part et leur défendit d'en changer. Les conviés, ne se servant pas, de cette manière, d'une coupe commune, comme c'étoit l'usage ordinaire, restèrent sans souillure, et Oreste ne put se plaindre d'être exclu de la cérémonie. Phanodème fait mention de plusieurs autres particularités, qui furent alors observées, et il nomme, avec plus de justesse, le roi Démophon[4]), sous le règne duquel Oreste arriva à Athènes, pour se faire juger par l'Aréopage[5]). Aussitôt que Démophon, dit-il, eut appris l'arrivée d'Oreste, il ordonna de fermer les temples, et de donner à chacun des conviés une coupe de vin, et à celui qui la videroit le premier, un gâteau : il défendit en même tems, de consacrer dans les temples, après ce combat, les couronnes dont les buveurs étoient ornés. En conséquence, les conviés gardèrent leurs couronnes, en ornèrent les coupes, se rendirent à Limnae, pour y finir le sacrifice, et y remirent ces couronnes aux prêtresses de Bacchus[6]).

1) Les Lénaees, fète de Bacchus, se célébroient dans le mois d'Anthestérion, d'où elles avoient pris aussi le nom d'Anthestéries. C'étoit d'ailleurs une seule et même fete, avec celle nommée Choae. (Cf. Phot. Lexic. in v. Τὰ ἐκ τῶν ἁμαξῶν. — Ruhnken. Not. in Hesych. L. C. ad calc. Vol. II. p. 999. Ed. Alb.)

2) In v. cit.

3) Voici ce que dit Aeschyle de ceux qui avoient été souillés du sang de leurs parens (Choephor. v. 289 - 294):

— τοῖς τοιούτοις οὔτε κρατῆρος μέρος
Εἶναι μετασχεῖν, οὐ φιλοσπόνδου λιβός,
Βωμῶν τ᾽ἀπείργειν οὐχ ὁρωμένην πατρὸς
Μῆνιν. δεχεσθαι δ᾽οὔτε συλλούειν τινά
Πάντων δ᾽ἄτιμον κἄφιλον θνήσκειν χρόνῳ,
Κακῶς ταριχευθέντα παμφθάρτῳ μόρῳ.

4) Plutarque (Conviv. Quaest. L. I. qu. 1. c. 2. p. 476. et L. II. qu. 10. c. 1. p 611. Ed. Wytt.) et le scoliaste d'Aristophane (In Acharn. v. c. et in Equit. v. 95. parlent aussi de l'arrivée d'Oreste chez Démophon. Suidas et autres auteurs anciens, placent cet événement sous le règne de Pandion, erreur très-pardonnable vu l'incertitude de l'ancienne histoire d'Athènes.

5) Pausan. Att. c. XXVIII. §. 5. p. 108. — Tzetz. in Lycophr. v. 1374. p. 171.

6) Demosth. ctra Neaer. p. 571 - 592. Ed. Tail. — Hesych. in v. Γεραραί. — Thucyd. L. II. c. 15. p. 29.

On portoit les outres dans les cérémonies, durant les fêtes de Bacchus[1]), usage auquel Anacréon paroît faire allusion dans un de ses poëmes[2]). Cette fonction de porter les outres, doit avoir été très-honorable, puisqu'on ne choisissoit les Ascophores que parmi les citoyens, et que ceux qui ne l'étoient pas étoient chargés de porter le van mystique et des vases d'argent ou de bronze en forme de canots, remplis de miel et de gâteaux, destinés pour le sacrifice, et leurs filles les vases à eau et les parasols. Ceux-ci étoient appelés Scaphéphores, et habillés de tuniques rouges, tandis que les Ascophores n'avoient, pour le vêtement, de règle que leur volonté[3]).

L'abbé Winkelmann a cru voir, au lieu de bandelettes, des outres attachées aux thyrses[4]), et aux anses d'un vase[5]). Toute notre attention sur cet objet, et les monumens de l'antiquité que nous avons pu observer, nous font croire, que les outres de l'abbé Winkelmann, assez différentes des bandelettes ordinaires, sont des boyaux des victimes remplis de vin; on y voit même toujours les bouts du fil avec lequel ils sont liés.

Quand on faisoit une outre, on réservoit la peau d'un pied du bouc, pour servir d'ouverture; on coupoit les autres pieds, et on en fermoit la place par une couture. De là la dénomination de pied de l'outre, appliquée à son ouverture[6]). L'outre recevoit ainsi une forme très-commode, le pied servant à la remplir et à la vider.

1) Suid. in v. Ἀσκὸν τίλλειν. — Etymol. M. in v. Ἀσκὸς.

2) Od. XXXVIII. v. 3-4:

Κἂν δεήσῃ με χορεύειν
Σκῆπτρον ἔχω τὸν ἀσκόν.

On doit ajouter à ce passage les derniers vers de la même ode:

Σειληνὸν ἐν μέσοισι
Μιμούμενος χορεύσω.

3) Suid. in v. c. — Harpocrat. in v. Σκαφηφόροι. — Phot. Lex. in vv. Σκάφας, Σκαφηφορεῖν, et Σκαφηφόροι.

4) Descript. des pierr. grav. de Stosch. p. 231. no. 1445.

5) Ibid. p. 497. no. 150.

Voyez Peintur. de Vas. Ant. expliqu. par Mr. Millin et publiées par Dub. Maisonneuve, T. II. pl. 7. et 21.

L'opinion de Winkelmann a paru douteuse à Bossi (Gemme Incise, T. I. p. 73. no. 1).

6) Poll. Onom. L. II. c. 4. s. 196. p. 249. — Schol. Eurip. in Med. v. infr. c. — Herod. Eut. c. CXXI. p. 417. Uran. c. XXXI. p. 430. Ed. Schaef.

Cette partie se distingue clairement sur notre camée; le satyre l'a approchée de sa bouche, pour enfler l'outre nous explique le sens de l'oracle donné à Aegée, roi d'Athènes, qui lui avoit demandé, comment il pourroit avoir des enfans. L'oracle lui répondit: «ne «délie point le pied de l'outre, que tu ne sois arrivé aux champs «fertiles d'Athènes»[1]). Sur un vase peint antique[2]), on observe un silène qui porte une outre faite, à ce qu'il paroît, d'une peau de cochon, et dont l'ouverture est formée par le cou de l'animal, et non pas par le pied, comme on le trouve ordinairement.

L'ascoliasme des Bacchanales étoit, comme nous l'avons vu, un jeu qui exigeoit de l'adresse et de l'agilité. Les anciens racontent de Milon de Croton un tour de force, qui ressemble à cet exercice. Il se plaçoit sur un disque oint d'huile d'où on s'efforçoit en vain de le tirer[3]). On trouve aussi de l'analogie, entre le saut de l'outre et un jeu rapporté par Varron[4]), et en usage chez les bergers d'Italie, qui s'amusoient à courir sur des peaux de boeufs imbibées d'huile;

Sibi pastores ludos faciunt cernui.

L'usage de l'outre pour conserver le vin, l'huile, et d'autres substances liquides, est de la plus haute antiquité. L'outre qu'Aeole donna à Ulysse, étoit faite d'une peau de boeuf[5]), et quelques uns ont cru qu'elle avoit été faite d'une peau de dauphin[6]). Cette dernière opinion a pu faire naître la croyance, que celui qui possédoit une outre, faite d'une peau de dauphin, pouvoit disposer du vent

1) Eurip. Med. v. 679. et Schol. in h. v. — Plutarch. in Thes. p. 2. — Apollod. L. III. c. 15. s. 6. p. 373:

Ἀσκοῦ τὸν προὔχοντα πόδα, μέγα φέρτατε λαῶν,
Μὴ λύσῃς, πρὶν ἐς ἄκρον Ἀθηναίων ἀφικέσθαι.

Muretus (Var. Lect. L III. c. 14.) a traduit cette réponse de l'oracle de cette manière:

Ne solvas ex utre pedem, qui prominet, ante
Cecropiae pingues quam sis delatus in agros.

2) Peintur. de Vas. Ant. expliqu. par M. Millin et publ. par Dub. Maisonneuve To. II. pl. 47.

3) Pausan. El. II. c. 14. p. 486. — Suid. in v. Μίλων. — Schol. Aristoph. in Ran. v. 55. p. 122.

4) De Vita Pop. Rom. ap. Non. c. I. §. 76. p. 494. in Gothofr. Auctorib. L. L.

5) Hom. Odyss. K. v. 19.

6) Ap. Eustath. in Odyss. L. C. p. 1645. l. 59.

dont il avoit besoin pour son voyage[1]). Homère fait mention d'outres pour conserver le vin, faites de peaux de chèvres[2]), mais dans la suite on se servit de toutes sortes de peaux pour cet usage: on en fit de peaux de chiens, de loups, de chameaux et de léopards[3]). La plus grande outre connue dans l'antiquité, et qui pouvoit servir de pendant à nos grands tonneaux modernes, se voyoit à Alexandrie, dans la magnifique procession ordonnée par Ptolémée Philadelphe[4]). Elle étoit aussi remarquable par sa beauté, que par sa grandeur; car elle étoit faite de peaux de panthères, et contenoit trois mille métrètes ou amphores de vin[5]). Elle étoit placée sur un char de vingt-cinq aunes de long, et de quatorze de large, traîné par six-cents hommes. Il en couloit du vin, pendant tout le tems de la procession.

Spon[6]), et Calvet[7]), ont traité de l'application qu'on a faite des outres, à la musique, par la cornemuse, et à la chirurgie, pour remettre les membres disloqués. On s'en est servi aussi pour traverser les rivières[8]).

D'après l'interprétation ingénieuse de M. Visconti, l'arrivée d'Icarius,

> — *cunctis Baccho iucundior hospes*
> *Icarius, ut puro testantur sidera coelo,*
> *Erigoneque, canisque, neget ne longior aetas*[9]),

à Athènes, se trouve représentée sur plusieurs bas-reliefs antiques, connus sous le nom du repas de Trimalchion[10]). Cette explication est aussi savante que juste, et elle fait attendre avec impatience,

1) Tzetz. in Lycophr. v. 738. p. 106.
2) Il. Γ. v. 246-247.
3) Eust. L. C. p. 1646. l. 10.
4) Athen. Dipnos. L. V. c. 7-8. p. 267.
5) Trois mille métrètes faisoient 36000 choës, ou 324000 livres de vin.
6) Miscellan. Erud. Ant. p. 310.
7) Sur un monument utriculaire. Cette dissertation se trouve traduite en latin dans un petit recueil publié par Martini, intitulé: *Sylloge Monumentorum.*
8) Xenoph. Anab. L. II. c. 4. p. 136. L. III. c. 5. p. 213. — Arrian. Peripl. Mar. erythr. p 157. — Calvet sur un Monum. Utricul.
9) Tibull. L. IV. El. I. v. 12-14.
10) Monum. Ant. du Mus. Napol. T. II. pl. 3. p. 11-12.

par les amateurs de l'antiquité, la dissertation sur ce sujet que M. Visconti leur a promise.

Une belle améthyste antique qui se trouvoit autrefois dans la dactyliothèque du Duc d'Orléans[1]), et qui est aujourd'hui au cabinet impérial de Russie, représente un satyre qui étoffe un bouc. La queue de chèvre de ce personnage mythologique, sembleroit s'opposer à ce qu'il pût être pris pour Icarius, se vengeant du bouc qui avoit dévasté sa vigne. Cependant ce sujet se trouvant répété sur plusieurs autres pierres[2]), où la même figure ne porte point cet attribut, nous n'hésitons pas, à penser que ces monumens offrent la figure de ce fameux Athénien.

Le seul monument, représentant les ascolies, que les antiquaires aient connu, avant la publication de notre camée, se trouve dans la collection de Steffanoni[3]), collection peu nombreuse, mais si belle que nous doutons, que les amateurs les plus riches de notre tems, puissent en former une pareille. Ce cabinet fut dispersé, après la mort du possesseur, et on ne sait, ce que la pierre des ascolies est devenue, et si Gorlée, qui l'a publiée aussi, en étoit devenu le possesseur, ou s'il n'avoit qu'une copie. On voit sur cette jolie pierre, trois silènes couronnés de lierre, dont celui du milieu est placé avec les deux pieds sur une outre. Par son attitude courbée, et par l'action des mains qu'il avance vers le silène en face de lui, on voit qu'il craint de tomber. Ses compagnons paroissent très-attentifs, à ce qu'il ne se fasse aucun mal, en cas

cienne estampe de la pierre de Steffanoni, a été copiée dans plusieurs ouvrages, et, entr'autres, dans ceux de Jérôme Mercurialis [1]), Licetus [2]), Gorlée [3]), Maffei [4]), Montfaucon [5]), Lami [6]), Sandby [7]), et Raponi [8]).

Un satyre debout avec le pied droit sur une outre, et tenant un vase à vin, se trouve gravé sur une cornaline du cabinet du Roi de Prusse [9]). Cette pierre est le seul monument connu qui porte ce sujet. L'abbé Winkelmann n'a pas été heureux dans l'explication de cette cornaline, en y trouvant les ascolies attiques, où il n'étoit point question de boire. Elle représente plutôt la scène qu'on voyoit se répéter, de tous les côtés en Attique, le second jour des Anthestéries, nommé choae, et dont il a été question plus haut.

Des figures qui portent des outres, se trouvent représentées sur plusieurs monumens de l'antiquité. Les anciens possédoient la statue de Pan, portant une outre, faite par Praxitèle [10]). Dans la Villa Borghese on a vu le génie de Bacchus assis, s'appuyant sur une outre [11]). Une statue de silène, debout, au Musée Napoléon [12]), et un silène de bronze, assis, au Musée d'Herculanum [13]), représentent ce demi-dieu s'appuyant sur une outre. Le même musée

1) De Arte Gymnast. L. II. c. II. p. 164.
2) Hieroglyph. sive Ant. Schem. Gemm. Annular. Sch. XXX. p. 258.
3) Dactylioth. T. II. no. 508.
4) Gemme Ant. figur. To. III. tav. 48.
5) L'Antiqu. Expl. Supplem. To. III. pl. CLXX. no. 1.
6) Meurs. de Lud. Graec. in Opp. To. III. col. 1057.
7) Virgil. Opp. Lond. ap. Sandby. 1750. 8. To. I. p. 65. tab. 13. no. 2.
8) Thesaur. Gemmar. tab. XI. f. 14.
9) Winkelm. Descr. des Pierr. Grav. de Stosch. p. 245. no. 1520.
Tous les amateurs de l'antiquité désirent, que l'entreprise de graver toutes les pierres du cabinet de Stosch, soit bientôt continuée. Ce sera un ouvrage précieux et classique pour l'étude des antiquités, surtout si, dans la continuation, les pierres sont dessinées de la même grandeur que celles qui se trouvent sur les premières planches du second tome. Les dernières planches renferment trop d'objets, les pierres y sont dessinées avec moins d'exactitude, et dans une dimension beaucoup trop petite.
10) Epigr. Anonym. CCCXV. in Br. An. T. III. p. 218.
11) Scult. della Villa Borgh. St. III. no. 7.
12) Monum. Ant. du Mus. Napol. To. II. no. 11. p. 29.
13) Bronzi d'Ercol. Vol. II. tav. XLV.

possédoit un silène à cheval sur une outre[1]), un satyre, tenant dans une main une outre, et dans l'autre une corne à boire[2]), et deux satyres, portant des outres sur le dos[3]). On peut citer encore une lampe antique, représentant un satyre qui tient à deux mains, une outre posée sur ses épaules[4]), et quelques figures d'enfans, qui portent le même objet[5]). Un bas-relief, publié par Gori[6]), nous représente silène couché, appuyant sa tête sur une outre, et en tenant une autre dans sa main. Des satyres et des bacchantes qui portent des outres, ou qui en versent du vin, se rencontrent sur des bas-reliefs[7]), sur des pierres gravées[8]), et sur des médailles[9]).

1) Ibid. Vol. II. tav. XLIV.

2) Bayardi Catal. no. 680. p. 412.

3) Bronzi d'Ercol. Vol. II. tav. XLVII.

4) Montfauc. l'Ant. Expl. To. V. P. II. pl. CLXXIV. f. 4. — Bartoli Luc. fictil. P. II. no. 23.

5) Mus. Kircher. tab. X. no. 2. — Montfauc. L. C. pl. CLXXIV. f. 3.

6) Inscr. per Hetr. Urb. extant. To. II. p. 105.

7) Gori L. C. To. II. p. 109. — Venuti Diss. sopra un ant. Bassoril. v. Saggi di Cortona, T. I. p. 87.

8) Ebermayer Gemm. Tab. VI. no. 5. 6. — Raspe Cat. de Tassie, no. 4768. 4769. p. 295. — Lipp. Dactyl. Supplem. No. 284. — Dolce Descr. Istor. del Mus. di Denh, To. II. p. 11. no 13. — Bossi Gemme Inc. To. I. p. 71. tav. I. no. 5.

On peut citer encore un satyre portant une outre, gravé sur une cornaline de l'ancien style, que Caylus a publiée (Rec. d'Antiquit. To. III. pl. XX. fig. 3. cf. T. V. p. LVIII.) mais dont il n'a donné aucune explication.



MÉMOIRE

SUR

UN CAMÉE

DU

CABINET DES PIERRES GRAVÉES

DE

S. M. I. L'EMPEREUR

DE TOUTES LES RUSSIES

ET

SUR QUELQUES PORTRAITS ANTIQUES

DE

JULIA AUGUSTA.

—

Avec 3 planches.

(St.-Pétersbourg 1810.)

L'EXAMEN attentif d'une nouvelle collection dont a été enrichi le cabinet des Antiques au Palais Impérial de l'Hermitage [1]), a donné lieu au mémoire que nous publions. Les recherches que nous avons été dans le cas de faire, nous ont mis à même de relever les erreurs adoptées jusqu'à présent au sujet d'un monument célèbre de l'art glyptique des anciens, et d'expliquer un autre monument non moins intéressant, mais sur lequel on n'a hazardé encore aucune opinion.

Peu de camées ont autant de réputation que celui connu sous le nom de l'Apothéose d'Auguste, et qui se trouve dans le cabinet Impérial de Vienne [2]). Il paroîtra peut-être assez singulier qu'un monument qui, depuis plusieurs siècles, a fixé l'attention de toutes les personnes qui s'occupent d'antiquités, n'ait été expliqué que d'après des opinions erronées. Le sujet qu'il représente est cependant, comme l'a remarqué l'abbé Ekhel [3]), beaucoup plus clair et

1) Cette collection est celle qui a été envoyée en 1808 par Sa Majesté l'Empereur d'Autriche à Sa Majesté l'Impératrice Marie-Féodorowne, et qui est composée des empreintes des toutes les pierres gravées du cabinet Impérial de Vienne, au nombre de 262 camées, et de 949 pierres gravées en creux. La plupart sont encore inédites, et ne se trouvent décrites que dans le catalogue manuscrit qui accompagne la collection.

2) Voyez Planche III. Les gravures qu'ont données de ce camée Lambeccius, Rubens et Ekhel étant très-imparfaites, principalement dans les têtes d'Auguste, de Tibère et de Germanicus, l'estampe ci-jointe a été gravée d'après un nouveau dessin dans lequel on a tâché de rendre ces physionomies avec plus d'exactitude.

3) Choix des pierr. grav. du Cab. Imp. p. 7: «ce qui prouve dans la nôtre «un mérite de plus, la clarté du sujet.»

plus simple que celui du grand camée de Paris, et ce dernier a été bien expliqué, quoique la multiplicité des figures qui s'y trouvent ait aussi donné lieu à plusieurs opinions différentes. On est surpris que parmi un si grand nombre de savans qui ont décrit ce chef-d'oevre de l'art glyptique, et qui en ont donné des gravures assez exactes, comme Peiresc[1]), Albert Rubens[2]), Maffei[3]), Gori[4]), Lambeccius[5]), Nessel[6]), Kollar[7]), Baudelot de Dairval[8]), Charles Patin[9]), Le Roi[10]), Montfaucon[11]), Stosch[12]), Morell[13]), Ma-

1) Vita Peirescii autore Gassendo, L. III. p. 111.

Peiresc mérite d'être nommé ici le premier, parce que c'est lui qui fixa l'attention des savans et des artistes sur les deux fameux camées de Paris et de Vienne. Il ne croyoit pas que la figure de femme assise près d'Auguste représentât Livie, mais il se trompa sous plusieurs autres rapports, comme on peut le voir par les paroles suivantes de Gassendi: «*Ita videtur in his figuris repraesentari* «*Augustus habitu Iovis Olympii una cum Dea Roma habitu Iunonis Argivae; appa*«*rentque aliunde Iupiter et Iuno abeuntes locum cedere; itemque signum scorpii con*«*trahere brachia, caeteraque huiusmodi.*»

2) De Re Vestiar. p. 212. — Dissert. de Gemm. Tiber. in Graev. Thes. Ant. Rom. To. XI. p. 327.

3) Famoso e incomparabil cameo nella Galeria dell' Augustiss. Imperad. v. Osservaz. Letterar. T. II. Art. XI. p. 376. — Museum Veron. p. CCXLV.

4) Risposta di Fr. Ant. Gori al Sign. M. Maffei. in Firenze 1739.

5) Commentar. de August. Biblioth. Caes. Vindob. To. II. p. 1000.

6) Append. Catal. p. 179.

7) Annal. Vindob. To. I. p. 1020.



riette[1]), Brown[2]), Eccard[3]), Christ[4]), Winkelmann[5]), Gaetani della Torre[6]), Ekhel[7]), Böttiger[8]), Millin[9]), Meermann[10]), Fischer[11]), Gerning[12]), Gurlitt[13]), Veltheim[14]), Siebenkees[15]), Murr[16]), et plusieurs autres qui en ou fait mention, on trouve les plus habiles et les plus célèbres connoisseurs de médailles antiques, auxquels certainement les physionomies des personnes qui appartiennent à la famille d'Auguste ne pouvoient pas être inconnues.

On doit observer, que c'est par erreur que tous les antiquaires, et Ekhel lui-même, ont cru que le sujet du camée de Vienne étoit l'apothéose d'Auguste; cette dénomination ne peut nullement lui convenir, et elle n'appartient qu'au camée de Paris. C'est sur celui-ci que l'on voit réellement cette apothéose. Auguste y est représenté déifié et entouré de toute sa famille. Sur celui de Vienne, au contraire, rien n'indique une apothéose; le véritable sujet que nous y reconnoissons est: «la gloire d'Auguste au moment du tri«omphe de son fils et de son petit-fils.» L'artiste qui s'étoit proposé de rendre cette idée, a représenté la mère des Dieux posant

1) Traité des Pierr. grav. p. 351.

2) Reisen durch Niederl. Teutschl. Hung. u. s. w. XI Kap. S. 248. der deutsch. Uebersetz.

3) De Origine Germanor. p. 272. tab. XVII.

4) Ueber Literat. und Kunstwerke, S. 292.

5) Versuch einer Allegorie, IV. Kap. S. 88.

6) Ossesvaz. sopr. un ant. Cameo scritte al Princ. Lancel. Castelli di Torremuzza. v. Opusc. di Aut. Sicil. To. XIX. p. 311 — 331.

7) Choix des pierr. grav. pl. I. p. 1-13. — Section III. No. 5. du catalogue manuscrit des Pierr. Grav. du cab. imp. de Vienne.

8) Ueber die Aechtheit und das Vaterland der antiken Onyx-Cameen, S. 9.

9) Introduct. à l'Étude des Pierr. Grav. Éd. II. p. 84.

10) Reisen durch Preuss. Oesterr. Sicil u. and. Länd. II Th. S. 132.

11) Reise durch Oesterr. Ung. Steierm. I. Th. S. 98.

12) Reise durch Oesterreich und Ital. I. Th. S. 65.

La manière dont ce voyageur fait mention de notre camée est remarquable; il dit: «*Die Patera mit der Apotheose des Augusts und der Livia ist der «grösste Camee den man kennt.*»

13) Ueb. die Gemmenkunde, S. 23.

14) Etwas üb. die Onyxgeb. des Ctesias, S. 75. und in der Samml. sein. Aufsätze, Th. II. S. 262.

15) Handbuch der Archaeologie, II. Abth. S. 473.

16) Biblioth. Glyptograph. p. 262. — Biblioth. de Peint. Sculpt. et Grav. p. 386. et 396.

une couronne de lauriers sur la tête d'Auguste assis et à moitié nud. Germanicus est debout près de lui, et Tibère, un peu plus éloigné, descend d'un char de triomphe. Il étoit inutile que l'artiste représentât les principaux personnages de la famille d'Auguste sous l'emblême de quelques Divinités, ou avec des attributs allégoriques, et c'est par cette raison que le graveur de notre camée ne l'a pas fait.

L'erreur où l'on est tombé dans l'explication du câmée de Vienne vient surtout de ce que tous ceux qui l'ont publié, ont cru y voir Livie assise à côté de son époux, sous la figure et avec les attributs de la Déesse Rome. Mais ils n'ont pu alléguer aucune raison qui motivât cette opinion; et l'inspection de la gravure dans l'ouvrage d'Ekhel, ainsi que de celles faites d'après des dessins antérieurs, nous prouve que les traits du visage de la Déesse Rome n'ont rien que d'idéal. La physionomie si caractéristique de Livie auroit été impossible à méconnoître, même si ses traits n'avoient été que foiblement indiqués. Avec quelle vérité, par exemple, cette princesse ne se trouve-t-elle pas représentée sur le fameux camée de Paris! L'artiste du camée de Vienne connoissoit trop bien les convenances, pour ne pas savoir que la présence de l'épouse d'Auguste étoit superflue dans le moment qu'il avoit choisi, et que la place à droite de l'empereur ne pouvoit appartenir à une princesse qui ne fut déclarée Augusta qu'après la mort de son époux. Sous Tibère, Livie obtint cette dignité, étant mère de l'empereur et veuve d'Auguste déifié: aussi l'artiste qui a gravé le sardonyx de Paris, l'a-t-il représentée assise à côté de son fils. Mais malgré les honneurs que lui prodiguoit alors le sénat romain, malgré le respect et la reconnoissance que lui devoit Tibère, qu'elle avoit placé sur le trône par sa prudence, par des moyens peut-être illicites[1]), et même contre la volonté d'Auguste[2]), elle n'est pourtant assise qu'à la gauche de l'empereur. On ne conçoit pas comment on a pu prendre si long-temps la figure de la Déesse Rome pour celle de Livie, et comment l'abbé Ekhel, dont la critique étoit aussi juste que sévére, a pu adopter cette opinion. Son erreur est d'autant plus surprenante que dans l'explication d'un autre grand camée

1) Dio Cass. L. LVII. c. 12. p. 857. l. 20. Ed. Reim.
2) Dio Cass. L. LVII. c. 3. p. 848. l. 2.

antique du cabinet de Vienne[1]), sur lequel on voit les mémes figures d'Auguste et de la Déesse Rome, tournées vers le côté droit, il n'a pas cru, comme Maffei[2]), que la dernière représentât Livie: il l'a nommèe Rome, et avec raison, quoique cette figure soit, tant à cause des attributs, qu'à cause des traits du visage, absolument la même que celle qui se trouve sur notre grand camée. Ekhel auroit dû trouver Livie sur ces deux camées, ou ne la trouver sur aucun des deux.

Quand on sollicita d'Auguste la permission de lui ériger des temples, il n'accepta cet honneur que sous la condition que ces temples seroient aussi consacrés à la Déesse Rome; et c'est la raison pour laquelle on voit cette Déesse placée à côté d'Auguste sur les camées dont nous parlons.

La figure de femme assise derrière Auguste sur une chaise plus basse, et couronnée de lierre, avoit été prise par Rubens pour la jeune Agrippine. Mais cette opinion est évidemment fausse, quoique plusieurs antiquaires, et Ekhel même, l'aient adoptée. Maffei avoit raison de croire qu'elle représente plutôt la Joie, la Jeunesse ou l'Abondance. En effet, cette figure n'a pas la moindre ressemblance avec Agrippine, ni avec aucune autre personne de la famille d'Auguste. Dans les dix figures qui se trouvent sur ce camée, il n'y a que trois portraits, Auguste, Germanicus et Tibère. Cybèle et Neptune indiquent le pouvoir suprême, sur terre et sur mer, du chef de la république romaine. L'Abondance avec les deux enfans, est l'emblême du bonheur des Romains sous le règne d'Auguste; et la Victoire appartient au char de triomphe dont elle dirige les chevaux. L'auteur de ce camée n'auroit fait que donner une preuve de mauvais goût, si, parmi les figures accessoires qui entourent Auguste, Tibére et Germanicus, il avoit mêlé des portraits et des têtes idéales. Il falloit ou donner à toutes ces figures secondaires et allégoriques des traits de portrait, ou n'en donner à aucune, et c'est le parti qu'il a suivi. Sur le sardonyx de Paris, au contraire, outre la Déesse Rome et les figures qui se trouvent audessous du groupe principal, toutes les figures sont des portraits. Nous y voyons Jules-César, Auguste, Drusus-Germanicus, Ger-

1) Choix des Pierr. Grav. pl. II. p. 14.
2) Osservaz. Letterar. T. IV. art. XI.

manicus, Agrippine et son fils, Livie, Tibère et son fils Drusus, Liville et Antonie.

Il faut observer encore que ceux qui ont parlé du camée de Vienne ne se sont pas assez occupés de rechercher, quel moment on a représenté sur ce sardonyx. Ekhel remarque avec raison que le triomphe de Tibère que nous y voyons représenté, est celui que ce dernier a célébré l'an de Rome 765, deux ans avant la mort d'Auguste. Nous expliquerons pourquoi sur ce camée on voit Germanicus au milieu de Tibère et d'Auguste. Tibère et Germanicus, son neveu qu'il avoit adopté, avoient fait avec succès la guerre en Pannonie et en Dalmatie[1]). Germanicus en porta la nouvelle à Rome[2]). Entr'autres honneurs qui furent accordés à Tibère, chef de cette expédition, il reçut ceux du triomphe[3]), et on donna à Germanicus les distinctions du triomphateur sans la procession solennelle[4]). Dans cette circonstance arriva à Rome la triste nouvelle de la défaite totale de Varus en Germanie. La consternation causée par ce funeste événement fit différer le triomphe. Tibère et Germanicus furent envoyés en Germanie pour y calmer les troubles[5]). Ce ne fut qu'à leur retour, deux ans après la campagne de Pannonie et de Dalmatie, que Tibère célébra son triomphe, l'année même où Germanicus étoit Consul. La part que Germanicus avoit eue dans cette expédition de Pannonie, la récompense dont il avoit été honoré, nous expliquent pourquoi il occupe sur le camée de Vienne une place si distinguée. Il nous est très-agréable de pouvoir fixer avec plus de précision le moment représenté sur ce camée. C'est celui où, le char de triomphe étant prêt à tourner et à prendre le chemin du capitole, la Victoire l'arrête par ordre de Tibère, qui en descend pour se prosterner aux pieds d'Auguste[6]).

Avant de passer à l'explication du second camée, nous examinerons encore quelle place doit occuper celui dont nous avons donné l'explication, considéré comme monument de l'art. Malgré

1) Dio L. LVI. c. 12. p. 815-816.

2) Id. Ibid. c. 17. p. 818. l. 79.

3) Id. ibid. l. 82. — Suet. Tib. c. XVII. p. 259. W.

4) Dio L. C. l. 85.

5) Dio L. LVI. c. 25. p. 823. l. 94.

6) Sueton. Tiber. c. XX. p. 262. Ed. Wolf.: *Ac prius quam in Capitolium deflecteret, descendit e curru, seque praesidenti patri ad genua submisit.*

l'extrême beauté de son travail, les éloges que lui ont donnés Maffei[1]) et Mariette[2]) sont un peu exagérés. La conjecture du dernier que cet ouvrage est un de plus parfaits de Dioscoride, est peu fondée. Car les pierres signées par cet artiste[3]), nous donnent une idée si haute de son talent, qu'il y a peu de probabilité que ce camée soit de lui. D'ailleurs il n'est pas vraisemblable que Dioscoride, qui excelloit dans la gravure des pierres en creux, ait possédé la même perfection dans le travail des camées, et principalement dans des morceaux de cette étendue. On peut présumer avec raison que les habiles graveurs grecs établis à Rome dans le siécle d'Auguste, connoissant la difficulté de leur art, n'en cultivoient qu'une seule branche. Si, à défaut de l'original ou d'une empreinte du camée de Vienne, on examine avec impartialité la gravure qu'en a donnée Ekhel dans son ouvrage, on trouvera qu'il lui manque une qualité nécessaire pour la perfection, et que le travail en est devenu froid et sec à cause de l'exécution monotone que l'on remarque surtout dans les draperies, dont les plis sont les mêmes dans les vétemens des différens personnages. Quoique le grand sardonyx de Paris soit très-inférieur à celui de Vienne, sous le rapport du dessin, nous retrouvons pourtant dans celui-ci le style mâle et énergique de l'antiquité, qualité qui manque au premier. Le camée de Vienne prouve évidemment que les artistes du tems d'Auguste, quoique fort habiles encore, commençoient déjà à être maniérés.

Le graveur de l'apothéose d'Auguste représentée sur le camée de Paris, s'est trouvé géné dans l'exécution de son ouvrage, par les différentes couches du sardonyx, et delà il est arrivé que toutes les figures de ce relief sont plattes. L'auteur du camée de Vienne, au contraire, a donné de la rondeur aux figures qu'il a gravées dans le lit blanc de la pierre, au moyen de la couche sardoine qu'il a fait paroître dans les parties profondes, et principalement dans les draperies.

Quoiqu'il paroisse singulier que le chef-d'oeuvre de l'art glyptique conservé au trésor impérial de Vienne, ait été mal expliqué

1) Osservaz. Letterar. T. IV. p. 376.

2) Traité des Pierr. Grav. p. 350.

3) Sur plusieurs des pierres qu'on donne pour des ouvrages de Dioscoride, le nom de cet artiste n'a été gravé que dans le siècle passé.

par les antiquaires célèbres qui en ont traité; il est encore plus étonnant, qu'un portrait antique, un des plus intéressans qui soient venus jusqu'à nous[1]), un portrait historique, si l'on peut s'exprimer ainsi, soit resté sans aucune explication. C'est une figure de femme gravée en relief sur un lit blanc compris entre deux couches de calcédoine, dont l'une a servi à l'artiste pour y former le tambour[2]). Ce camée qui se trouve au cabinet impérial de Vienne est exécuté avec beaucoup de soin, de goût et de délicatesse. L'abbé Ekhel l'a publié le premier, mais il n'en connoissoit pas le sujet; et il avoue qu'il ne veut en hazarder aucune explication[3]). Il est difficile de concevoir, comment la ressemblance frappante qu'ont les têtes sur ce camée avec deux personnages célèbres dans l'antiquité, et dont les portraits sont assez nombreux sur les monumens, a pu laisser dans l'incertitude l'abbé Ekhel sur le sujet de ce sardonyx. Il croyoit que la demi-figure qui porte les attributs de Cybèle représentoit cette Divinité, et ceux qui ne connoissoient ce camée que par la gravure qu'il en a donnée, ne pouvoient pas en deviner le sujet; cette gravure étant foible et infidèle. Nous avons ajouté à cette dissertation une gravure exécutée d'après un dessin très-exact, afin qu'on puisse juger de la justesse de l'explication que nous allons en donner.

Il a été prouvé que la figure représentée sur les deux camées du cabinet de Vienne ne peut pas être celle de Livie, épouse d'Auguste. Mais il devient évident qu'on doit attribuer cette dénomination au dernier camée dont nous venons de parler. Pour se convaincre que la figure qui y est représentée est réellement celle de Livie, il suffit de comparer ce camée, ou même la gravure que nous en donnons[4]), avec les portraits que l'on trouve de cette

1) Voyez planche II.

2) Section II. No. 23. du catalogue manuscrit des pierres gravées du cabinet impérial de Vienne.

3) Choix des Pierr. Grav. du Cab. Imp. *pl.* XII. p. 32: «Je m'abstiens de «hazarder des conjectures sur la tête d'homme en regard, voilée, couronnée de «lauriers et surmontée de trois rayons perpendiculaires, que notre Cybèle tient «dans la main droite. On risque trop de se méprendre sur des symboles si «vagues et indéterminés, qui peut-être ne sont dûs qu'à une fantaisie de l'artiste «ou de celui qui a commandé la pièce.»

4) Voyez planche II.

princesse sur d'autres monumens de l'antiquité [1]). Nous voyons sur ce camée la demi-figure de Julia-Augusta, car c'est ainsi qu'elle fut nommée après la mort d'Auguste, assise sur un trône et ornée des attributs de Cybèle. Elle tient des épis et des pavots dans la main gauche appuyée sur un tympanum ou tambour de basque, sur lequel on voit un lion couché. De la main droite elle soutient un buste d'homme voilé, portant une couronne radiée, et une autre de lauriers. Mais avant de proposer le reste de l'explication de ce camée, il est nécessaire que nous rappelions quelques traits de l'histoire de l'épouse d'Auguste.

On connoît très-peu d'exemples d'un changement de fortune si subit que celui qu'a éprouvé Livie-Drusille. Pendant les troubles civils en Campanie, elle et son époux Tibérius-Claudius-Néron, préfet d'une ville dans cette province, prirent la fuite avec leur fils Tibère qui avoit alors deux ans, et allèrent chercher un asyle chez L. Antonius. Immédiatement après la bataille de Philippi, Drusus-Livius, père de Livie, s'étoit tué lui-même de désespoir [2]). Mais la situation malheureuse et pénible de cette famille changea bientôt; car Livie qui avoit fui Octavien devint son épouse, et le décida à choisir Tibère pour son successeur [3]): voici de quelle manière.

Deux ans après que Livie et son époux eurent quitté l'Italie, Auguste les rappela, et il devint bientôt amoureux de la belle Livie [4]). Quoique tous les portraits de cette princesse conservés jusqu'à nous, la représentent dans un âge mûr et même très-avancé, on voit cependant qu'elle étoit dans sa jeunesse d'une beauté peu

1) Les têtes des femmes voilées qu'on a cru être celle de Livie et qui se trouvent dans plusieurs collections de pierres gravées, comme celle de France (Mariette Pierr. Grav. II. Part. no. 53. 54.), ne doivent pas être attribuées à cette Princesse, parce qu'elles n'ont aucune ressemblance avec elle. Ce sont des têtes de Vesta, de la Piété, ou des portraits inconnus.

2) Dio L. XXXXVIII. c. 54. p. 560. l. 48. — Vellei. Pat. L. II. c. 71. §. 2. p. 310-311. Ed. Kraus.

3) Dio L. XLVIII. c. 15. p. 537. l. 44. — Vellei. L. II. c. 75. §. 2. p. 320: *Quis fortunae mutationes, quis dubios rerum humanarum casus satis mirari queat? quis non diversa praesentibus, contrariaque expectatis aut speret aut timeat? Livia etc.*

4) Tac. Annal. L. V. c. 1. p. 535. Ed. Gronov. — Sext. Aur. Vict. Epit. c. I. p. 456. Ed. Arnz.

commune. Auguste, après avoir été son amant pendant quelque tems[1]), l'épousa, et ce fut son époux même, Lucius-Drusus, qui la fiança à ce prince, et lui tint lieu de père[2]), comme c'étoit la coutume de ce tems. Elle avoit alors dix-neuf ans et Auguste vingt-cinq[3]). Livie se trouvant enceinte, il fallut interroger le collège des prêtres, pour savoir si on pouvoit, dans cette circonstance, conclure le mariage[4]). La réponse de ce collège étoit aussi contraire aux moeurs et aux usages, qu'elle étoit digne de l'adulation la plus basse envers le chef de l'état[5]). Les prêtres répondirent: que si la grossesse de Livie eût été douteuse, on auroit dû différer le mariage, mais qu'on pouvoit le conclure, puisqu'il étoit certain qu'elle étoit enceinte[6]). Trois mois après leurs nôces, Livie mit au monde Néron-Claudius-Drusus. Auguste l'envoya à son père[7]), quoiqu'on soupçonnât que cet enfant fût le fruit de la liaison qu'il avoit eue avec la mère lorsqu'elle vivoit encore avec son premier époux[8]). Elle vécut toujours avec Auguste dans l'union la plus parfaite et la plus intime; par sa prudence et par sa condescendance[9]) elle savoit tout obtenir de lui[10]).

Auguste de son côté ne laissa échapper aucune occasion de

1) Sueton. Octav. c. LXIX. p. 379. Ed. Burm.

2) Dio L. XLVIII. c. 44. p. 560. l. 60. — Vellei. Pat. L. II. c. 79. p. 370.

3) On a remarqué qu'Auguste envoya à Scribonie l'acte de divorce le jour même où elle mit au monde une fille. Cette preuve extraordinaire de froideur et de mécontentement tenoit, sans doute, à des raisons que nous ne connoissons pas bien, et qui peut-être le rendroient excusable. On peut regarder comme une de ces raisons ce que rapporte Suétone (Octav. c. LXIX. p. 194. Ed. Wolf.) que Scribonia témoignoit trop visiblement le dépit que lui causoit la haute faveur dont Livie jouissoit auprès d'Auguste; il ajoute qu'elle étoit fâchée *ob conditiones quaesitas per amicos, qui matres familias et adultas aetate virgines denudarent atque perspicerent, tamquam Thoranio mangone vendente.*

4) Tac. Annal. L. I. c. 10. p. 16. Ed. Brot: *Abducta Neroni uxor et consulti per ludibrium pontifices, an concepto, nec dum edito partu, rite nuberet.* Cf. Dio L. XLVIII. c. 44. p. 560. l. 55.

5) Dio L. C. l. 58: τάχα μέν που καὶ ὄντως ἐν τοῖς πατρίοις τοῦτο εὑρόντες πάντως δ'ἄν, εἰ καὶ μὴ εὗρον αὐτὸ, εἰπόντες.

6) Dio L. XLVIII. c. 44. p. 560. l. 55.

7) Id. L. C. l. 71.

8) Sueton. Claud. c. I. p. 712. Ed. Burm.

9) Dio L. LVIII. c. 2. p. 876. l. 49.

10) Sueton. Octav. c. LXIII. p. 361. Ed. Burm.

›nner à son épouse des témoignages publics de sa considération. son retour de Pannonie, il ordonna d'élever des statues à sa ›eur Octavie et à Livie, distinction peu commune dans ce tems- : il leur donna aussi la prérogative de passer tous les actes et de aider en justice, sans l'autorisation d'un tuteur. Il leur accorda inviolabilité dont jouissoient les tribuns du peuple[1]). Voyageant Grèce, il s'arrêta à Sparte, fit présent aux Lacédémoniens de le de Cythère, et leur fit l'honneur de manger avec eux, en assi-ant à leurs repas publics, et cela, parce que Livie, son époux, son enfant, y avoient passé quelque tems, durant leur fuite[2]). voulut qu'on insérât le nom de Livie dans l'inscription qu'il fit lacer sur la magnifique colonnade que Védius Pollio l'avoit chargé ar son testament de construire, et cet édifice fut appelé le por-ique de Livie[3]). Tibère triomphant à son retour de la Pannonie onna un repas public aux Romains dans le capitole et en d'autres laces, et Livie, avec sa belle-fille Julie, traita à cette occasion les ames romaines[4]). Pour soulager sa douleur on lui éleva des sta-ues pendant le deuil où la plongea la mort de son fils Drusus, et n lui accorda le droit des femmes qui avoient eu trois enfans[5]). l est très-probable que les statues que nous venons de citer la eprésentèrent assise, avec les attributs de Cérès ou de la Piété[6]).

On lui érigea un temple, appelé Livion, lequel ne fut inauguré u'après la mort d'Auguste. Tibère donna, à cette occasion, un epas aux sénateurs dans le capitole, et sa mère traita les dames omaines[7]).

Auguste mourut, après avoir passé près de cinquante et un ns avec Livie. Ses dernières paroles : *Livia nostri coniugii memor ive, ac vale*[8]), — nous prouvent quels sentimens de tendresse il

1) Dio L. XLIX. c. 38. p. 596. l. 37.
2) Id. L. LIV. c. 7. p. 735. l. 16.
3) Dio L. LIV. c. 23. p. 753. l. 67. — Suet. Octav. XXIX. p. 272. Ed. Burm
4) Dio L. LV. c. 2. p. 772. l. 59.
5) Id. L. LV. c. 2. p. 772. l. 64.
6) Ekhel Doctr. Num. Vet. Vol. VI. p. 155-156.
7) Dio L. LV. c. 8. p. 778. l. 65.
Entr'autres distinctions, Auguste avoit donné à Antoine la permission de dîner avec son épouse dans le temple de la Concorde, en récompense de ce qu'il avoit fait tuer Sextus-Pompéius (Dio L. XLIX. c. 19. p. 583. l. 84).
8) Sueton. Octav. c. XCIX. p. 232. Ed. Wolf.

lui avoit conservés jusqu'à ce moment. Livie honora sa mémoire par une marque publique de vénération qu'elle lui donna à ses obsèques: car lorsque le corps d'Auguste eût été brûlé avec la plus grande magnificence, et que tous les assistans se furent retirés, elle garda auprès d'elle quelques chevaliers romains des plus distingués, et passa encore cinq jours dans le lieu des funérailles, pour recueillir les cendres de son époux et les déposer dans son mausolée[1]). Ces chevaliers n'étoient vêtus que d'une simple tunique sans ceinture, et les pieds nuds[2]).

Le sénat qui avoit prodigué à Auguste, pendant sa vie, les marques d'une vile adulation plutôt que d'un attachement vrai et d'une vénération profonde, se trouva très-embarassé de choisir parmi les nombreux projets qu'on lui proposa pour honorer sa mémoire.

Avant que d'examiner ici les prérogatives par lesquelles les Romains s'efforcèrent de témoigner leur vénération pour Auguste, soit de son vivant, soit après sa mort, il ne sera peut-être pas inutile de jeter un coup-d'oeil sur les distinctions et les marques d'adulation accordées quelques années auparavant à Jules-César. Cela répandra quelque lumière sur l'état de corruption dans lequel étoit alors tombée cette république. Revenu vainqueur de l'Afrique, il obtint la permission d'atteler des chevaux blancs à son char de triomphe, de garder les licteurs qui l'accompagnoient pendant sa première et sa seconde dictature. On le créa préfet des moeurs pour trois ans, et dictateur pour dix. On lui assigna une place perpétuelle au sénat, où il étoit assis sur une chaise curule placée sur une élévation près des consuls[3]). Il eût le droit de dire le premier son avis dans le sénat, et de donner dans le cirque le signal de l'ouverture des jeux. On l'autorisa à distribuer à son gré des emplois et des honneurs, droit qui appartenoit au peuple romain. On décréta qu'un char qui lui étoit consacré seroit placé au capitole, vis-à-vis de la statue de Jupiter[4]). On lui permit de paroître

1) Dio L. LVI. c. 42. p. 840. l. 18.
2) Sueton. Octav. c C. p. 234. Ed. Wolf.
3) Flor. L. IV. c. 2. p. 716. sequ. Ed. Duck.
4) Dio L. XLIII. c. 14. p. 350. l. 8.

toujours en public dans le costume de triomphateur[1]), costume qu'on lui avoit déjà permis de porter pendant les jeux et sacrifices solennels. On décréta qu'il pourroit toujours être assis sur la chaise curule, excepté pendant les jeux, où il devoit prendre sa place parmi les tribuns du peuple; qu'il suspendroit ses trophées dans le temple de Jupiter-Férétrius, et orneroit de lauriers les faisceaux de ses licteurs; qu'il pourroit, après les vacances latines, entrer à cheval dans la ville. On établit des sacrifices publics le jour de sa naissance; on ordonna que sa statue seroit érigée sur toutes les places publiques et dans toutes les tribus de Rome, ainsi que dans tout l'empire romain et dans les villes alliées; qu'on éleveroit deux statues de César, l'une avec la couronne civique, l'autre avec la couronne obsidionale. On résolut par un décret de bâtir le temple de la Nouvelle-Concorde, à cause de la paix qu'il avoit procurée à l'état. On institua en son honneur une fête annuelle, et des fêtes pour chacune de ses victoires. On le chargea de travaux très-importans, tels que de dessécher les marais pomtins, et de couper l'isthme de Corinthe. On décréta que le mois Quintilis qui étoit celui de sa naissance, seroit nommé Julius, et qu'une des tribus prendroit le nom de Julia. Il fut nommé censeur, ou plutôt préfet des moeurs, consul et dictateur pour toute sa vie. Il fut autorisé à prendre avant son nom le titre d'Imperator, et le même privilège fut accordé à ses fils et à ses petits-fils, quoiqu'il n'en eût point encore, et que son âge avancé ne lui permit guère d'espérer d'en avoir jamais. Il fut déclaré inviolable comme les tribuns du peuple, et honoré du titre de Libérateur et de Père de la Patrie[2]). Son fils légitime ou adoptif devoit être nommé Grand-Prêtre. Les soldats dans l'empire romain ne devoient être soumis qu'à ses ordres, et lui seul devoit administrer les revenus de l'état[3]). Tous les magistrats étoient tenus à prêter serment en entrant en place, de ne faire rien contre les lois et ordonnances qu'avoit publiées Cé-

1) Appian. Bell. Civ. L. II. c. 106. p. 323. Ed. Schw. — Dio L. XLIII. c. 43. p. 370. l. 65.

2) Sueton. Caes. c. LXXVI. p. 83. W. — Dio L. XLIII. c. 44. p. 371. l. 2. — Plutarch. in Caes. c. LVII. p. 302. c. LVIII. p. 304-305. Ed. Schmied.

3) Dio L. XLIII. c. 45. p. 373. l. 35.

sar[1]). On chargea les prêtres et les vestales de faire, tous les cinq ans, des prières solennelles pour sa conservation[2]). On décréta qu'il auroit un trône doré, même dans le théâtre, et une toge semblable à celle des anciens rois, et que sa statue seroit placée à côté des leurs au capitole[3]). On ordonna de lui former une garde composée de personnes choisies parmi les sénateurs et les chevaliers, de jurer par la Fortune de César et de sanctionner d'avance tout ce qu'il pourroit faire par la suite. Il fut arrêté qu'un de jours où l'on avoit coutume de célébrer dans toute l'Italie les jeux de gladiateurs, seroit spécialement consacré en son honneur. Un troisième collège de luperques devoit être institué, sous le nom de Luperci-Iuliani. On lui accorda l'honneur d'être enterré dans l'enceinte de la ville[4]), et il lui fut permis de mettre un acrotérion au-dessus de sa maison[5]), On se proposa d'écrire tous ces décrets en lettre d'or, sur des colonnes d'argent, et de les placer aux pieds de Jupiter Capitolin.

La prérogative de porter toujours sur la tête une couronne de lauriers, dont jouissoit Jules-César[6]), fut aussi donnée à Auguste[7]); un décret la luí avoit déjà accordée, mais seulement pour les jours où l'on célébroit des pompes triomphales[8]). On institua en son honneur une fête qui se célébroit tous les cinq ans, et deux autres fêtes pour l'anniversaire du jour de sa naissance, et de celui où la nouvelle de la victoire d'Actium étoit parvenue à Rom. Lorsqu'il rentroit dans la ville, les vestales, le sénat, et le peuple romain, avec femmes et enfans, devoient aller à sa rencontre. On décréta qu'on célébreroit des fêtes dans lesquelles on adresseroit des prières aux Divinités pour sa conservation, et qu'il seroit toujours nommé dans les prières publiques. On lui éleva des statues, et on lui

1) Id. L. XLIV. c. 4. p. 382. l. 70. — Appian. L. C.

2) Appian. L. C.

3) Dio L. XLIII. c. 45. p. 373. l. 35. — Sueton. Caes. c. LXXVI. p. 93. Ed. Wolf.

4) Dio L. XLIV. c. 5. 6. 7. p. 384. sequ. l. 15.

5) Plut. Caes. c. LXIII. p. 316. — Flor. L. IV. c. 2. p. 716.

6) Dio L. XLIII. c. 43. p. 370. l. 67. — Sueton. Caes. c. XLV. p. 106. Ed. Burm.

7) Dio L. XLIX. c. 15. p. 580. l. 56. L. LI. c. 19. p. 651. l. 57.

8) Id. L. XLVIII. c. 16. p. 537. sequ. l. 53.

donna la préséance dans le sénat[1]). Il fut décrété que la tribu Julienne seroit appelée de son nom; que les sénateurs qui l'avoient accompagné devoient paroître, dans la pompe de son triomphe, habillés de la Praetexta. Le jour de son entrée à Rome devoit être célébré par des sacrifices publics, et regardé pour toujours comme une fête. Il reçut le droit de nommer des prêtres autant qu'il lui plairoit[2]); la dignité de tribun du peuple à vie; la dernière et suprême instance dans toutes les affaires du barreau; le droit de donner dans chaque sentence le suffrage de Minerve[3]), c'est-à-dire, d'avoir la voix prépondérante, en cas de partage des juges; la permission de planter des lauriers devant sa maison, et de suspendre une couronne de chêne dans son fronton[4]).

Il paroît qu'on avoit cru que le mérite de ces nouveaux souverains de l'empire romain, Jules-César et Auguste, n'avoit pas été assez honoré et récompensé par toutes ces distinctions extravagantes. Il ne restoit plus que les honneurs divins; un décret les leur accorda. Cette coutume d'honorer par un culte divin les personnes dont on vouloit consacrer le souvenir, avoit été transmise aux Romains par les Grecs, dont la plupart des Dieux étoient des héros déifiés. Les Grecs avoient trouvé cet usage établi chez les Égyptiens, chez les Perses[5]) et chez les autres peuples de l'Orient; et ils s'étoient cru autorisés à le suivre à l'égard de leurs compatriotes qui s'illustroient. De-là, le grand nombre de temples et le culte dont ils honorèrent principalement ceux qui s'étoient distingués dans la guerre de Thèbes, et dans celle de Troie. Personne n'ignore la vénération profonde qu'on y témoignoit à la mémoire d'Adraste[6]), d'Achille[7]), de Diomède et de plusieurs autres. Dans la

1) Id. L. LI. c. 19. p. 649. l. 13.

2) Id. L. LI. c. 20. p. 651. l. 56.

3) Id. L. LI. c. 19. p. 650. sequ. l. 40.— Cf. Appian. Bell. Civ. L. V. c. 130. p. 879. Ed. Schweigh.

Il faut observer ici qu'Auguste n'accepta pas toutes ces propositions, mais la plupart (Dio L. C. p. 651. l. 66).

4) Id. L. LIII. c. 16. p. 709. l. 70.

5) Xenoph. Cyrop. L. VII. c. 3. §. 7. p. 142. §. 11. p. 143. L. VIII. c. 3. §. 24. p. 203. Ed. Weisk.

6) Voyez: Description d'un Vase antique et d'un tableau d'Herculanum; à St.-Pétersbourg. 1810.

7) Examinons à cette occasion les cérémonies funèbres des anciens, sous un

suite les hommes qui s'étoient rendus célèbres par leurs talens, ou qui avoit bien mérité de la république[1]), étoient aussi admis à jouir des honneurs divins. On sait qu'Homère, Harmodius et Aristogiton, ainsi que les rois de Sparte[2]), avoient leur culte comme héros ou demi-Dieux[3]). Chez les Romains, Romulus reçut le premier les honneurs de l'apothéose sur le rapport d'un certain Proculus, qui prétendit qu'il lui avoit apparu sous des formes extérieures divines et augustes, et qu'il l'avoit chargé de dire au peuple romain, de le révérer comme un Dieu[4]). Mais sous Jules-César, les Romains passant au comble de l'adulation la plus vile, le sénat lui décréta les honneurs divins, même de son vivant, et il fit célébrer pour ce demi-Dieu, tous les cinq ans, une fête solennelle[5]). On lui éleva

rapport que l'on n'a pas encore envisagé jusqu'à présent. Achille ordonna à ses guerriers de conduire trois fois leurs chars autour du corps de Patrocle (Hom. Il. ψ. v. 13.). Aucun personnage illustre de l'antiquité n'auroit passé dans le voisinage des tombeaux d'Achille et d'Ajax, sans descendre sur le rivage, pour honorer la mémoire de ces héros. C'est ce que fit Alexandre-le-Grand et plusieurs souverains, parmi lesquels nous ne citerons que l'empereur Caracalla qui, après avoir fait des libations au héros Achille, fit plusieurs fois le tour de son tombeau, à la tête de ses guerriers, ornés de toutes pièces (Dio L. LXXVII. c. 16. p. 1303): περιδρομαῖς ἐνοπλίοις καὶ ἑαυτοῦ καὶ τῶν στρατιωτῶν (Cf. Herodian. L. IV. c. 8. §. 10.). Aux funérailles d'Auguste, et tandis que le bûcher consumoit son corps, les prêtres en firent le tour, et après eux les chevaliers et la garde prétorienne (Dio L. LVI. c. 42. p. 880. l. 8.). Aux obsèques de Drusille, célébrées par Caligula, la garde prétorienne, conduite par son préfet, fit le tour du tombeau, ensuite, mais separément, la cavalerie, enfin les jeunes patriciens, et on exécutoit à cette occasion un exercice militaire, nommé le jeu de Troie (Dio L. LIX. c. 11. p. 914. l. 30. — Cf. Kirchm. de Fun. Rom. L. III. c. 3. p. 334.). On peut remarquer que cette manière d'honorer les morts illustres chez les anciens, se retrouve encore chez nous dans les cérémonies militaires, qui se font très-souvent aux enterremens des personnes de distinction.

L'usage de poser une sentinelle devant les statues des grands hommes, élevées sur les places publiques, existoit déjà chez les Romains. Le premier exemple, dont l'histoire fasse mention, est pour les statues de Caligula, à qui on donna une garde, par ordre du sénat (Dio L. LIX. c. 26. p. 930. l. 6).

1) Xenoph. Hist. Gr. L. VII. c. 3. p. 383. Ed. Mor.

2) Id. de Republ. Lac. c. XV. §. 9. p. 51. Ed. Zeun. — Hist. Gr. L. III. c. 3. §. 1. p. 133. Ed. Mor.

3) Ampel. Lib. Mem. c. XV. p. 21. Ed. Duck.

4) Liv. L. I. c. 16. §. 5. p. 74. Ed. Drak. — Flor. L. I. c. I. p. 31. Ed. Duk.

5) Dio L. XLIV. c. 6. p. 384. l. 22. — Sext. Aur. Vict. de Caesarib. c. XXXIX. p. 418-419. — Plut. in Caes. c. LXVII. p. 323.

des temples et des autels [1]), et au théâtre il avoit une chaise dorée et une couronne d'or et de pierreries semblable à celles des Dieux [2]). On lui érigea une statue dans le temple de Quirinus, avec l'inscription ΘΕΩΙ ΑΝΙΚΗΤΩΙ [3]): *au Dieu invincible.* On décréta: qu'il pourroit dans la procession des jeux du cirque faire paroître son char avec la chaise curule [4]), et qu'il prendroit le nom de Jupiter-Julius: qu'on lui élèveroit un temple sous le titre de Clementia-Julia, dont Marc-Antoine devoit être le Flamen [5]), et dans lequel on devoit placer les statues de César et de la Clémence se donnant la main [6]). Quelque tems auparavant un décret avoit ordonné, de lui élever une statue de bronze debout sur un globe, avec l'inscription ΗΜΙΘΕΟΣ ΕΣΤΙ: *il est un demi-Dieu* [7]).

Aux funérailles de Jules-César, le consul Marc-Antoine fit proclamer par un héraut le décret du sénat, par lequel on lui accordoit tous les honneurs humains et divins [8]). Après que les affranchis eurent recueilli et déposé les cendres de César dans le mausolée de sa famille, le peuple érigea un autel à l'endroit même où avoit été construit le bûcher, et il y offrit des sacrifices au Dieu Jules. La comète, qui parut après sa mort, fut regardée comme le symbole de César déifié, et Auguste lui consacra, dans le temple de Vénus, une statue de bronze, ayant une étoile sur la tête [9]). Les triumvirs, désirant de ce mettre à la tête de la république, et pourvoyant à leur propre sûreté, poursuivirent rigoureusement les assasins de Jules-César. Les mêmes motifs les engagèrent à faire rendre les plus grands honneurs à sa mémoire. On lui éleva un temple sur la place même où l'autel avoit été érigé, comme nous l'avons remarqué ci-dessus, et on lui décerna le culte divin [10]). A

1) Sueton. Caes. c. LXXVI. p. 94. Ed. Wolf.

2) Dio L. XLIV. c. 6. p. 384. l. 28. On parlera de cette couronne dans la suite.

3) Dio L. XLIII. c. 45. p. 373. l. 42.

4) Id. L. LXIV. c. 6. p. 385. l. 31.

5) Dio ib. l. 32. — Sueton. L. C. — Cic. Philipp. II. c. 109.

6) Appian. Bell. Civ. L. II. c. 148. p. 381. Ed. Schw.

7) Dio L. XLIII. c. 14. p. 350. l. 26.

8) Sueton. Caes. c. LXXXIV. p. 106. cf. c. LXXXV. p. 108. W.

9) Dio L. XLV. c. 7. p. 423. l. 73.

10) Appian. L. C. — Dio L. XLVII. c. 18. p. 503. l. 20.
Auguste fait mention, dans l'inscription d'Ancyre, de ce temple qu'il avoit

son inauguration, ce temple fut orné de tableaux et de sculptures; les jeunes patriciens célébrèrent à cette occasion des jeux, et leurs pères se disputèrent des prix à cheval et sur des chars à deux et à quatre chevaux[1]). M. Antoine qui avoit été nommé Flamen de Jules-César, mais qui n'avoit pas été investi de cette dignité du vivant de ce prince, fut alors déclaré prêtre de ce demi-Dieu[2]). On décréta que son image seroit conduite à côté de celle de Vénus dans les processions du cirque, et que cette image ne seroit jamais portée dans les pompes funèbres de ses parens, parce que Jules-César étoit devenu Dieu: par cette raison on ne porta pas ce simulacre, dans la pompe des obsèques d'Auguste, parmi ceux de ses parens et de ses prédécesseurs[3]). Les triumvirs ordonnèrent que tous les fonctionnaires publics prêteroient serment, au commencement de l'année, d'approuver, maintenir et conserver tout ce que Jules-César avoit décrété; que l'on célébreroit une fête avec des sacrifices solennels en l'honneur du vainqueur et de Jules-César, chaque fois que la nouvelle d'une victoire arriveroit à Rome[4]) et que les Romains célébreroient le jour de sa naissance couronnés de lauriers[5]); que le temple de Jules seroit considéré comme un asyle inviolable[6]). Après la bataille d'Actium, on décréta que la base du temple de Jules-César seroit ornée des rostres des vaisseaux qu'on avoit pris[7]). Auguste même s'empressa de donner à la mémoire de son père adoptif des marques de la plus profonde vénération: il consentit qu'on érigea à Éphèse et à Nicomédie, villes principales

fait bâtir (v. Marm. Ancyr. in ed. Suet. Wolf. T. II. p. 373. — Chishull Ant. Asiat. p. 174. l. 2.)

1) Dio L. LI. c. 22. p. 655. l. 83.

2) Cicer. Philipp. Orat. II. c. 43. p. 628. et Orat. XIII. c. 21. p. 904. Ed. Blaev. T. III. P. II.

3) Dio L. LVI. c. 34. p. 833. l. 85.

4) Dio L. XLV. c. 7. p. 424. l. 81.

5) Ibid. c. 18. p. 503. l. 25.

6) Ibid. c. 19. p. 504. l. 46.

Le droit d'asyle, donné par les Romains au temple de César, doit être regardé comme une grande distinction. De notre tems, les asyles ont souvent nui, dans plusieurs pays, à la sécurité publique. Mais les anciens Romains avoient pris, à cet égard, des précautions très-sages. L'accès de ce temple étoit tellement défendu, qu'il étoit absolument impossible d'y entrer, sans y être introduit.

7) Dio L. LI. c. 18. p. 649. l. 12.

de l'Ionie et de la Bithynie, des temples consacrés au héros Jules et à la Déesse Rome, et il ordonna que les Romains établis dans ces deux villes iroient l'adorer dans ces temples [1]). Enfin Cléopâtre avoit consacré à Alexandrie, en l'honneur de Jules-César, un temple qui avoit les prérogatives d'un asyle [2]).

Les cérémonies du culte rendu à Jules-César pendant sa vie, furent augmentées, tant par Auguste qui vouloit relever sa dignité et pourvoir à sa sécurité, que par l'adulation du peuple romain, dégénéré et avili: c'est par cette raison qu'Auguste a mérité les reproches que lui a faits l'empereur Julien, d'avoir peuplé l'Olympe d'un grand nombre de poupées nouvelles [3]).

Auguste reçut aussi durant son règne les honneurs du culte des héros. Le sénat avoit décrété, que son nom seroit chanté dans les hymnes solennels avec ceux des Divinités [4]) et qu'on lui feroit des libations dans tous les repas publics et particuliers [5]). Auguste, malgré les avis de Mécène [6]), permit aux Grecs de Pergame et de Nicomédie de lui élever des temples, et de célébrer des jeux en son honneur tous les cinq ans [7]). Ces temples étoient, comme le dit Suétone [8]), consacrés aussi à la Déesse Rome. Plusieurs villes en Europe suivirent l'exemple de celles de l'Asie, et lui élevèrent des temples et des autels. Nous le savons de celles de Lyon [9]) et de

1) Ib. c. 20. p. 652. l. 82.
Les proconsuls même avoient leurs temples dans les provinces.

2) Ib. c. 15. p. 645. l. 85.
Auguste ne respecta point ce droit d'asyle et fit tuer Antylle, qui s'y oit refugié. Ce jeune homme étoit pourtant fiancé à la fille de César..

3) Caesar. p. 48. Ed. Petav: θεῶν ὄντως σωτήρων ἔργα δέοντα συνεφόρησεν τος ὁ κοροπλάστης. Cf. Dio L. LI. c. 20. p. 652. l. 90. — Appian. Bell. Civ. L. . c. 148, p. 382.

4) Dio L. LI. c. 20. p. 651. l. 55.

5) Ib. c. 19. p. 651. l. 48. — Ovid. Fast. L. II. v. 637.

6) Dio L. LII. c. 35. p. 688. l. 7: ἀρετὴ μὲν γάρ ἰσοθέους πολλοὺς ποιεῖ, ιροτονητὸς δ'οὐδείς πώποτε θεὸς ἐγένετο.

7) Dio L. LI. c. 20. p. 652. l. 89. L. LIX. c. 28. p. 933. l. 98. — Sueton. ct. c. LIX. p. 184. — Tac. Ann. L. I. c. 10. p. 36: *nihil deorum honoribus relicm, cum se templis et effigie numinum per flamines et sacerdotes coli vellet.* Cf. ac. Ann. L. IV. c. 55. p. 505. — Phil. Legat. ad Cai.

8) Octav. c. LII. p. 177. W.

9) Sueton. Claud. c. II. p. 4: *Claudius natus est Lugduni eo ipso die, quo prinum ara ibi Augusto dedicata est.*

Narbonne[1]); à Pise on lui avoit construit sur la place publique un temple, nommé l'Augustéum[2]). Le fameux cénotaphe élevé dans cette ville, et plusieurs inscriptions antiques, nous prouvent qu'Auguste avoit, durant sa vie, des temples, des autels, un Flamen et des prêtres[3]).

Auguste fut mis au rang des Dieux immédiatement aprés sa mort; on lui rendit les honneurs divins, et un collège composé de prêtres, nommés Flamines, avoit soin de son culte. Livie passa dans la famille Julia, après la lecture du testament d'Auguste dans le sénat[4]); elle y fut déclarée Augusta, prit le nom de Julie, et fut nommée prêtresse de son défunt époux[5]). On lui donna la préro-

1) Grut. Corp. Inscr. p. CCXXIX.

2) Noris. Cenotaph. Pis. Diss. I. p. 75.

3) Ekhel Doctr. Num. Vet. Vol. VI. p. 124. — Cf. Bentl. in Horat. Epist. L. II. Ep. I. v. 16. p. 621.

4) Tac. Annal. L. I. c. 8. p. 26-27. Ed. Oberl: *Nihil primo senatus die agi passus nisi de supremis Augusti: cuius testamentum, inlatum per virgines vestae, Tiberium et Liviam heredes habuit. Livia in familiam Iuliam nomenque Augustae adsumebantur.*

5) Dio L. LVI. c. 41. p. 840. l. 97. c. 46. p. 843. l. I: ἀθανατίσαντες αὐτὸν, καὶ θιασώτας οἱ καὶ ἱερὰ, ἱέρειάν τε τὴν Λιουΐαν, Ἰουλίαν τε, τὴν καὶ Αὐγοῦσταν ἤδη καλουμένην, ἀπέδειξαν. — Vellei. Paterc. L. II. c. 75. p. 357. Kr: *Livia nobilissima Drusi Claudiani filia, genere, probitate, forma romanarum eminentissima, quam postea coniugem Augusti vidimus, quam transgressi ad deos sacerdotem ac filiam, etc.* — Ovide parle du culte dont il honora la famille impériale dans sa maison, pendant son exil, dans le passage suivant (Epist. ex Ponto L. IV. ep. 9. v. 107-108):

Stant pariter natusque pius, coniuxque sacerdos,
Numina iam facto non leviora deo.

Tacit. Annal. L. I. c. 11. p. 37. c. 54. p. 101-102. Ed. Oberl: *Idem annus* (V. C. 767.) *novas caerimonias accepit, addito sodalium augustalium sacerdotio; sorte ducti e primoribus civitatis unus et viginti: Tiberius Drususque et Claudius et Germanicus adiiciuntur.* — Dans des inscriptions antiques (Grut. Corp. Inscr. p. CCXXXVI. 4.) Germanicus porte le titre de FLAMEN AUGUSTALIS, Drusus celui de SACERDOS DIVI AUGUSTI (Ib. 9.), et Néron ceux de FLAMEN AUGUSTALIS et de SODALIS AUGUSTALIS (Ib. p. CCXXXVII. 1). Aurelius-Victor (Epit. c. I. p. 457. De Caesar. c. I. p. 309-310.) parle des honneurs divins, accordés à Auguste, et des temples qu'on lui avoit bâtis durant sa vie et après sa mort. Les *Seviri, Flamines* et *Sodales Augustales* ne recevoient pas cet honneur à vie, mais pour un certain tems, comme on le voit par des inscriptions antiques (Maffei Mus. Veron. p. CXIV. c. 3). Le sénat, en accordant les honneurs divins à Auguste, avoit paru ne suivre que sa propre impulsion; mais dans le fonds, il ne l'avoit fait qu'à la sollicitation secrète

gative d'avoir, dans les fonctions de son sacerdoce, un licteur auprès d'elle[1]); au spectacle une place parmi les vestales[2]) et, en qualité d'Augusta, la préséance dans toutes les assemblées publiques[3]). Le sénat décréta qu'on élèveroit un temple à Auguste sur le penchant du mont Palatin[4]); il fut fini par Caligula[5]), qui en fit l'inauguration avec la plus grande magnificence[6]). Pendant les jeux qu'on célébroit à cette occasion, Caligula, en qualité de prêtre d'Auguste, étoit assis avec les autres prêtres de cette nouvelle Divinité, mais il occupoit la prémière place et il étoit à côté de ses soeurs[7]). Dans plusieurs villes on construisit des temples en l'honneur d'Auguste, soit qu'on y fut porté de bonne volonté, soit qu'on y eût été contraint[8]). Le Sébastion d'Alexandrie, temple consacré à Auguste protecteur de la navigation, fut très-célèbre par sa magnificence et par les tableaux, les statues en or et en argent, aussi bien que par les portiques, bibliothèques, bosquets, propylées, et autres édifices qu'on y trouvoit[9]). Tibère priva de la li-

de Tibère et de Livie (Dio L. LVI. c. 47. p. 844. l. 32. — Vellei. Paterc. L. II. c. 126. p 534-535).

1) Dio L. LVI. c. 46. p. 843. l. 4.

2) Tac. Annal. L. IV. c. 16. p. 443. Ed. Gronov.

3) Dio L. LX. c. 22. p. 959. l. 69.

4) Plin. Nat. Hist. L. XII. c. 42. p. 613. Ed. Franz.

5) Dio L. LVI. c. 46. p. 843. l. 10. — Tac. Annal. L. VI. c. 45. p. 614. Ed. Gronov. — Sueton. Tiber. c. XLVII. p. 293. W. — Vell. Paterc. L. II. c. 130. p. 552.

Il est remarquable que le temple d'Auguste fut le seul édifice que Tibère bâtit pendant son règne; outre cela, il continua et finit les édifices commencées par son prédécesseur (Dio L. LVII. c. 10. p. 854. l. 37).

6) Dio L. LIX. c. 7. p. 907-908. — Sueton. Cai. c. XXI. p. 351. W.

Dans la suite on avoit élevé à Auguste d'autres temples dans Rome, ce qu'on peut conclure du passage suivant d'une ancienne inscription: IN · MVRO · POST · TEMPLVM · DIVI · AVG · AD · MINERVAM · où il ne peut pas être question du temple d'Auguste sur le mont Palatin, comme l'a observé fort bien M. Marini (Atti e Mon. de' Frat. Arv. p. 83. no. 21.), parce que dans ce cas là les mots AD · MINERVAM· seroient tout-à-fait superflus.

7) Dio L. LXI. c. 7. p. 908. l. 52.

8) Id. L. LVI. c. 43. p. 840. l. 13. — Tac. Annal. L. I. c. 73. p. 128.

9) Phil. Legat. ad Cai. p. 567-568: Καὶ μὴν, εἴ τινι καινὰς καὶ ἐξαιρέτους ἔδει ψηφίζεσθαι τιμὰς, ἐκείνῳ προσῆκον ἦν. — Καὶ μαρτυροῦσι ναοὶ, προπύλαια, προτεμενίσματα, στοαί· ὥςτε, ὅσαι τῶν πόλεων ἢ νέαι, ἢ παλαιαὶ ἔργα φέρουσι μεγαλοπρεπῆ, τῷ κάλλει καὶ μεγέθει τῶν Καισαρείων παρευημερεῖσθαι, καὶ μάλιστα κατὰ τὴν ἡμετέραν Ἀλεξάνδρειαν. Οὐδὲν γὰρ τοιοῦτόν ἐστι τέμενος, οἷον τὸ

berté les habitans de Cyzique, parce qu'ils n'avoient pas fini le temple d'Auguste qu'ils avoient commencé [1]). La maison dans laquelle Auguste étoit décédé à Nola fut changée en une chapelle qu'on lui consacra [2]). On lui dédia de même une chapelle au mont Palatin dans la maison où il étoit né [3]). Le sénat déclara encore, que l'image d'Auguste ne seroit jamais portée dans les processions funèbres, et que dans les jeux ordonnés pour le jour de sa naissance, les consuls feroient les fonctions d'Agonothètes. Julia-Augusta célébra tous les ans dans le palais qu'avoit habité Auguste, et qu'elle occupoit alors, une fête qui dura trois jours [4]), et qui fut religieusement observée pendant long-tems; il en est fait encore mention sous le règne de Septime-Sévère [5]). La direction de cette fête, et des jeux qu'on célébroit à cette occasion appartenoit toujours à l'empereur, et c'étoit lui qui devoit sacrifier à Auguste. A peu de distance du palais impérial, on construisit une maison de bois, dans laquelle se trouvoient les patriciens avec leurs femmes et leurs enfans, pour voir la cérémonie et les jeux de cette fête [6]). Les temples et les statues qu'élevèrent à Auguste des provinces, des communautés, et des particuliers, furent inaugurés par Tibère lui-

λεγόμενον Σεβάστιον, ἐπιβατηρίου Καίσαρος νεὼς, ὃς ἀντικρὺ τῶν εὐορμοτάτων λιμένων μετέωρος ἵδρυται, μέγιστος καὶ ἐπιφανέστατος, καὶ, οἷος οὐχ ἑτέρωθι, κατάπλεως ἀναθημάτων, ἐγγραφαῖς καὶ ἀνδριάσι καὶ ἀργύρῳ καὶ χρυσῷ περιβεβλημένος ἐν κύκλῳ, τέμενος εὐρύτατον, στοαῖς, βιβλιοθήκαις, ἀνδρῶσιν, ἄλσεσι,

même, ou par celui des pontifes qu'il en avoit chargé[1]). On tenoit même tellement à honneur le culte d'Auguste, que l'on força quelquefois les ennemis à le célébrer. C'est ainsi que L. Vitellius, proconsul de Syrie, profitant de la terreur que son arrivée subite sur l'Euphrate avoit inspirée à Artabane, roi des Parthes, qui avoit fait une invasion en Arménie, obligea ce prince à se rendre à une entrevue et à sacrifier aux statues d'Auguste et de Caligula[2]).

Mais revenons maintenant au camée du cabinet impérial de Vienne. L'explication que nous allons en donner exigeoit des détails préliminaires, sur la manière dont les Romains honoroient la mémoire des chefs de leur gouvernement. Pour faire sentir que l'apothéose des empereurs n'étoit que le complément de cette suite d'honneurs que l'adulation leur avoit prodigués, ou le dernier degré qu'il étoit impossible de passer, il étoit nécessaire d'examiner ces distinctions. On voit sur ce camée, comme nous l'avons déjà observé, le portrait très-ressemblant de Livie, ou plutôt de Julia-Augusta, car c'est ainsi qu'elle fut appelée après la mort de son époux. Ce sont ses traits, mais tels qu'ils conviennent à un âge avancé. C'est le buste très-ressemblant d'Auguste qu'elle tient dans sa main droite. Ce portrait, quelque frappante que soit la ressemblance, n'avoit cependant été reconnu de personne. Il représente Auguste avec les tributs de la Divinité, et l'artiste a su lui donner de beaux traits[3]). Sur ce camée Julie porte un voile, qui lui a été donné pour la désigner comme prêtresse d'Auguste, et tient dans la main le buste de la Divinité au service de laquelle elle s'étoit dévouée. Quelque probable que soit l'explication que nous donnons de ce camée, dans la supposition qu'il représente Julie en prêtresse d'Auguste, nous convenons pourtant qu'il est possible, que le graveur de ce sardonyx n'ait pas voulu lui donner le voile comme marque de son sacerdoce, et qu'il n'ait choisi ce costume, et les autres attributs de Cybèle, que pour mieux exprimer la dignité de la rang élevé de cette princesse. Outre le voile,

1) Dio L. LVII. c. 10. p. 854. l. 32.

2) Id. L. LIX. c. 27. p. 932. l. 69. — Sueton. Calig. c. XIV. p. 341. Vitell. c. II. p. 195. Ed. Wolf.

3) Dans la gravure ajoutée à ce mémoire, on trouvera aussi, au buste d'Auguste, beaucoup plus de ressemblance qu'elle n'en a sur l'estampe de l'Abbé Ekhel.

que les anciens ont très-souvent donné à Cybèle, à Cérès et à Vesta, Julie est décorée ici des autres attributs de la mère des Dieux, de la couronne tourellée et du tympanum, sur lequel elle appuye la main gauche: allégorie très-convenable à cette princesse, à qui le peuple romain avoit prodigué tant d'honneurs, et à laquelle il avoit donné le titre de Mère de la Patrie et celui de Genetrix [1]). Les épis et les pavots qu'elle tient dans la main gauche ne sont pas les attributs ordinaires de cette Déesse, mais ils lui conviennent parce que ce sont les symboles de la fécondité.

Le buste d'Auguste dont la ressemblance est parfaite avec les meilleurs portraits que nous ayons de cet empereur, est caractérisé par la couronne de lauriers, décoration que le sénat lui avoit permis de porter toute sa vie, et par la couronne radiée, véritable symbole de l'apothéose, et preuve indubitable que ce camée à été gravé pendant le règne de Tibère, et non pas du vivant d'Auguste. Parmi les honneurs que le sénat avoit accordés à Jules-César, Dion parle d'une couronne d'or et de pierres précieuses, toute semblable à celle des Dieux [2]). Le témoignage de Florus nous prouve, que cet ornement n'étoit autre chose qu'une couronne radiée, et il l'a nommée précisément ainsi [3]). Une anecdote, conservée par Suétone, vient à l'appui de notre assertion: cet auteur raconte [4]) que dans un songe, Octavius, père d'Auguste, avoit vu son fils avec un extérieur divin, portant le foudre et le sceptre dans ses mains, revêtu du manteau de Jupiter, ayant la couronne radiée sur la tête, placé sur un char orné de guirlandes de lauriers, et traîné par douze chevaux blancs. On pourroit citer encore les médailles romaines de Jules-César, d'Auguste, et de ses successeurs, sur lesquelles ces empereurs portent toujours la couronne radiée quand ils y sont représentés dans leur apothéose. Auguste

1) Dio L. LVII. c. 12. p. 837. l. 23. LVIII. c. 3. p. 876. l. 71. Cf. Reimar. in h. l. §. 18. — Tac. Ann. L. I. c. 14.

2) Dio L. XLIV. c. 6. p. 384. sequ. l. 28.

3) L. IV. c. 2. p. 717: *Itaque non ingratis civibus omnes unum in principem congesti honores: circa templa imagines; in theatro distincta radiis corona; etc.* Cf. Ducker. in Flor. L. C.

4) Octav. c. XCIV. p. 223. W: *videre visus est filium mortali specie ampliorem, cum fulmine et sceptro, exuviisque Iovis Optimi Maximi, ac radiata corona, super laureatum currum, bis senis equis candore eximiis, trahentibus.*

porte encore ici un voile, attribut que nous trouvons aussi à quelques Divinités du premier rang, telles que Saturne et Jupiter; et c'est précisément avec ce voile et la couronne radiée, qu'Auguste déifié est représenté sur le grand camée de Paris [1]).

Ainsi nous voyons sur le camée du cabinet de Vienne le tableau intéressant de la vénération et de la reconnoissance d'une impératrice pour son époux, élevé au rang des Dieux par le peuple romain. Julie regarde ici un buste d'Auguste, qu'elle lui avoit peut-être consacré dans le temple de Mars; car c'étoit là, où, en attendant que le héroum qu'on lui avoit décrété fut construit, reposoit, couchée sur un lit, la statue d'or de l'empereur, à laquelle les Romains rendroient les honneurs et le culte, qui lui étoient destinés [2]). Le temple du Dieu de la guerre, placé dans le champ de Mars, étoit le plus ancien et le plus illustre de tous ceux que cette Divinité possédoit à Rome [3]), et il est très-probable que la statue d'Auguste, dont nous avons parlé, y étoit placée. Il est vrai que Tacite fait mention d'un simulacre d'Auguste, que Julie lui avoit consacré près du théâtre de Marcellus [4]). Mais avant que le héroum d'Auguste fût terminé, il n'y avoit que trois endroits à Rome qui fussent consacrés au culte de cet empereur, le temple du Dieu de la guerre sur le champ de Mars, et deux chapelles d'Auguste au mont Palatin, situées à une distance très-éloignée du quartier dont parle Tacite. Il suit de là, qu'il n'est pas question dans le passage cité d'une effigie d'Auguste élevée dans une place particulièrement consacrée à son culte, mais d'un simulacre placé sur le Forum de Marcellus, et il est par conséquent plus probable, que ce fut une statue qu'un buste. Le passage de Tacite n'est donc nullement applicable à notre camée. On sait que le nombre des statues et des bustes que l'antiquité consacra à la mé-

1) Les rayons de cette couronne ne sont pas très-marqués dans l'empreinte en plâtre que j'ai sous les yeux; à cet endroit, le camée est probablement endommagé, mais dans l'original on doit clairement remarquer, qu'Auguste porte cette couronne, puisque, dans les gravures, elle est toujours très-distinctement dessinée.

2) Dio L. LVI. c. 24. p. 843. l. 16.

3) Id. L. LVI. c. 24. p. 823. l. 74. et Fabric. in h. l. §. 78.

4) Annal. L. III. c. 64. p. 389: *Cum haud procul theatro Marcelli, effigiem Divo Augusto dicaret, etc.*

moire des personnes chéries, ou qui avoient bien mérité de la patrie, alla quelquefois presqu'à l'infini. Il seroit par cette raison très-difficile de deviner, pour qu'elle place étoit destiné le buste que nous voyons sur le camée dans la main de Julie. C'est peut-être le portrait d'Auguste qu'elle avoit consacré avec des cérémonies solennelles, suivant le témoignage de Dion Cassius[1]), dans la chapelle du palais qu'il avoit habité, et c'est à cette occasion que Tibère avoit donné un dîner aux sénateurs et aux chevaliers, et Julie à leurs épouses[2]). Quoique la chapelle qu'on avoit consacrée à Auguste dans la maison où il étoit né, et qui étoit située sur le mont Palatin, dût se trouver assez près du palais de cet empereur; il résulte pourtant du passage de Suétone, dans lequel il dit, qu'on ne lui consacra qu'une partie de cette maison[3]), que le propriétaire garda pour lui le reste, et qu'ainsi la maison ne fut pas réunie au

1) L. LVII. c. 12. p. 857. l. 31: εἰκόνα γοῦν ποτε αὐτῆς οἴκοι τῷ Αὐγούστῳ ὁσιωσάσης, κ. τ. λ.

A ce passage de Dion Cassius, Fabricius et Reimarus ont commis deux erreurs. Car le premier (ad Dion. L. C. §. 123.) croit, qu'il y est question de la consécration de l'effigie d'Auguste mentionnée par Tacite. Mais Dion parle d'une effigie consacrée dans le palais, et Tacite d'une autre, élevée sur le Forum de Marcellus. Quant à Reimarus (ibid. §. 124.), il avoit tort de vouloir effacer, dans le passage cité de Dion, le mot οἴκοι, pour accorder ce passage avec celui de Tacite, puisque chez le dernier il n'est pas question d'une effigie élevée dans le palais de Livie, mais sur une place publique. Il remarque encore, qu'on n'auroit pas donné un dîner public au sénat et aux chevaliers, s'il se fut agi d'une consécration dans l'intérieur de la maison de Julie. Cette observation l'engage à conjecturer, que Dion à écrit οἴκοι, au lieu de οἴκοθεν, ou οἰκίᾳ δαπάνῃ. Si Fabricius et Reimarus s'étoient rappelés le passage de Suétone cité ci-après, qui prouve, qu'outre la chapelle consacrée à Auguste dans le palais, dont l'existence est constatée par le témoignage de Dion, il y en avoit encore une à Rome destinée à son culte; ou s'ils avoient pensé aux jeux palatins, alors ils auroient compris le sens des paroles de Dion, et ils n'auroient pas cru, que Tacite et Dion parloient d'une seule et même consécration.

2) Dio L. LVII. c. 12. p. 857. l. 36.

3) Sueton. Octav. c. V. p. 117-118. W: *Natus est Augustus M. Tullio Cicerone et Antonio coss. IX. kalendas octobres, paullo ante solis exortum, regione Palatii ad capita bubula: ubi nunc sacrarium habet, aliquanto post quam excessit, constitutum. Nam ut senatus actis continetur, quum C. Laetorius, adolescens patricii generis, in deprecanda graviore adulterii poena, praeter aetatem atque natales, hoc quoque patribus conscriptis allegaret, esse se possessorem ac velut aedituum soli, quod primum D. Augustus nascens attigisset; peteretque donari quasi proprio suo ac peculiari deo: decretum est, ut ea pars domus consecraretur.*

palais impérial. Il en résulte aussi, que le passage de Dion, que nous avons cité, n'est pas applicable à cette dernière chapelle. La maison de Rome, où il avoit reçu le jour, celle de Nola, où il étoit mort, ayant été converties en temples et consacrées à son culte, rien de plus conforme à la vénération que l'on avoit alors pour sa mémoire, que de lui ériger aussi une chapelle dans la maison qu'il avoit habitée pendant plus de quarante ans. Le passage de Dion confirme cette supposition, puisqu'il dit, qu'au palais, Livie avoit consacré son portrait. On voit que Dion parle ici d'une consécration dans un endroit qui étoit particulièrement destiné au culte d'Auguste, sans cela il n'auroit pas dit que Livie y consacra, mais qu'elle y plaça le portrait en question. Cet argument acquiert encore plus de force, si l'on examine le texte de Dion: le mot ὁσιόω, qu'il employe, indique bien positivement une consécration religieuse. La chapelle consacrée au culte d'Auguste, dans le palais, nous explique l'origine des jeux palatins, qu'on célébroit tous les ans en l'honneur de cet empereur, dans son palais sur le mont Palatin. Ce vaste bâtiment étoit composé de plusieurs places et maisons qu'on avoit construites à diverses époques, et qui furent embellies par Auguste et par ses successeurs [1]). Auguste avoit déjà de son vivant déclaré son palais édifice public, soit parce qu'il avoit été réparé et embelli au moyen des derniers provenant d'une contribution que le peuple avoit payée pour cet objet; soit parce que la dignité de grand-pontife, dont il étoit honoré, et dont ses successeurs furent revêtus, ne lui permettoit d'être logé que dans un édifice public [2]).

Il y a beaucoup de probabilité que Julia-Augusta, jalouse de sa dignité et de son rang, fit plusieurs fois répéter son portrait qui la représentoit en mère des Romains et de la famille impériale, et en épouse du Dieu Julius, maître du monde romain. Nous avons lieu de penser que le camée de Vienne est exécuté d'après un bas-relief beaucoup plus grand que ce sardonyx, et cette opinion nous explique comment l'artiste, d'ailleurs très-habile, a pu tomber dans quelques incorrections, et faire des mains beaucoup trop grandes;

1) Cf. Venuti Descrizz. Top. della Ant. di Roma, P. I. c. 1. p. 23.
2) Dio L. LV. c. 13. p. 785. l. 65.

ce qui est une faute peut-être plus excusable dans un ouvrage réduit, que dans un portrait fait d'après nature.

En examinant ce camée, on trouve à la tête d'Auguste la ressemblance la plus parfaite avec les portraits de cet empereur. Mais on ne peut accorder le même éloge à la figure que nous pensons être celle de Julie; cependant si on la compare soigneusement avec les meilleurs portraits que nous avons de cette princesse, on ne pourra s'empêcher d'y reconnoître l'épouse d'Auguste. Il faut observer aussi, que cette imperfection ne vient pas de ce qu'on y trouve des traits de quelqu'autre illustre Romaine, du tems d'Auguste, ou du tems de ses successeurs, mais de ce que le graveur a manqué de donner à la physionomie de Julie ces formes très-prononcées et caractéristiques qu'on remarque à d'autres de ses portraits. Si cette ressemblance avec Julie étoit moins évidente, ce camée devroit être différemment expliqué. Cette demi-figure représenteroit alors une des villes de l'Asie mineure, qui se sont distinguées par la vénération qu'elles ont témoignée pour la mémoire d'Auguste, et qui, à l'occasion de l'inauguration d'un temple destiné au culte de ce héros, auroit été figurée tenant son buste sur la main. Mais nous sommes très-éloignés de vouloir appliquer cette interprétation au camée du cabinet de Vienne. Quoique la ressemblance de la demi-figure ne soit pas très-parfaite, elle l'est assez cependant pour justifier notre explication, et nous convaincre que tel est le sujet que l'auteur a voulu représenter sur ce camée.

pliques et les actes de l'administration présentés à l'approbation de Tibère, l'étoient aussi à celle de Julie, et portoient en même tems le nom de cette princesse et celui de son fils [1]). S'il y avoit des incendies, Julie se montroit au public avec son fils Tibère, et exhortoit le peuple et les soldats à porter de prompts secours [2]). Si Julie ne parut jamais dans le sénat, ni dans les assemblées du peuple, ou dans les convocations militaires, elle ne s'en conduisit pas moins comme si elle eût été seule à la tête du gouvernement. Elle déclara qu'elle avoit créé son fils Tibère empereur, et c'étoit par cette raison qu'elle ne vouloit point partager le pouvoir avec lui, cherchant au contraire à établir sa prééminence. Il est incertain si ce fut par ses machinations ou par le dévouement du peuple, qu'on proposa de nommer Tibère fils de Julie, au lieu de fils d'Auguste [3]). Dans l'inscription de la statue qu'elle avoit élevée à Auguste, sur le Forum de Marcellus, son nom précédoit celui de Tibère [4]). La conduite de Julie déplut extrêmement à cet empereur, qui ne vouloit pas que l'on pût croire, qu'il dut le trône à la faveur de sa mère, et qui prétendoit au contraire avoir été forcé par le sénat à l'accepter [5]). Il étoit si irrité de l'ambition de Julie, que de tous les honneurs que le sénat vouloit accorder à cette princesse, il ne lui permit d'en accepter que quelques uns [6]): par exemple il ne voulut point que le sénat lui donnât un licteur; il ne consentit jamais à ce qu'on lui élevât un autel, en mémoire de son adoption dans la famille Julia [7]), et quand le sénat voulut

1) Dio L. C. p. 837. l. 13.

2) Sueton. Tiber. c. L. p. 298. W.

3) Dio L. LVII. c. 12. p. 836. l. 8. — Sueton. Tib. c. L. p. 298. — Tac. Ann. L. I. c. 14. p. 43. Gr.

4) Tac. Annal. L. III. c. 64. p. 389.

5) Dio L. LVIII. c. 3. p. 848. — Tacit. Annal. L. I. c. 7. p. 21. G.

6) Dio L. LVII. c. 13. p. 837. l. 28.

7) Tacit. Annal. L. I. c. 14. p. 44.

Si Tacite observe ici que Tibère ne permit pas à Livie de se servir d'un licteur, que le sénat lui avoit accordé, ce passage ne contredit point celui de Dion, que nous avons cité plus haut, et dans lequel cet auteur parle d'un licteur qui devoit accompagner cette princesse dans les fonctions de son sacerdoce, parce que le passage de Tacite parle d'un licteur, qui devoit la suivre partout, quand elle sortoit. C'étoit une distinction dont jouissoient les vestales, et on accorda par la suite deux licteurs à Agrippine épouse de l'empereur Claude.

*

donner à Julie d'autres marques de sa vénération, Tibére s'y opposa [1]). Il défendit aux Espagnols de lui ériger des temples en commun avec elle [2]). Cette princesse ne put consacrer le simulacre d'Auguste, dont nous avons parlé plusieurs fois, qu'après en avoir obtenu la permission du sénat. Elle auroit voulu, à cette occasion, donner un diner aux sénateurs et aux chevaliers, mais Tibère s'en chargea et lui permit seulement d'inviter les femmes.

Le caractère ambitieux de Julie auroit pu choquer même un prince moins capricieux que Tibère. Mais il faut avouer aussi, que le peuple romain auroit été beaucoup plus heureux, s'il avoit été soumis au sceptre de Julie, ou si elle eut gouverné conjointement avec son fils. La conduite de Caracalla, prince d'ailleurs sans génie, fut sous ce rapport beaucoup plus sage. Car pendant l'hiver qu'il passa à Nicomédie, pour préparer la campagne contre l'Arménie et les Parthes, Julia-Domna, sa mère, dirigeoit l'administration à laquelle étoient remis tous les actes grecs et latins adressés à l'empereur [3]). Et deux ans après, lorsque Caracalla fit la guerre en Syrie, elle résida à Antioche, où elle remplissoit les fonctions de secrétaire-d'état, décachetoit et examinoit toutes les depêches adressées à l'empereur, afin qu'il ne fut pas inportuné par un trop grand nombre d'écrits [4]). Enfin l'ambition de Julie ne cessant d'af-

Il est fait mention dans une inscription antique d'une ARA · GENTIS · IVLIAE · qui se trouvoit au capitole (Marini Atti e Monum. de' Frat. Arv. tav. XI. p. CXII.), mais on ne sait pas, par qui et à quelle occasion elle fut élevée.

1) Sueton. Tiber. c. 50. p. 298.

2) Tac. Annal. L. IV. c. 37. p. 477.

3) Dio L. LXXVII. c. 16. p. 1304. l. 12.

4) Id. LXXVIII. c. 4. p. 1312. l. 97.

De ces deux passages de Dion, il ne résulte pas ce que Gutherius (De Offic. Dom. Aug. L. III. c. 5. p. 456.), cité par Reimarus (In Dion. L. C. p. 1304. §. 98.), crut trouver. Gutherius prétend que Julia-Domna, lisant les actes de l'administration, mises en ordre d'après leur importance par les secrétaires d'état, fit l'office du souverain, et non pas celui de secrétaire. Mais Guthérius n'étoit pas au fait de la question. Car il résulte des deux passages de Dion que Julia-Domna choisissoit parmi le grand nombre d'écrits adressés à l'empereur, ceux qui étoient les plus importans. Or pour savoir lesquels méritoient particulièrement son attention, il falloit les lire sans doute. Ainsi Julia lisant ces écrits, et les classant, ne fit-elle pas l'office de secrétaire-d'état? Elle transmettoit ensuite les requêtes importantes à l'empereur, qui les lisoit, ou se les faisoit lire, et donnoit sa décision.

fliger et contrarier Tibère, il ne resta à ce dernier d'autre parti que de quitter Rome, et de s'éloigner de la capitale [1]). Julie mou-

Ce dernier acte est celui du souverain. L'office de Julia, comme celui des secrétaires-d'état de notre tems, n'avoit de l'importance, que parce qu'il dépendoit d'elle de choisir ce qu'elle vouloit présenter à l'empereur, et que la manière de le faire pouvoit avoir beaucoup d'influence sur la décision. Il n'est pas dit expressément dans les deux passages de Dion, que Julie envoyât les écrits importans à l'empereur; mais il y a deux raisons qui le prouvent. La première, c'est que Dion dit que Julie décachetoit et examinoit le grand nombre de dépêches adressées à l'empereur, afin de le soulager dans l'administration, mais il ne dit pas que l'empereur l'avoit chargée de la décision. Dion observe (L. C. p.1304. l.13.) que Caracalla, lui ayant confié la direction de son bureau, en avoit excepté les écrits de la plus haute importance, πλὴν τῶν πάνυ ἀναγκαίων. Sous cette dénomination on comprenoit sans doute une certaine classe d'écrits, ou ceux dont l'étiquette indiquoit et leur importance et leur matière. Caracalla ne laissant pas passer par les mains de sa mère les écrits les plus importans, il n'est pas probable qu'il lui ait permis de décider sur les autres, et qu'il lui ait cédé une partie de son autorité suprême, lui qui en général ne suivoit que rarement les sages conseils qu'elle lui donnoit quelquefois (Dio L. C. p.1304. l.9.). Secondement, Dion observe (p. 1312. l. 96. et l. 5.) qu'une lettre avoit été envoyée, par méprise, à Julia Domna, au lieu d'être envoyée directement à l'empereur et que, pour cette raison, l'affaire qu'elle concernoit, avoit souffert quelque retard. Julie envoyant cette lettre à Caracalla, il suit de-là qu'elle lui faisoit parvenir tous les écrits qui lui paroissoient le mériter.

C'étoit déjà l'usage depuis le tems d'Auguste que les empereurs, et ceux qui appartenoient à leur famille, lussent leurs harangues, au lieu de les réciter. Les secrétaires-d'état, nommés *Magistri scriniorum*, et quelquefois les rhéteurs, *Magistri dicendi*, furent chargés de la composition de ces harangues, tantôt grecques, tantôt latines. Les secrétaires et les rhéteurs en écrivirent même pour des empereurs qui, comme Trajan (Iulian. Caesar. p.38-39. Pet.), avoient bien le talent de les composer eux-mêmes, mais ou ne vouloient pas s'en donner la peine, ou n'avoient pas le tems de le faire. On voit par-là, combien de connoissances et de talens étoient alors nécessaires pour l'emploi d'un secrétaire-d'état. Hadrien remplissoit cette fonction auprès de Trajan, après la mort de Sura (Spart. in Hadr. — Vit. Ael. Caesar.). Dans la suite, les empereurs ne se donnèrent pas même la peine de lire les harangues qu'on leur avait composées, mais on en chargea les questeurs, comme l'avoit déjà fait Auguste quand il s'étoit trouvé enrhumé et affoibli par la vieillesse (Dio L. LIV. c.25. p.753. l.59). Souvent il faisoit réciter par Germanicus les harangues qu'il avoit composées lui-même (Dio L. LVI. c.26. p.825. l.52), ce que fit Titus pour Vespasien (Sueton. Tit. c. VI. p.255). C'étoient ordinairement les questeurs qu'on chargeoit de faire la lecture des harangues (Dio L.LX. c.2. p.940. l.37. — Tac. Ann. L.XVI. c.27. p.1136.). Dans l'absence des questeurs on faisoit quelquefois faire cette lecture par les préteurs (Dio L.LXXVIII. c.16. p.1325. l.31.), et il n'y a que Néron qui en ait chargé les consuls (Sueton. Ner. c.XV. p.90.). M. Wolf a fait des recherches très-intéressantes sur l'origine de la coutume de lire les harangues (In Orat. Cic. pro M. Marcello.) que Weiske (Comment. in Cic. Orat. pro M. Marc. p.35.) n'a pas pu infirmer.

1) Tacit. Annal. L. IV. c.57. p.507.

rut à l'âge de quatre-vingt-six ans. Pendant sa maladie Tibère ne voulut point lui rendre visite, il n'assista point à ses funérailles, et, à l'exception des cérémonies usitées, il ne permit de lui accorder aucun des honneurs extraordinaires que sembloit mériter son rang. Il défendit qu'on la mît au rang des Déesses [1]), sous prétexte que de son vivant elle avait renoncé à cet honneur [2]). Néanmoins le sénat annonça un deuil général d'une année pour toutes les femmes; et il décréta d'élever en son honneur un arc, dont l'exécution fut défendue par Tibère [3]).

Les honneurs qu'avoit refusés le fils à sa mère, lui furent rendus par son petit-fils. Claude lui décerna ceux de l'apothéose, célébra en son honneur des jeux solennels à cheval, et fit placer sa statue dans le temple d'Auguste [4]), qui, par-là, se trouva consacré à cette nouvelle Déesse aussi bien qu'à son époux. C'est par cette raison que ce temple est nommé dans une ancienne inscription: LE TEMPLE DU DIEU AUGUSTE ET DE LA DÉESSE AUGUSTA [5]). Sous le règne du même Claude ce temple fut nommé le Nouveau temple d'Auguste [6]), probablement à cause de quelques réparations que l'on y avoit faites. Dans des occasions solennelles on immoloit un boeuf à Auguste, et à Livie, nommée DIVA AUGUSTA dans la plupart des inscriptions, on immoloit une vache. Quelquefois ce nombre fut doublé [7]). Les sacrifices à Auguste dans ce temple furent aussi quelquefois offerts sur l'autel de la Providence [8]). Claude ordonna que le char de la nouvelle Déesse parût

créta que les femmes jureroient par le nom de Julie, et il chargea les Vestales du soin des sacrifices qu'on devoit lui offrir[1]) Les legs de Julie, que Tibère avoit défendu d'acquitter[2]), le furent par Caligula[3]). Ce dernier, immédiatement après son avènement au trône, déclara par un senatus-consulte Antonia son ayeule prêtresse d'Auguste, et lui décerna tous les honneurs dont avoit joui Julie[4]). Ce même Caligula conféra le sacerdoce de sa propre Divinité à Caesonie son èpouse et à plusieurs Romains distingués par leur fortune[5]).

Avant de terminer nos recherches, nous dirons encore un mot sur les honneurs et les distinctions qu'accordèrent les successeurs d'Auguste à leurs épouses et à leurs parentes. Le culte dont Caligula honora la mémoire de sa soeur Drusille est très-remarquable. Outre des obsèques magnifiques il lui fit rendre les mêmes honneurs qui avoient été rendus à Julie. Elle obtint entr'autres ceux de l'apothéose; une statue d'or lui fut élevée dans la salle du sénat, et une autre dans le temple de Vénus. Cette dernière statue étoit de la même grandeur que celle de la Déesse, et on rendoit le même culte aux deux Divinités. On lui décerna un temple, où les hommes et les femmes devoient sacrifier et offrir des présens votifs et dresser des statues. Les femmes devoient jurer par son nom, lorsqu'elles portoient témoignage dans les tribunaux. Il fut arrêté qu'on célèbréroit l'anniversaire de sa naissance par une fête magnifique, semblable à celle de Cybèle. On devoit y donner un repas au sénat et

brées en leur honneur, une ancienne inscription dans le recueil de Gruter, p. CCXXVIII. n.8.

1) Dio et Sueton. LL. CC.

L'inscription suivante: GENIO · AVGVSTI · ET · TI · CAESARIS · IVNONIS · LIVIAE · MYSTES · L · n'a pas été faite du vivant de Livie, comme le croyoit Gori (Columb. Liv. Aug. p. XXXIII.), mais après sa mort, et après l'apothéose qu'elle reçut de Claude. Le passage de Prudentius

Adiecere sacrum, fieret quo Livia Iuno,

cité par Gori se rapporte au même tems, et il n'y a que les vers dans lesquels Ovide la compare à Junon (L. III. ex Pont. El. I. v. 145. et 117.) qui aient été écrits du vivant de cette princesse. On trouve les noms de plusieurs prêtresses de Julie sur des inscriptions antiques (Gruter. Inscr. p. CCCXX. 12. CCCXXI. 1. 5).

2) Dio L. LIX. c. 1. p. 902. l. 21.

3) Id. ib. c. 2. p. 903. l. 30. — Sueton. Calig. c. 16. p. 344.

4) Dio L. LIX. c. 3. p. 904. l. 86.

5) Id. ib. c. 18. p. 933. l. 24.

aux chevaliers. Enfin on changea son nom de Drusille en celui de Panthée, et elle reçut des honneurs divins dans toutes les villes [1]). Claude donna à Messaline le droit de la préséance, c'est-à-dire, il la nomma Augusta, et lui permit de se servir du carpentum [2]). Néron bâtit un Héroum en honneur de Popée-Sabine, après sa mort, et le décora avec la plus grande magnificence. L'inscription du fronton portoit: A VÉNUS SABINE PAR LES FEMMES [3]). Hadrien, qui étoit parvenu au trône impérial par les soins de Plotine, lui témoigna sa reconnoissance, en lui élevant un temple et faisant composer des poëmes dans lesquels on chantoit ses vertus [4]). On a trouvé le nom de deux de ses prêtresses sur des inscriptions antiques [5]). Le sénat décréta à Faustine et à Marc-Aurèle des statues d'argent qui devoient être placées dans le temple de Vénus à Rome, et il leur dédia un autel sur lequel toutes les jeunes filles fiancées et leurs futurs époux devoient sacrifier. Il fut arrêté qu'une statue d'or de Faustine seroit toujours portée au théâtre, lorsque Marc-Aurèle y assisteroit, et qu'elle occuperoit la place que Faustine occupoit de son vivant en qualité d'Augusta; les dames romaines les plus distinguées devoient être assises auprès de cette statue [6]). Sur la demande de Marc-Aurèle le sénat accorda l'apothéose à son épouse, et Marc-Aurèle lui fit élever un temple desservi par les nouvelles filles de Faustine, pour les distinguer de celles qui avoient été instituées par Antonin le pieux, et qui n'étoient pas des prêtresses [7]).

Nous remarquons enfin que, malgré les honneurs dont Julie fut comblée, et qu'aucune Impératrice n'a peut-être reçus après elle, elle n'obtint ni de son vivant, ni après sa mort, que son portrait fût placé sur les médailles romaines; prérogative qui fut

1) Dio L.LIX. c.11. p.914. l.33. — Sueton. Calig. c.XXIV. p.356.

2) Dio L.LX. c.22. p.959. l.68.

L'honneur de ce servir du carpentum fut donné par le sénat à Agrippine (Dio ib. c.33. p.971. l.86).

3) Dio L. LXIII. c. 26. p. 1045. l. 74. — Tacit. Annal. L. XVI. c. 31. p.1130.

4) Dio L.LXIX. c.10. p.1159.

5) Grut. Corp. Inscr. p.CCCXXII. 1. 2.

6) Dio L.LXXI. c.31. p.1195. l.60.

7) Capitol. in Marc. Iulian. Caesar. p.50.

cependant accordée à presque toutes les Impératrices décorées du titre d'Augusta[1]).

Un très-beau Sardonyx gravé en relief, faisant partie de la collection des pierres gravées de M. le Général Hitroff, acquise pour le cabinet impérial pendant le règne de S. M. l'Empereur ALEXANDRE, nous offre le buste de Livie tourné à gauche[2]), mais avec les traits plus jeunes que ceux qu'elle porte sur l'apothéose de Paris. Sa physionomie est grave, elle annonce la prudence[3]). Comme sur les deux camées dont il a été question, celui de Paris et celui de Vienne, le sardonyx du cabinet impérial de Russie la représente voilée, et en outre couronnée de lauriers. Sur les médailles romaines on a donné aussi le voile aux têtes de la Piété, qu'on a attribuées avec probabilité à Livie, quoiqu'il n'y ait aucune ressemblance avec les traits de cette Impératrice. Il seroit difficile de décider si le portrait de Livie, sur le camée dont nous parlons, a été fait du vivant de son époux, ou après sa mort. Dans l'hypothèse qu'il représente Julia Augusta, on pourroit admettre que le voile qu'on lui a donné la désigne comme prêtresse d'Auguste, d'autant plus que nous ne lui voyons point d'attribut qui pût avoir rapport à Cérès ou à une autre Divinité. Mais il n'est point facile d'expliquer pourquoi la tête de Livie est couronnée de lauriers sur ce camée, ainsi que sur le grand sardonyx de Paris et sur deux autres camées du cabinet impérial de Russie. Ces deux derniers camées proviennent de la collection du Duc d'Orléans. L'un est d'un travail exquis et digne d'attention à cause de la manière dont l'artiste a employé les deux couches du sardonyx. Le buste et le fond sont formés par la couche de sardoine, et il s'est servi de la couche blanche pour la couronne de lauriers, et pour le ruban ou

1) On trouve des médailles romaines frappées de son vivant et après sa mort, quelques unes sous Néron et Galba. Mais elles ne nous présentent que la figure de Livie sans les traits du visage, et ce n'est que de ces traits dont nous parlons.

2) Voyez planche I.

3) Iulian. Caesar. p. 9. Ed. Petav.

Il est vrai que l'Empereur Julien parle, dans le passage cité, de Tibère. Mais la ressemblance frappante entre lui et sa mère, permet d'appliquer à la dernière ce que Julien observe de son fils.

les tresses dont les cheveux sont liés sur la nuque du cou[1]. La coëffure de Julie est au reste la même dans ce camée, que dans celui du cabinet impérial de Paris. L'autre camée est plus petit, et d'un travail moins parfait; le buste de Livie, tourné à droite, est gravé sur la couche blanche, et le fond paroît de couleur bleuâtre, ce qui est d'une extrême rareté dans le sardonyx des Indes; mais cette teinte devient celle de la sardoine lorsqu'on regarde la pierre à travers le jour. Du reste les cheveux de Livie sont ornés de la couronne de lauriers et arrangés sur ce camée de la même manière que sur le sardonyx précédent et sur le grand camée de Paris. Afin d'expliquer la raison pour laquelle Julie, sur tous ces monumens, est couronnée, de lauriers, nous devons observer qu'un camée, comme celui de Paris, représentant toute la famille de Tibère, a été sûrement commandé par un membre de cette famille, ou éxécuté avec la permission de la cour impériale. Or Julie porte la couronne de lauriers sur ce magnifique camée aussi bien que sur nombre d'autres pierres gravées qui datent de la même époque, ainsi l'on doit conclure que les artistes cités ont eu des motifs particuliers qui les ont engagés à la représenter de cette manière. La cour étoit encore peu fastueuse sous l'Empereur Auguste, et le cérémonial n'en étoit point fixé par des lois. Cet Empereur étoit si simple dans sa manière de vivre, qu'il n'y avoit dans sa maison que de petites colonnades en pierres ordinaires, et qu'on n'y voyoit aucun appartement orné de marbre ou pavé de mosaïque. Il coucha quarante ans dans la même chambre, tandis que les citoyens un peu opulens changeoient d'appartement à chaque saison[2]. D'après ce que nous avons dit plus haut, il nous paroît très-vraisemblable que Livie, quand elle paroissoit en public avec Auguste, étoit comme lui couronnée de lauriers, ou du moins qu'elle s'appropria cette couronne après qu'elle fut déclarée Augusta, sans que le sénat lui eût accordé cette distinction. Car si elle l'eût porté en vertu d'un décret du sénat, les historiens n'auroient pas omis de nous instruire de cette particularité, et son buste, orné de cette couronne, auroit certainement paru sur les médailles ro-

1) Descript. des princip. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. 25. p. 57.
2) Sueton. Octav. c. LXXII. p. 198.

maines [1]). Il est impossible d'admettre avec MM. La Chau et Le Blond [2]), que la couronne de Livie ait dû son origine à une branche de lauriers qu'un aigle laissa tomber dans le sein de cette princesse.

Après avoir répandu un nouveau jour sur l'explication de deux magnifiques camées du cabinet impérial de Vienne, nous terminerons nos recherches par quelques observations sur trois ou quatre pierres gravées de la même collection, publiées par l'abbé Ekhel.

Dans l'explication d'un camée représentant la tête d'un Empereur vue de trois quarts [3]), Ekhel observe que cette tête doit représenter un des Empereurs depuis Auguste jusqu'à Hadrien, parceque depuis ce dernier jusqu'à Constantin le Grand les Empereurs portoient la barbe. A la fin Ekhel se déclare pour Tibère, mais toute hésitation étoit superflue. Ce sont les traits du visage de Tibère, quoique la ressemblance ne soit pas parfaite; défaut aussi fréquent dans les portraits des anciens que dans ceux des modernes.

La cornaline représentant un sujet composé de trois figures [4]), est un ouvrage du seizième siècle, et l'abbé Ekhel n'auroit pas dû lui prodiguer des éloges que les artistes maniérés de ce tems-là ne méritent que très-rarement et avec beaucoup de restrictions. Son admiration pour cette pierre et le soin qu'il a eu de la publier de préférence à plusieurs autres beaucoup plus importantes, nous prouvent qu'il la croyoit antique. Le même sujet se trouve répété dans plusieurs cabinets, mais le travail en est moderne; et comme nous n'en connoissons aucun original antique, et que les originaux de tant d'autres sacrifices et bacchanales gravés dans le seizième

1) Une médaille citée par Ekhel (Doctr. Num. Vet. Vol. VI. p. 154.), et sur laquelle Julie porte une couronne de lauriers, ne peut être alléguée ici, parce que cette médaille n'a pas été frappée à Rome, mais à Romula en Espagne.

2) Descr. des Princ. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, Vol. II. p. 60.

Nous n'avons trouvé nulle mention d'une médaille du cabinet de Pellerin citée par MM. La Chau et Le Blond, et sur laquelle Sabine porte une couronne de lauriers. Cette médaille ne peut nullement appartenir aux médailles romaines, et elle aura été frappée dans quelqu'une des colonies.

3) Choix des Pierr. Grav. du Cab. Imp. pl. V. p. 22. — Sect. III. No. 3. du Catal. manuscr.

4) Choix des Pierr. Grav. pl. XXII. p. 53-54. — Sect. II. No. 288. du Catal. manuscr.

siècle n'existent pas non plus, nous sommes persuadés que tous ces ouvrages appartiennent à la même époque, non-seulement par rapport au travail, mais aussi du côté de l'invention des sujets. Nous avons remarqué qu'une scène de bacchanale assez semblable à celles qu'on voit souvent sur des pierres de cette classe, se trouvoit sur le revers d'une des médailles dont M. Mionnet a publié les soufres[1]; et nous devons avouer que ce revers nous paroit très-suspect.

L'abbé Ekhel auroit mieux consulté les intérêts de ses lecteurs si, au lieu de leur présenter des pierres modernes, il avoit choisi des sujets parmi le grand nombre de pierres antiques qui se trouvent dans la collection impériale de Vienne. Il prodigue des éloges à une cornaline portant une demi-figure de Bacchus[2]. Il dit: «la gravure de cette très-belle cornaline est une des plus élégantes «et de mieux exécutées qu'on puisse voir.» Il prend cette figure pour une Bacchante, mais elle représente Bacchus, comme on le voit par la poitrine qu'Ekhel croit être le sein d'une femme mal dessiné. Il admire la perfection du travail et l'expression du visage. Mais c'est aussi, sans contredit, un ouvrage très-médiocre du seizième siècle.

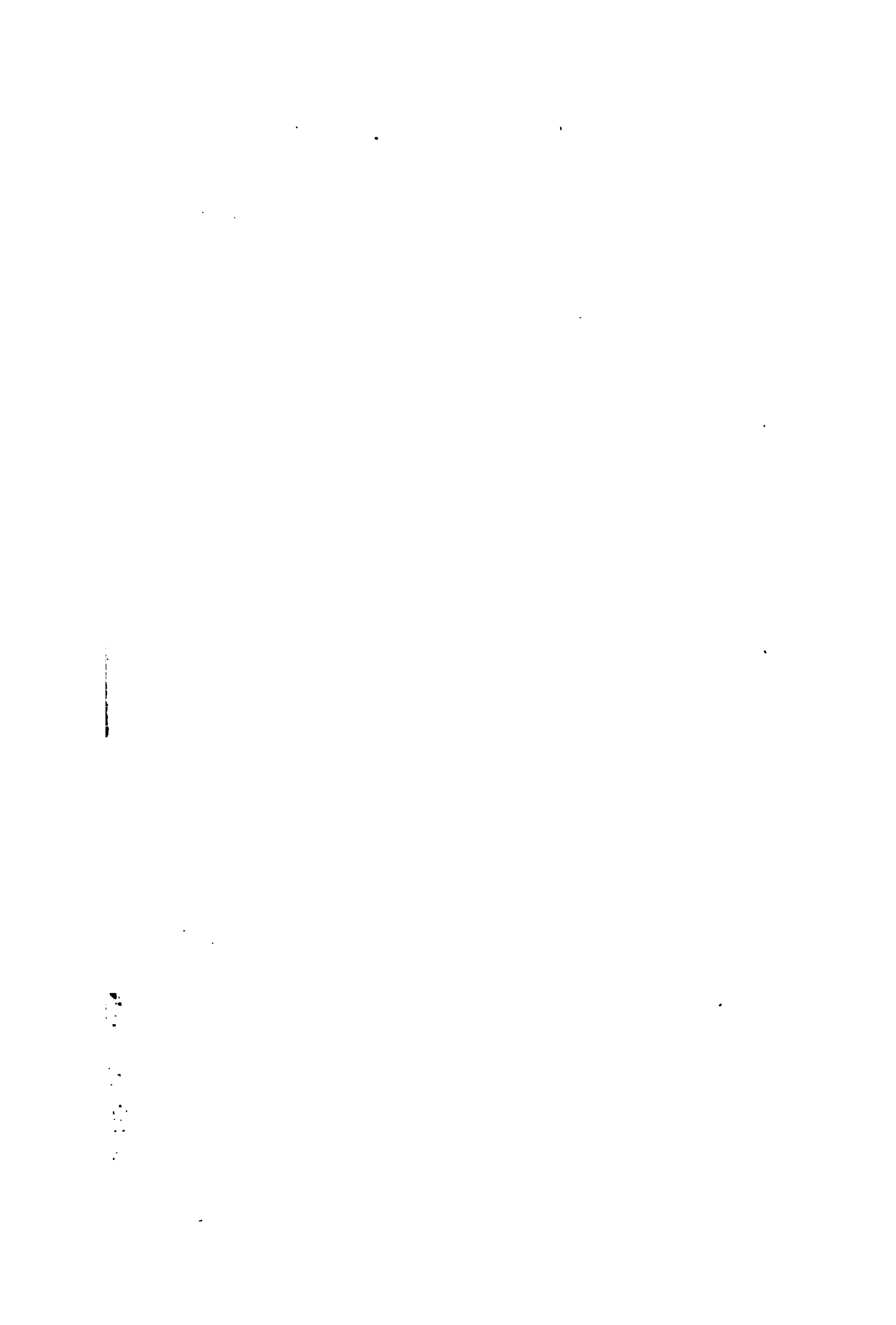
Nous porterons le même jugement sur une cornaline sur laquelle l'abbé Ekhel, ne doutant point de l'antiquité de cette pierre, a cru voir Protésilas et Laodamie[3], dont l'invention et l'exécution appartiennent évidemment à un artiste moderne. Nous remarquerons même qu'il nous paroit très-douteux qu'on ait voulu y représenter l'histoire de Protésilas et de Laodamie. Cette explication pourroit être très-heureuse, si le monument étoit antique. Mais elle n'est pas appliquable à une production du seizième siècle, époque à laquelle les artistes ne recherchoient que des sujets très-connus dans la mythologie. Nous croyons plutôt que l'artiste de cette gravure a eu en vue de représenter les amours de Mars et de Vénus.

1) Catalogue d'une Collect. d'Empreint. p. 71. No. 1327.

2) Choix des Pierr. Grav. du Cab. Imp. pl. XXV. p. 56-57. — Sect. IV. No. 283. du Catal. manuscr.

3) Choix des Pierres. Grav. du Cab. Imp. pl. XXXVI. p. 71-72. — Sect. IV. No. 347. du Catal. manuscr.

La cornaline portant la demi-figure de Bacchus, ainsi que plusieurs autres productions modernes ont été trop embellies dans les figures qu'en a données l'abbé Ekhel, tandis que la plupart des beaux ouvrages antiques ont été dessinés dans son recueil avec peu de goût. Mais nous ne voulons point par cette remarque, faire une reproche à l'éditeur du choix des pierres gravées du cabinet impérial de Vienne. La difficulté de se procurer des dessins parfaits des monumens antiques est telle, que les éditeurs des livres archaeologiques doivent souvent s'estimer heureux de pouvoir se passer entièrement de figures.



DESCRIPTION

D'UN

CAMÉE

DU

CABINET DES PIERRES GRAVÉES

DE

SA MAJESTÉ IMPÉRIALE L'EMPEREUR

DE TOUTES LES RUSSIES.

Avec 3 planches.

(St.-Pétersbourg 18[illegible].)

a rareté du sujet, la beauté du dessin et de l'exécution, rendent
rêmement précieux le camée antique que nous publions dans ce
moire[1]). Il est gravé sur un très-beau sardonyx oriental à deux
ches et représente les Grâces[2]). Ce sujet est un de ceux que
n rencontre le moins fréquemment parmi la grande quantité qui
us reste des monumens de l'art glyptique des anciens. Le camée
nt nous donnons la description est même le seul connu, où l'on
rouve ces Divinités[3]). Elles sont entrées beaucoup plus souvent
ns la composition des bas-reliefs.

Un mérite particulier de notre monument est de représenter les
âces avec des attributs très-distinctement indiqués. Celle à gauche
nt deux épis; celle du milieu, des fleurs; et la dernière à droite,
ux pavots. On doit observer, en général, que les attributs des
âces ont été très-arbitraires dans l'antiquité. D'après un principe
s anciens, dont il sera question dans la suite de cette dissertation,

1) Ce camée fait partie de la collection de M. de St.-Morys, acquise par S. M.
npératrice Cathérine II.

2) Voy. Pl. I.

3) La plupart des pierres gravées représentant les Grâces, sont des productions
seizième siècle et des tems modernes. De ce nombre sont les deux améthystes
la collection de Lippert (Mill. III. p. 1. No. 287. Mill. I. P. 1. No. 344. ou Mytholog.
us. No. 764-765. — Dolce Descr. Istor. del Mus. di Denh, To. I. p. 81. No. 44. —
spe Catal. de Tassie, No. 6434. et 6433.) un camée du cabinet Farnese (Catalogo
le pietre originali del Real Museo Farnesiano di Napoli. manoscr. No. 159.) et une
naline du même cabinet (Catal. No. 399. — Dolce L. C. p. 82. p. 45. — Lipp. Mill. I.
. No. 346. ou Mytholog. Taus. No. 767. — Raspe L. C. No. 6436.) On doit porter le
me jugement sur la plupart des pierres publiées dans les recueils de Dolce, Lip-
t et Raspe.

les monumens des arts du dessin ne devoient jamais être chargés d'attributs. L'abus qu'on en a fait du tems des Romains et de nos jours, est une preuve sensible de la corruption du goût et de l'ignorance du vrai beau. Chez les Grecs on ne voit quelquefois aucun attribut dans les mains des Grâces: il suffisoit de représenter un groupe de trois belles femmes entrelacées, pour les faire distinguer de toutes les autres Divinités de l'Olympe et de toutes les Héroïnes de la mythologie. Mais d'autrefois les artistes, pour suivre un caprice, ou la fantaisie de ceux qui employoient leurs talens, donnoient à ces Divinités des symboles particuliers. Ces symboles pouvoient même indiquer des convénances locales. C'est ainsi que dans un groupe à Elis l'une d'elles tenoit une branche de myrte, l'autre une rose, et la troisième un dé[1]). Sur les médailles elles ont des pommes, ou des flacons d'odeurs dans les mains[2]). A Délos elles tenoient une lyre, une flûte et une syrinx[3]), et elles y représentoient sans doute les Grâces de la musique. On avoit donné à peu près les mêmes instrumens à trois statues des Muses faites par Canachus, Agéladas et Aristocles; elles avoient une flûte de lotus, le barbiton et la chelys[4]).

Les mêmes Divinités que nous voyons sur le camée du cabinet des pierres gravées de Sa Majesté Impériale l'Empereur de toutes les Russies, se trouvent sur une belle pierre gravée antique dont le sujet est une allégorie. Il faut observer qu'il n'y a qu'un très-petit nombre de sujets allégoriques qui se soient conservés dans les monumens des anciens. Quand nous parlons ici de sujets allégoriques, il est clair que nous n'y comprenons pas les symboles assez fréquens d'idées abstraites, et des vertus, comme sont l'Espérance, la Paix, l'Abondance, les Grâces et tant d'autres. Nous entendons des compositions de plusieurs figures différentes, destinées à exprimer une pensée. Les auteurs anciens ne font que très-rarement mention de semblables compositions allégoriques; et c'est de là qu'on doit conclure que les monumens de cette espèce ont été rares

1) Pausan. El. II. c. XXIV. p. 514.
2) Voyez les médailles de Trajanopolis, Adrianopolis et Germé.
3) Plutarch de Mus. c. XIV. p. 645. Ed. Wytt. To. V. P. II.
4) Antipat. Sidon. carm. XXXV. in Br. Anal. To. II. p. 15.

même dans l'antiquité. La belle pierre gravée que nous publions ici, mérite l'attention particulière des amateurs de l'antiquité, soit à cause de la rareté du sujet en général, soit parceque ce sujet exprime une belle pensée par une allégorie savante et ingénieuse [1]).

L'artiste a exécuté deux groupes qui composent un tableau allégorique. Trois Déesses occupent la partie supérieure; les Grâces, celle inférieure,

Τρισσὸν ζεῦγος τρισσῶν θεῶν [2]).

Dans le premier groupe on voit à gauche Vénus Anadyomène: elle y est représentée pressant avec les deux mains l'eau de ses cheveux,

— — quas quondam nuda Dione
Pingitur humenti sustinuisse manu [3]),

comme la statue en marbre dont parle Ovide [4]),

Nuda Venus madidas exprimit imbre comas.

Minerve se trouve dans le milieu de ce groupe; son casque est orné d'un pannache; elle est vêtue d'une tunique sans manches, arrêtée au dessus des hanches par une ceinture, et sur laquelle est fixée une cuirasse légère. De la main droite elle tient sa lance, et de la gauche un bouclier orné d'une tête de Méduse. Au bas, on voit entre elle et Vénus un hibou.

La Divinité nommée Tyché ou Fortune par les anciens, est la

1) Voyez Pl. II.
Cette pierre étoit entre les mains de Mr. le Baron de Nicolay, poëte et littérateur célèbre, qui a bien voulu m'en donner une empreinte. La pierre est un peu convexe, et à l'inspection seule de l'empreinte son antiquité paroît indubitable.

2) Eurip. Troad. v. 924.

3) Ovid. Amor. L. I. El. 4. v. 33-34.

4) Id. de A. A. v. 224.
Une petite figure en bronze de la Vénus Anadyomène au musée de Portici (Bronz. d'Ercol. To. II. tav. XVI.) a beaucoup de ressemblance avec celle de notre monument; elle n'en diffère que par son attitude, étant tournée à gauche, tandisque la notre panche un peu vers le côté droit. Dans le même musée se trouve encore une autre figure de cette Déesse (Ibid. tav. XVIII. f. 1.) tournée comme la notre un peu vers le côté droit, mais la partie inférieure de cette figure est couverte d'une draperie. Sur un sardonyx du cabinet impérial de Vienne (No. 165. de la IV. section du catalogue manuscrit) et sur une sardoine du cabinet de Florence (Mus. Flor. Gemm. tab. XLI. No. 3.) on voit Vénus Anadyomène représentée de la même manière que sur la pierre dont nous nous occupons.

*

troisième Déesse du premier groupe. Elle est placée au-dessus d'un globe qu'elle ne touche pas de ses pieds. Elle tient de la main droite un gouvernail, et avec le bras gauche elle porte la corne d'abondance. Elle est vêtue d'une tunique qui descend jusqu'aux pieds. Une draperie légère qui couvre une partie des cuisses, est rejetée sur l'épaule gauche, et le bout en est retenu par la main gauche. Le globe au-dessus duquel on voit cette Déesse, est le plus ancien de ses attributs distinctifs [1]). Dans les monumens de l'ancien style grec, elle étoit représentée debout, les pieds joints, au dessus d'un globe, par lequel on a voulu indiquer l'incertitude et l'instabilité de la Fortune [2]).

Les Grâces forment le second groupe. Celle placée au milieu montre le dos; les deux autres sont vues par devant. Elles sont nues toutes les trois. La première à gauche tient deux épis: mais les attributs des deux autres ne sont pas reconnoissables, à cause de la petitesse de la pierre.

Les vers de Théocrite [3]):

O Grâces! Est-il sans Vous un objet aimable pour les mortels?

le passage de Pindare [4]):

Avec Vous, ô Grâces, tout est agréable, tout est delicieux pour les mortels!
C'est par Vous que l'homme est savant,
C'est par Vous qu'il est beau,
C'est par Vous qu'il est illustre!

1) Gallien nomme le globe sur lequel est placé Tyché βάσιν σφαιρικὴν (Protrept. ad Art. c. II. pag. 4. To. II. Ed. Chart.), Dion Chrysostome (Orat. LXV. p. 36.) σφαίραν, Cébès (Tab. c. VII. p. 286.) λίθον ϛρογγύλον. La Déesse nommée chez Ovide (Epist. ex Pont. L. II. Ep. 3. v. 55):

— stans in orbe Dea

se trouve mentionnée dans le passage suivant de Pacuvius (Ap. Auctor. Rhetor. ad Herenn. L. II. c. 23):

Saxoque illam instare volubilem.

2) Galen. L. C.: μηδέποτ' ἐν αὐτῷ μενούσῃ διὰ τὸ τῆς βάσεως εὐμετακύλιςον.

3) Idyll. XVI. v. 108-109:

Τί χαρίτων ἀγαπατὸν
Ἀνθρώποις ἀπάνευθεν;

4) Olymp. Od. XVI. v. 7-10:

Σὺν γὰρ ὑμῖν τὰ τερπνὰ καὶ τὰ γλυκέα
Γίνεται πάντα βροτοῖς,

donnent une explication parfaite de ce monument. Ce que Théocrite remarque en général des Grâces qui seules embellissent notre existence, est réduit par Pindare à trois qualités essentielles au bonheur, Beauté, Sagesse et Gloire, qualités que nous voyons clairement exprimées par les figures de Vénus, de Minerve et de la Fortune, et qui s'accordent de la manière la plus heureuse avec l'idée du poëte. Quant à la troisième Déesse, on remarque que cette figure allégorique, qui représente la Fortune et l'Abondance, exprime une idée plus générale que celle de la Gloire et de la Renommée que nous trouvons dans Pindare. La Beauté, la Sagesse, la Gloire et les Richesses sont, selon Théocrite, Pindare et l'auteur de notre monument, des présens des Grâces; et ce n'est qu'avec ces Déesses si désirées des mortèls, comme le dit Orphée[1]), que ces dons peuvent être ennoblis et regardés comme la source du vrai bonheur. Ce sont les Grâces qui leur prêtent ce charme secret qu'elles seules possèdent, et sans lequel elles cesseroient d'être les Grâces, comme l'observe Callimaque[2]) dans une épigramme dont l'idée est un peu recherchée. Examinons à présent la relation qui existe entre les Grâces,

— Τρισσὰς μακάρων παῖδας[3]),

et chacune des trois Déesses, Vénus, Minerve et la Fortune.

«La Beauté sans les Grâces», dit un ancien poëte[4]), «nous «plait, mais elle ne nous ravit pas; elle ressemble à un appât flot«tant sur l'eau et détaché de l'hameçon.» Cette pensée sur la réunion nécessaire de la Beauté avec les Grâces, se trouvoit exprimée dans un ancien tableau de Nicéarque, où ce peintre avoit

Εἰ σοφὸς, εἰ καλὸς, εἴ τις ἀγλαὸς
Ανὴρ.

1) Hymn. LIX. v. 5:
Χάριτες θνήτοισι ποθειναὶ.

2) Epigr. XVI. v. 4:
Ἃς ἄτερ οὐδ' αὐταὶ ταὶ Χάριτες Χάριτες.
Tzetzes (Chil. X. hist. 337. v. 515. p. 193.) observe:
Ἐγὼ δὲ πᾶν ἐπιτερπὲς Χάριτας ὀνομάζω.

3) Eurip. Hec. v. 647-648.

4) Capito ap. Brunk. in Anal. T. II. p. 199:
Κάλλος ἄνευ χαρίτων τέρπει μόνον, οὐ κατέχει δὲ,
Ὡς ἄτερ ἀγκίστρου νηχόμενον δέλεαρ.

représenté Vénus au milieu des Amours et des Grâces [1]). Dans Horace [2]), Vénus commence la danse avec les Grâces, dont nous la voyons si souvent accompagnée [3]). Les Grâces, occupant le premier rang dans le cortège de la Déesse des Amours, avoient la prérogative de voir leurs statues placées à côté de celle de leur maitresse [4]). Les Grâces étoient inséparables de cette Divinité, parcequ'il n'y a ni bonheur, ni concorde entre les amans et les époux, sans la douceur et la complaisance réciproques [5]). Les Grâces étoient regardées comme les fidelles compagnes et les ministres de la toilette de Vénus [6]), parceque c'étoit de Vénus qu'on devoit attendre la plus grande élégance et le goût le plus parfait dans toutes les parties de l'ajustement. En cette qualité de suivantes de Vénus, elles ont toujours auprès d'elles, dans leurs groupes en marbre, un vase de parfums appartenant à la toilette de Vénus, auprès de laquelle les artistes ont aussi très-souvent placé ce vase [7]). Vénus avoit reçu le surnom d'Acidalia d'un bain consacré aux Grâces, qui se trouvoit à Orchomène [8]). Il n'est donc pas étonnant que, d'après les poëtes, les Grâces soient les filles de Vénus [9]), et qu'elles soient en bonne intelligence avec l'Amour leur frère; puisqu'aucune loi, aucun voeu de virginité, n'enchaînoit leur liberté [10]). Dans Anacréon l'Amour danse avec les Grâces couronné de roses [11]). Celui que l'Amour frappe d'une flèche sorti

1) Plin. Nat. Hist. L. XXXV. c. 40. s. 36. p. 531. Ed. Franz.

2) L. I. Od. 4. v. 5-7:

> *Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:*
> *Junctaeque Nymphis Gratiae decentes*
> *Alterno terram quatiunt pede.*

3) Bartoli Admir. tab. XXXI. et XXXII. — Mus. Capitol. To. IV. tab. LXII.

4) Phurnut. de Nat. Deor. c. XXIV. p. 197. Ed. Gale: Παρέδρους καὶ συνέδρους τὰς Χάριτας ἔχει. — Nonn. Dionys. L. XLI. p. 1064. v. 29-30. Ed. Hanov.

5) Plutarch. Conjug. Praec. p. 544-545. Ed. Wytt.

6) Hom. Hymn. in Vener. v. 61-63. — Claudian. de Nupt. Honor. et Mar. v. 99-103. — Chrysipp. ap. Senec. de Benefic. L. I. c. 3. p. 595.

7) Visconti Mus. Pio Clem. To. IV. p. 22.

8) Serv. in Virg. Aeneid. L. I. v. 724. p. 720. Ed. Masv.

9) Nonn. Dionys. L. XLVIII. p. 844. Ed. Plant. — Serv. in Aeneid. L. C.

10) Senec. de Benefic. L. I. c. 3. p. 594. Ed. Els.

11) Od. V. v. 9-11.

de l'arc des Grâces, dit Euripide[1]), passera sa vie dans les charmes de l'amour. A Élis, un groupe des Grâces de la plus haute antiquité, attestoit l'amitié intime qu'on supposoit entre elle et l'Amour, parceque la figure de ce dernier y étoit placée avec les leurs sur un même piédestal[2]).

Quant à Minerve, nous observons que ceux qui se sont voués à la Divinité de la sagesse, ne peuvent se passer de la protection des trois aimables soeurs. Les connoissances et les talens de tout genre sont loin de mériter le nom de sagesse, si celui qui les possède ne sait pas les employer avec goût et génie pour l'avantage de ses contemporains et des générations à venir, ou si l'austérité des ses moeurs le fait fuir de ceux auxquels il pourroit être utile[3]). «Sacrifiez aux Grâces», disoit Platon au sévère Xénocrate[4]); et en général, les Grecs désignoient les personnes qui avoient de la politesse et du goût, en disant, qu'elles avoient sacrifié aux Grâces[5]); tandis qu'ils disoient de celles à qui ces qualités manquoient, qu'elles avoient négligé de sacrifier aux Grâces[6]). De même Lucien conseille à un auteur médiocre de sacrifier aux Grâces et à la Clarté[7]), et à un historien de sacrifier à la Vérité[8]). C'étoit donc une très-heureuse idée de Speusippe, de placer le groupe des

1) Euripid. Iphigen. in Aul. v. 548-550.

2) Pausan. El. II. c. XXXIV. p. 514.

Les têtes, les mains et les pieds, étoient de marbre, et le reste du groupe de bois.

3) Voyez le passage d'Eunapius cité cidessous not. 5.

4) Diog. Laert. L. IV. segm. 6. p. 231. — Plutarch. Coniug. Praec. c. XXVIII. p. 558. — Aelian. Var. Hist. L. XIV. c. 9. p. 943.

5) C'est ce que dit Eunapius (Vit. Philosoph. p. 209. Ed. Comm.) du philosophe Veronicien, natif de Sardes : ὁ Βερονικιανὸς ταῖς χάρισιν ἔθυσε, καὶ ἱκανὸς ἀνθρώποις ὁμιλεῖν ἔστι καὶ εἴη. Synesius (in Dione) fait une remarque semblable : ἀξιῶ γὰρ ἐγὼ τὸν φιλόσοφον μηδ' ἄλλο τι κακὸν μηδ' ἀγροῖκον εἶναι, ἀλλὰ καὶ τὰ ἐκ Χαρίτων μυεῖσθαι καὶ ἀκριβῶς ἕλληνα εἶναι· Τοῦτ' ἐστὶ δύνασθαι τοῖς ἀνθρώποις ἐξομιλῆσαι, τῷ μηδενὸς ἀπείρως ἔχειν ἐλλογίμου συγγράμματος.

6) Plutarch. in Mar. p. 734. Ed. H. Steph.

7) In Lexiphan. c. XXIII. p. 201 : Μηδέ σε θελγέτωσαν αἱ ἀνεμῶναι τῶν λόγων, ἀλλὰ κατὰ τὸν ἀθλητῶν νόμον, ἡ στεῤῥά σοι τροφὴ συνήθης ἔστω, μάλιστα δὲ Χάρισι καὶ Σαφηνείᾳ θύε, ὧν πάμπολυ λίαν ἀπελέλειψο.

8) Quom. Hist. sit conscr. c. XXXIX. p. 203 : ἓν γὰρ τοῦτο ἴδιον ἱστορίας, καὶ μόνῃ θυτέον τῇ Ἀληθείᾳ, εἴ τις ἱστορίαν γράψων ἴοι, τῶν δ' ἄλλων ἁπάντων ἀμελη-

Grâces au milieu de l'académie [1]); et c'étoit par la même allégorie qu'on voyoit les statues de ces trois Divinités dans le vestibule du temple de Minerve Poliade à Erythrae [2]), et à l'entrée de l'Acropolis d'Athènes [3]).

Après avoir prouvé la liaison intime qui se trouve entre les Grâces et la Déesse protectrice des arts et des sciences, nous remarquerons que la même relation existe entr'elles et Apollon considéré comme Dieu des arts de l'imagination, et entre elles et Mercure considéré comme Dieu des arts appliqués aux besoins de la société [4]). Une harangue, par exemple, composée d'après les règles de la rhétorique, art que les anciens ont poussé à un si haut dégré de perfection, manquera souvent son but, si elle est écrite sans élégance, et si elle n'offre pas ces beautés qui enchantent et entraînent les auditeurs. Par cette raison les statues des Grâces étoient placées à côté de celle d'Hermes, comme le dit Plutarque [5]), et Mercure, surnommé Charidotes, étoit révéré à Samos [6]). Un auteur ancien remarque en parlant d'un philosophe dont le style manquoit d'élégance, qu'il n'avoit point sacrifié aux Grâces hermeïennes [7]).

Néanmoins la faveur des Grâces n'étoit pas moins indispensable à tous ceux qui s'étoient mis sous la protection d'Apollon, et l'on croyoit qu'elles seules embellissoient les productions de la poësie [8]). Selon Pindare [9]), la poësie étoit le jardin des Grâces, ou un do-

1) Diog. Laert. L. IV. segm. 1. p. 227. Ed. Men.

2) Pausan. Boeot. c. XXXV. p. 780.

3) Pausan. Achaic. c. V. p. 535.

4) D'après la tradition mythologique (Phurnut. de Nat. Deor. c. XVI. p. 164.) Mercure étoit le conducteur des Grâces, comme Apollon étoit celui des Muses.

5) De Audit. p. 168. — Cf. Senec. de Benefic. L. I. c. 3. p. 594.

6) Plutarch. Quaest. Graec. p. 210.

7) Eunap. Vit. Philosoph. in Jambl. p. 21: οὔτε γὰρ εἰς ἀφροδίτην οὔτων καὶ χάριν τὰ λεγόμενα βέβαπται· οὔτε ἔχει λευκότητα τινὰ, καὶ τῷ καθαρῷ καλλωπίζεται, οὐ μὴν οὐδὲ ἀσαφῆ παντελῶς τυγχάνει, οὐδὲ κατὰ τὴν λέξιν ἡμαρτημένα, ἀλλ' ὥσπερ ἔλεγε περὶ Ξενοκράτους ὁ Πλάτων, ταῖς ἑρμαϊκαῖς οὐ τέθυται χάρισι.

8) Pind. Olymp. Od. I. v. 48-52. p. 23. Ed. Cel. Beck:

Χάρις δ', ἅπερ ἅπαντα τεύ-
χει τὰ μείλιχα θνατοῖς,
Ἐπιφέροισα τιμὰν
Καὶ ἄπιστον ἐμήσατο πιστὸν
Ἔμμεναι τὸ πολλάκις.

9) Olymp. Od. X. v. 38-41. p. 233:

maine qu'elles partageoient avec la Déesse de l'amour [1]): il dit que les Grâces lui ont inspiré ses hymnes [2]). A Délos on voyoit les Grâces sur la main d'une statue d'Apollon, laquelle avoit été consacrée par les Méropes [3]). A Amyclae, elles figuroient sur le thrône de ce Dieu [4]). A Smyrne, un tableau d'Apelle représentant une des Grâces, étoit placé dans l'Odéum [5]). Euripide observe qu'on n'a jamais produit quelque chose de parfait dans les arts et dans les sciences, sans le secours des Muses réunies avec les Grâces [6]). Selon Hésiode les Grâces habitent sur l'Hélicon avec les Muses et le Desir [7]).

Bacchus étant la Divinité qui inspire l'enthousiasme nécessaire à la poësie, les Grâces appartenoient à sa suite aussi bien qu'à celle d'Apollon [8]). A Élis, les femmes invoquoient dans leurs hymnes Bacchus réuni avec les Grâces [9]). Ces Déesses et Bacchus avoient à Olympie un autel qui leur étoit commun [10]). Bacchus célébroit ses orgies sur l'Olympe avec les Grâces [11]), qui, selon une tradition ingénieuse, étoient ses filles et celles de Vénus [12]); et c'est avec elles qu'il mène des danses solennelles [13]). Les Grâces ont inspiré le poëte Ménandre [14]). Anacréon, dont la vie étoit consacrée aux Muses, à Bacchus et à l'Amour [15]), voulut qu'on gravât sur sa coupe les Grâces à l'ombre d'une belle vigne [16]).

— σύν τινι μοιριδίῳ παλάμᾳ
Ἐξαίρετον Χαρίτων νέμομαι
Κᾶπον· κεῖναι γὰρ ὤπασαν
Τὰ τέρπνα.

1) Pyth. Od. VI. v. 1-2. p. 165.
2) Olymp. Od. IX. v. 40-43. p. 233-234.
3) Plutarch. de Music. c. XIV. p. 645.
4) Pausan. Lacon. c. XVIII. p. 255.
5) Pausan. Boeot. c. XXXV. p. 781-782.
6) Ap. Plutarch. de Virt. Mul. p. 2.
7) Theogon. v. 54-65.
8) Nonn. Dionys. L. XXXII. p. 805.
9) Plutarch. Quaest. Gr. p. 299.
10) Pausan. El. I. c. XIV. p. 413.
11) Eurip. Bacch. v. 410-416.
12) Serv. in Aeneid. L. I. v. 724. p. 407.
13) Onest. carm. II. v. 1-2. in Brunk. Anal. T. II. p. 289.
14) Carm. anonym. DLX. v. 3-4. ibid. T. III. p. 268.
15) Antip. Sidon. carm. LXXIII. v. 9-10. ibid. To. II. p. 26.
16) Od. XVIII. v. 10-17.

L'alliance de Vulcain avec l'ainée des Grâces[1]), prouve que chez les anciens l'élégance et le goût étoient regardés aussi comme des qualités indispensables dans les productions des arts mécaniques.

Il nous reste à dire un mot sur la Fortune, troisième figure du premier groupe. Les richesses, les honneurs, la gloire, toutes les faveurs enfin que cette Divinité, trop souvent capricieuse, prodigue à quelques individus, ne suffisent point pour les rendre parfaitement heureux, si la connoissance du beau et du vrai ne les a pas mis en état d'aprécier leurs jouissances[2]). C'est ce qu'Apelle avoit voulu exprimer dans un tableau allégorique, où il avoit représenté les Grâces à côté de la Déesse du bonheur[3]).

Il resulte de tout ce que nous venons d'exposer, qu'on pourra appliquer aux Grâces sans restriction ce que dit Lucrèce[4]) de la Déesse de l'amour:

Nec sine te quidquam dias in luminis oras
Exoritur, neque fit laetum neque amabile quidquam.

Le grand nombre de temples et d'autels érigés à ces Divinités, et les fêtes instituées en leur honneur, attestent la vénération profonde qu'on a eue pour elles de tout temps. Cette vénération se manifestoit à Olympie, où Phidias avoit placé le groupe des Grâces,

1) Hom. Il. Σ. v. 382. — Phurnut. de Nat. Deor. c. XV. p. 182.

Comme il a été question ici de la relation entre les Grâces et les Divinités des arts et des sciences, on doit rapporter une allégorie exprimée sur un sardonyx de la collection impériale de Vienne (No. 164. de la IVème section du catalogue manuscrit). On y voit Minerve portant le casque, mais sans cuirasse, tenant le bouclier et la lance dans la main gauche, et une patère dans la main droite. A côté d'elle se trouve l'Abondance ayant la corne d'Amalthée dans la gauche, et dans la droite un gouvernail et un épi. Le hibou est placé entre ces deux figures. Cette allégorie mérite de l'attention, quoiqu'elle appartienne à un autre siècle que celui où nous vivons.

2) Menand. ap. Plut. de Aud. Poet. p. 93:

Ἔχω δὲ πολλὴν οὐσίαν καὶ πλούσιος
Καλοῦμ᾽ ὑπὸ πάντων, μακάριος δ᾽ ὑπ᾽ οὐδενός.

Cf. Xenoph. Memorab. Lib. IV. c. 1. §. 5. p. 401. et Cyropaed. L. VIII. c. 2. §. 23. p. 194. Ed. Weisk: ὃς ἂν κτᾶσθαί τε πλεῖστα δύνηται σὺν τῷ δικαίῳ, χρῆσθαι τε πλείστοις σὺν τῷ καλῷ, τοῦτον ἐγὼ εὐδαιμονέστατον νομίζω.

3) Liban. Ecphras. de Pulchrit. p. 1069. Ed. Reisk. T. IV.

4) De Rer. Nat. L. I. v. 23-24.

Homère (Ξ. v. 267. — Cf. Stat. Theb. L. II. p. 286. — Paus. Boeot. c. XXXV. p. 781.) a donné avec raison à une des Grâces le nom de Pasithéa.

et celui des Heures, à côté du trône de Jupiter[1]). On voyoit dans le temple de Junon, situé près de Mycénes, une statue de cette Déesse, exécutée en or et ivoire par Polyclète, et sur le diadême de laquelle il avoit représenté les trois Grâces et les Heures[2]). Dans le vestibule du même temple, on remarquoit à gauche un groupe de la plus haute antiquité, représentant les Grâces, et à droite, le fameux trône de Junon. Nul doute que la disposition de ces deux monumens ne fût due à une intention allégorique, qu'on trouve exprimée dans une médaille de Faustine la jeune, où les trois Grâces sont placées sur la main de Junon[3]).

Il seroit difficile d'expliquer pourquoi Anaxagore fit sculpter une figure du Dieu Priape à genoux devant une des Grâces[4]), si l'on ne supposoit pas qu'Anaxagore avoit voulu se faire représenter lui-même, avec les attributs du Dieu des jardins, aux pieds de sa maitresse. Cette conjecture ne manque point de vraisemblance, et le costume étoit également honorable pour les deux amans.

Si nous cherchons à établir la généalogie des Grâces, nous trouverons, malgré la différence de traditions, qu'elles descendent des premières Divinités de l'Olympe. Elles sont tantôt filles de Jupiter[5]), tantôt filles de Junon[6]), tantôt filles du Dieu du soleil[7]). Mais la tradition la plus remarquable de toutes, est celle qui nous a été conservée par le poëte Dosiade[8]): il les dit filles d'Uranus, et les élève ainsi au-dessus de toutes les Divinités de l'Olympe. Au reste, les traditions que l'on avoit sur leur origine, offroient toutes un sens allégorique; mais il seroit inutile de nous étendre sur cette matière plus que ne l'exige l'explication de notre pierre gravée.

Il a été déjà observé plus haut, que les attributs qui sont dans les mains de nos Grâces, sont peu distincts; et le graveur de notre monument est digne d'éloges, de s'être conformé aux artistes les

1) Pausan. El. I. c. XI. p. 402.
2) Pausan. Cor. c. XVII. p. 148.
3) Visc. Mus. Pio Clem. T. IV. p. 23.
4) Apollonid. Carm. IX. in Br. Anal. To. II. p. 139.
5) Hesiod. Theog. v. 907. — Pind. Olymp. Od. XIV. v. 20. — Phurnut. de Nat. Deor. c. IX. p. 131. c. XV. p. 161. — Pausan. Boeot. c. XXXV. p. 162.
6) Phurnut. c. XV. p. 162.
7) Antimach. ap. Pausan. in Boeot. c. XXXV. p. 781.
8) Ara I. v. 14. p. 126. cf. Schol. et Salm. not. p. 136.

plus célèbres de l'antiquité, dont la maxime constante étoit de ne charger jamais d'attributs leurs ouvrages[1]). Dans la pierre gravée que nous décrivons, Vénus n'est caractérisée que par son attitude: Minerve y est représentée sans égide, et le hibou qu'on voit près d'elle, sert moins à la caractériser, qu'à remplir la place qui se trouve entre elle et la Déesse de la beauté. La Fortune ou Tyché, quoique déjà unie à l'Abondance, est figurée tête nue, sans le calathus ou la couronne tourellée.

Il faut remarquer encore que les Grâces étoient regardées dans l'antiquité comme les symboles de la reconnoissance[2]). Les monumens qui les représentent sous ce rapport, ont été rassemblés par M. Visconti[3]). Mais c'est une erreur de quelques anciens auteurs[4]) de croire que pour les caractériser comme symboles de la reconnoissance, on les ait représentées nues. Parmi les monumens qui offroient ces Divinités habillées, le groupe fait par Socrate le philosophe est le plus célèbre. Un auteur digne de foi, Pausanias[5]),

1) Parmi les monumens antiques il y en avoit qui sembloient être imparfaits, parcequ'on n'y trouvoit point les attributs nécessaires à l'explication des sujets. De là cette incertitude où, dans les tems anciens, on étoit déjà sur la signification de beaucoup de figures. Aussi sommes-nous portés à penser, que plusieurs tableaux découverts à Herculanum, et un grand nombre de sujets représentés sur des vases de terre cuite, ne seront jamais susceptibles d'une explication certaine.

On voyoit autrefois à la villa Borghese deux très-beaux monumens, dont l'un représentoit les Grâces entrelacées, et l'autre les Grâces soutenant un plateau (Scult. della Villa Borgh. St. III. No. 6. St. IV. No. 14). Dans le premier les têtes sont modernes; mai· on remarque qu'elles sont antiques daus un groupe semblable qui se trouvoit au palais Ruspoli.

Un groupe des Grâces que nous décrit un auteur moderne (Rabel. Hist. de Pant. et Garg. L. I. ch. 55.), mérite d'être cité à cause de sa singularité. Socrate auroit dit au sculpteur de ce groupe: κακῶς ἀπόλοιο, ὅτι τάς Χάριτας, παρθένους οὔσας, πόρνας ἐποίησας (Stob. Serm. XV. p. 329. Ed. Schow): «Vas aux corbeaux, toi qui «changes en prostituées les Grâces qui sont vierges»!

2) On peut consulter à cet égard la belle dissertation de M. Manso (Versuch über ein. Gegenst. aus d. Mythol. IV. Abh. S. 445-448).

3) Museo Pio Clem. To. IV. tav. 13. p. 23.

4) Mich. Apostol. Paroem. Cent. II. c. 11. p. 20. — Zenob. Paroem. Cent. I. c. 36. p. 12. — Diogenian. Paroem. Cent. I. c. 34. p. 179. — Gregor. Cypr. p. 274.

Sénèque (De Benefic. L. I. c. 3. p. 179.) est le plus ancien auteur de l'antiquité qui ait trouvé un sens allégorique dans la draperie transparente qu'on donnoit de son tems aux figures des Grâces.

5) Boeot. c. XXXV. p. 780.

observe que ce groupe étoit placé à l'entrée de l'Acropolis à Athènes. Je crois donc que ceux là sont dans l'erreur qui, admettant le témoignage d'un auteur moins grave [1]), supposent que l'ouvrage de Socrate avoit été un bas-relief appliqué au fronton de l'opisthodome du Parthénon d'Athènes.

Le cabinet impérial possède un jaspe verd et jaune, provenant de la collection de M. le général Hitroff, acquise pendant le règne de S. M. I. l'Empereur Alexandre, sur lequel on trouve les Grâces représentées comme Divinités de la reconnoissance. Cette pierre est gravée de deux côtés, et doit appartenir à l'époque qui a produit tant d'amulètes magiques. Les Grâces y sont nues, mais couronnées de lauriers. Dans l'exergue on voit encore deux petites figures, et sur le revers on lit l'inscription suivante:

ΕΤΙΠΝΟΥCΧΑΡΙΤѠCON.

Une hématite semblable, conservée dans le cabinet impérial de Vienne [2]), porte d'un côté Vénus Anadyomène et une longue inscription; de l'autre côté, les Grâces, et au bas, une tête de Méduse.

Il nous reste à faire encore quelques remarques sur la Fortune, la Déesse du Bonheur et de la Félicité. Plus haut nous avons eu occasion de remarquer, que dans les monumens grecs du plus ancien style, cette Divinité étoit représentée avec les pieds joints et posés sur un globe. L'art se perfectionnant, on fit des changemens à cette figure, soit qu'on trouvât son attitude trop symètrique, soit, ce qui nous paroit plus probable, que ces changemens fussent des caprices des artistes. Ainsi la Fortune, au lieu de se tenir sur un globe, fut représentée au-dessus suspendue en l'air, ou assise et ayant à côté d'elle, ou même posant sur le globe son gouvernail, un de ses nouveaux attributs. Néanmoins on s'astreignoit quelquefois à la représenter dans l'ancien style, ou parcequ'on sentoit que cette manière seule exprimoit l'idée qu'on attachoit à cette Déesse, ou parceque l'on croyoit que la figure dans cette attitude symétrique devoit produire un meilleur effet, lorsque, par exemple, elle étoit employée comme ornement d'architecture. C'est ainsi qu'on voyoit aux quatre angles du salon de Byrrhaene, décrit par Apu-

1) Schol. Aristoph. in Nub. v. 771.
2) No. 29. de la Vème section du catalogue manuscrit.

lée[1]), quatre statues qu'on nommoit Victoires, à cause de quelques attributs qu'on leur avoit ajoutés, mais qui représentoient plutôt des Fortunes. On remarqua bientôt que les changemens faits aux images de la Déesse Tyché, avoient privé ce symbole de son caractère significatif, et on crut pouvoir y remédier au moyen de plusieurs autres attributs. Dans cette vue, on lui mit dans les mains la corne d'abondance et le gouvernail; on orna sa tête du Polus ou Calathus, auquel on substitua par la suite la couronne tourellée. Mais tout cela étoit inutile; le type de cette Divinité avoit perdu avec sa simplicité primitive, l'énergie de la signification; et les attributs dont on l'avoit chargée, n'exprimoient que des idées tout-à-fait différentes. Car le gouvernail la caractérisoit comme la Déesse du destin qui dirige les actions des mortels et de qui dépend le bonheur des empires[2]). Le calathus et la corne d'Amalthée sont plutôt les symboles de l'abondance et des richesses[3]), que ceux de la Fortune[4]). Quant à la couronne tourellée qu'on lui a donné aussi, elle indiquoit plutôt, le génie tutélaire d'une ville qu'une des qualités de cette Déesse, qui pour cette raison a été nommée par Pindare[5]) Phérépolis, «conservatrice de la ville».

1) Metam. L. II. p. 22-23. Ed. Alt: *Atria longe pulcherrima columnis quadrifariam, per singulos angulos stantibus, attolebant statuas palmaris deae. Facies quaqua pinnis explicitis sine gressu pilae volubilis, instabile vestigium plantis roscidis decitantes, nec ut maneant inhaerent, et jam volare creduntur.*

2) Eurip. Troad. v. 886:

Ζεὺς, εἴτε Ἀνάγκη φύσεως, εἴτε νοῦς βρότων.

3) Prudent. ctra Symmach. L. I. v. 205. p. 141. Ed. Bod:

Formatum Fortunae habitum cum divite cornu.

4) Pausanias (Messeu. c. XXX. p. 354.) dit de la Fortune: Θεός ἐστιν αὕτη μεγίστη θεῶν ἐν τοῖς ἀνθρωπίνοις πράγμασι, καὶ ἰσχὺν παρέχεται πλείστην. Euripide (Hec. v. 491.) dit:

Τύχην δὲ πάντα τἀν βροτοῖς ἐπισκοπεῖν.

En amour on observe, dit Pausanias, que les succès dépendent beaucoup plus de la bienveillance de la Fortune et de son caprice, que de la beauté du visage et de la taille. C'est ce qu'indique, ajoute-t-il, le groupe que l'on voit à Aegyre, et où la figure de la Fortune tenant la corne d'abondance, est placée à côté de l'Amour (Pausan. Achais. c. XXVI. p. 337. Ed. Fac.): Ἄγαλμα ἦν ἐν τῷ οἰκήματι Τύχης, τὸ κέρας φέρουσα τὸ Ἀμαλθείας. Παρὰ δὲ αὐτὴν Ἔρως πτέρα ἔχων ἐστίν· ἐθέλει δὲ σημαίνειν, ὅτι ἀνθρώποις καὶ τὰ ἐς ἔρωτα Τύχη μᾶλλον ἢ ὑπὸ κάλλους κατορθοῦται.

5) Ap. Pausan. Messen. c. XXX. p. 355.

On a beaucoup de peine à expliquer le mot Polus dont se sert 'ausanias[1]) pour indiquer l'ornement de tête que Bupalus, archiecte et sculpteur florissant dans la LXème Olympiade, ajouta à Tyché, t qu'on voyoit aussi à la statue de Vénus dans son temple à Siyon[2]), et à la statue colossale de Minerve à Erythrae[3]). Tout ce ue M. Visconti[4]) a dit à ce sujet ne me paroit pas résoudre la ifficulté. Je doute que les anciens aient entendu, par ce mot, un asque applati, comme il le croit. Les monumens sur lesquels M. 'isconti s'appuye, les pierres gravées et les statues du Musée Clénentin[5]), sont des productions très-postérieures, chargées d'attriuts qui n'appartenoient pas du tout à Tyché, tels que le casque le Minerve, et la roue de Némésis. De même les Fortunes d'Anium, avec leurs casques, ne peuvent être citées dans cette queson. Les Romains qui estimoient avant toutes choses la valeur nilitaire, et qui rapportoient tout à leurs idées belliqueuses, ne voyoient dans ces statues d'Antium que la Divinité qui décide le sort des combats. Car les anciens croyoient, et c'est ce qu'attestent les

Ce passage sur la Fortune a été mal traduit par Amasaeus; mais il a bien rendu le sens du mot Ζῶα, auquel le traducteur allemand de Pausanias (S. 540.) a cru devoir donner la signification du mot *animaux*.

1) Achaic. c. XXVI. p. 592. Ed. Kühn.

2) Pausan. Corinth. c. X. p. 216. Ed. Fac.

3) Pausan. Achaic. c. V. p. 252. Ed. Fac.

4) Mus. Pio Clem. To. II. tav. XII. p. 22.

L'opinion de Winkelmann (Gesch. der Kunst, S. 673-674. W. A.) sur la signification du mot Polus, ne me paroît pas vraisemblable, non plus que celle de M. Facius (In Pausan. Cor. c. X. p. 216.) qui croit qu'il est question d'un globe, dans les passages où Pausanias parle du πόλος, et qui n'approuve pas l'oppinion de Winkelmann. D'après l'usage de plusieurs savans d'Allemagne, M. Facius cite à cette occasion une des traductions italiennes de l'histoire de l'art. Il nous paroît que par amour-propre national, et par respect pour la mémoire de cet illustre antiquaire, on devroit s'en tenir au texte original.

M. Böttiger (Ueber die Siegesgöttin, in der Allg. Lit. Zeit. 1804. S. 4.) croit, que Bupalus avoit placé sur la tête de sa statue de la Fortune, un globe qui depuis fut posé sous les pieds de la même statue. Mais sans vouloir objecter à ce célèbre archaeologue, que rien ne nous autorise à croire que ce globe, si expressif comme piédestal de la Fortune, ne lui ait été donné comme base qu'après avoir figuré, pendant quelque tems, sur sa tête, je crois que si Pausanias avoit voulu parler d'un globe, il se seroit servi du mot σφαῖρα, ou d'un autre mot d'une signification équivalente.

5) To. II. tav. XII.

témoignages de leurs capitaines les plus célèbres[1]), que dans la guerre la victoire dépendoit beaucoup plus de la Fortune, que de l'habileté des chefs et de la bravoure des combattans[2]). Si on cherche une explication du mot Polus dans les monumens anciens, on pourra croire avec quelque probabilité que Pausanias avait voulu par là désigner le calathus; cependant ce mot ne paroit pas s'appliquer à cet ornement de tête. M. Visconti propose une autre conjecture et dit que Pausanias a peut-être écrit πόλον, au lieu de πόλιν. Mais ce que Pausanias dit ensuite: «Pindare a chanté d'autres choses «sur Tyché, et l'a appellée Phérépolis», sembleroit prouver que ce changement n'est pas plus satisfaisant que la correction de Phérépolis en Phérépolos[3]).

Si l'on peut s'en rapporter à Pausanias, c'étoit Bupalus qui donna le premier au type de Tyché le polus et la corne d'abondance, lorsqu'il fit sa statue pour les habitans de Smyrne[4]). Nous voyons par là, que l'ornement de tête, nommé polus, et la corne d'Amalthée, ont dévancé de beaucoup les autres attributs de Tyché, le gouvernail et la couronne murale. Si la figure de Bupalus avoit eu un de ces attributs, Pausanias, voyageur si exacte, n'auroit pas manqué de le remarquer. Il ne fait pas non plus mention de ces attributs, en parlant d'une autre statue de Tyché à Aegyre[5]). Il est vrai que Pausanias passe quelquefois sous silence, des choses qu'il suppose connues, comme il paroit avoir fait par rapport à

1) Caes. de Bell. Gall. L. V. c. 34. et 29. Bell. Civ. L. III. c. 68: *Sed fortuna quae plurimum potest, quum in reliquis rebus, tum praecipue in bello.* — V. Dio Cass. Fr. Peiresc. c. CXXXIV. p. 54. — Juliani Caesar. p. 43. Ed. Petav. et les Césars de l'Emper. Julien par Spanh. p. 231. et preuv. p. 96.

César, avant de se rendre à Brundusium, sacrifia par cette raison à la *Fortuna Fortis*, dont le temple se trouvoit dans son jardin (Dio Cass. L. XLI. c. 39. p. 287). Brutus mourant reconnoissoit la puissance de la Fortune:

Ὦ τλῆμον ἀρετὴ, λόγος ἄρ' ἦσθ'· ἐγὼ δέ σε
Ὡς ἔργον ἤσκουν, σὺ δ' ἄρ' ἐδούλευες τύχῃ.

2) Cela nous est attesté aussi par Cicéron (Orat. pro Marc. c. II. p. 105.) dans le passage suivant: *certe in armis militum virtus, locorum opportunitas, auxilia sociorum, classes, commeatus, multum iuvant. Maximam vero partem, quasi suo iure, fortuna vindicat: et quidquid est prospere gestum, id paene omne ducit suum.*

3) Mus. Pio Clement. To. II. p. 24. not. a.

4) Pausan. Messen. c. XXX. p. 355.

5) Achaic. c. XXVI. p. 592.

une très-ancienne figure de Tyché qu'on voyoit à Phéres, et qui lui donne occasion de parler de celle qu'avoit faite Bupalus. La Tyché de Phéres étoit très-probablement représentée debout, les pieds joints sur un globe, comme on peut le conclure de ce que Pausanias a trouvé superflu d'en parler. Mais si cet auteur passe sous silence l'attribut qui caractérisoit l'autre bras de la Fortune de Bupalus, il faut chercher à constater quel pouvoit être cet attribut. Dans de pareilles questions les médailles sont quelquefois les seuls monumens qui suppléent au manque de notions écrites. Mais ici ce secours est même insuffisant; car, si on consulte les médailles de Smyrne, on verra que les autonomes, aussi bien que les impériales [1]), portent la figure de Tyché, et que cette Déesse est quelquefois représentée dans son temple [2]). Cependant on ne peut en tirer aucune conséquence pour la question, parceque dans tous ces types Tyché tient le gouvernail de la main droite, attribut que Bupalus n'avait pas donné à la sienne, et que portent seulement les simulacres de cette Divinité faits dans des tems bien postérieurs à Bupalus. On trouve pourtant d'autres médailles de Smyrne avec la légende ΣΜΥΡΝΑΙΩΝ ΤΥΧΗ [3]), et quelquefois sans le dernier mot [4]), sur lesquelles on voit Tyché ayant dans la main gauche la corne d'abondance, et dans la droite une patère. Mais quoique ces médailles prouvent qu'on révéroit dans un temple à Smyrne une statue de cette Déesse ayant ces deux attributs, néanmoins il est clair que les mêmes raisons qui nous empêchoient d'admettre le gouvernail comme attribut de la Tyché de Bupalus, s'opposent aussi à ce que nous puissions croire qu'elle tenoit une patère à la main; et il faut encore se borner à conclure que la figure qui portoit ce dernier attribut étoit aussi très-postérieure à celle de Bupalus. Pour résoudre le problême que nous avons proposé, il reste à chercher dans les monumens de l'antiquité quelles sont les figures les plus anciennes de cette Divinité, ou quelle figure de Tyché

1) Gessn. Numi Popul. p. 332. — Mus. Arigon. To. I. tab. 7. vel 63. f. 8. — Beg. Thesaur. Brand. To. III. p. 61. f. 3.

2) Gessn. Numi Imp. tab. LIII. f. 41. tab. CLXVI. f. 20. — Mus. Theup. p. 958. — Vaill. Numi Colon. Gr. — Médaill. d'Ennery, p. 547.

3) Ekhel Numi Veter. p. 206. — Catal. Mus. Caes. Vindob. To. I. p. 172. n. 22.

4) Numi Guil. Hunter, tab. L. f. 1. tab. LI. f. 1. — Gessn. Numi Popul. tab. LXII. f. 113.

offre les caractères qui nous permettent de la regarder comme le type primitif de cette Déesse. Une très-belle figure de bronze, publiée dans les antiquités d'Herculanum[1]), réunit toutes ces qualités. Tyché y est représentée debout sur un globe, les pieds joints. La main gauche se rapproche de la poitrine et touche le vêtement, et la droite soulève un peu la tunique. Si on ajoute à cette belle figure une corne d'abondance dans le bras gauche, on aura une répétition de la Fortune telle que Bupalus l'avoit représentée. Il me paroît difficile d'infirmer cette conjecture, et de lui substituer une hypothèse plus satisfaisante. Ce mouvement de la main droite que nous voyons si souvent répété dans les figures de femmes du plus ancien style, étoit si simple et si gràcieux, que les artistes, dans la période où les arts ont atteint le plus haut degré de perfection, l'ont souvent employé, entr'autres dans les figures de l'Espérance, et, à quelque changement près, dans celles de Némésis. Il nous semble qu'on chercheroit en vain un sens allégorique dans cette attitude. Elle avoit été inventée dans le premier âge de l'art, et s'étoit conservée à cause de sa simplicité et de sa grâce[2]); et si, dans la figure de Némésis, les anciens ont voulu lui attribuer une signification particulière, on n'a fait, comme il est arrivé à plusieurs autres objets de l'antiquité, que préférer un sens recherché à la simple vérité. Il résulte de ce que nous avons dit au sujet de la Fortune de Bupalus, que Pausanias, en observant que ce sculpteur a été le premier qui ait donné au simulacre de Tyché la corne

Fortuna felix, par le globe à la main. Tyché tenant une couronne de lauriers d'une main et une palme de l'autre, devient, sous le nom de la Victoire, le symbole de la Fortune militaire. Nous observons, à cette occasion, qu'en général les figures allégoriques qui se trouvent sur les médailles romaines impériales, prouvent d'une manière incontestable combien les notions que l'on possédoit alors en allégorie étoient vagues et mal combinées. Très-peu de ces symboles mériteroient d'être reçus dans un recueil d'allégories à l'usage de notre tems.

Tyché perdit dans la suite les attributs qu'on lui avoit prodigués, et il n'en résulta qu'une figure qui manquoit absolument de caractère. Ainsi, sur les médailles des villes, quoiqu'elle portât encore le nom de Fortune, elle n'étoit plus cependant que la figure d'un génie tutélaire[1]). Un passage d'Arnobe prouve aussi que les allégories, à cette époque, étoient conçues d'une manière vague et confuse. D'après cet auteur[2]), la Fortune étoit la même Divinité que Cérès, le Génie de Jupiter, et Palès, et alors ce n'étoit plus une Déesse, mais un Dieu. On voit qu'Arnobe confond ici Tyché avec la Fortune barbue des Romains, et avec Agathon et le Dieu *Bonus Eventus*. Observons encore que nous avons à l'égard d'une statue de Lysippe, représentant l'Occasion[3]) et placée sur un globe, des notions qui, sans être très-authentiques, confirment cependant aussi le peu d'exactitude qu'on mettoit alors dans la composition des allégories.

Les remarques que nous avons faites sur la Fortune de Smyrne, démontrent que les villes grècques changeoient assez souvent les

1) Ekhel Numi Veter. tab. XI. f. 11. p. 183-184.

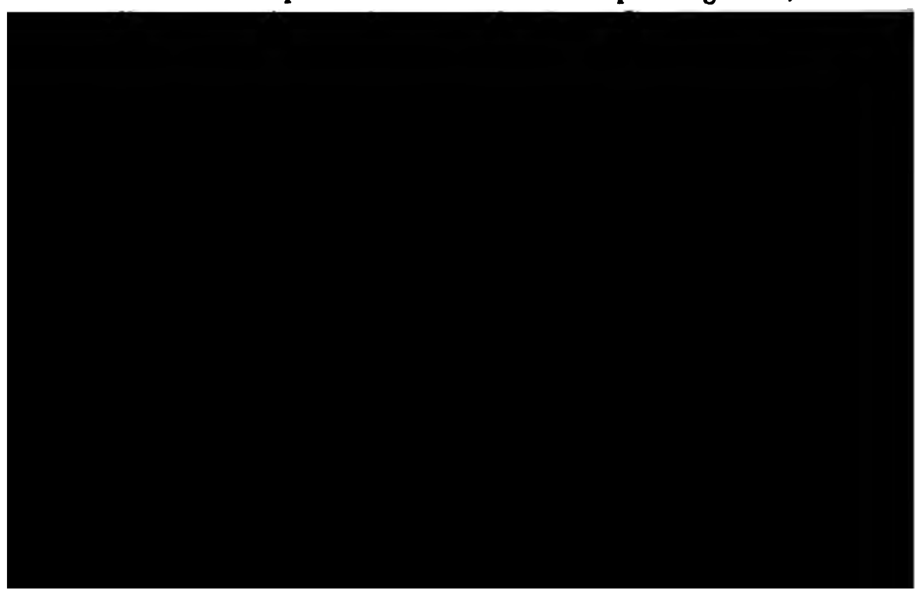
2) Advers. Gent. L. III. p. 117: *Caesius et ipse has (disciplinas etruscas) sequens, Fortunam arbitratur et Cererem et Genium Jovialem, ac Palem, sed non illam foeminam, quam vulgaritas accipit, sed masculini nescio quem generis ministrum Jovis ac villicum.* On voit par ce dernier mot, *villicum*, que ce bon génie étoit une Divinité de l'agriculture, l'Agathon des Grecs, nommé *Bonus Eventus* par les Romains. Par cette raison Agathon porte aussi la corne d'abondance, que les Romains n'ont point donnée au *Bonus Eventus*. Voyez ce que dit Stobaeus (Serm. LIV. p. 369.) de la corne d'abondance: διὸ καὶ ἔχοντες αὐτό (τὸ τῆς Ἀμαλθείας κέρας) εἰσάγονται ὅ τε ἀγαθὸς δαίμων καὶ ἡ ἀγαθὴ τύχη.

3) Ὁ καιρὸς, Callistr. Stat. c. VI. p. 897. — Tzetz. Chil. VIII. hist. 200. — Auson. Epigr. XII.

types de leurs divinités tutélaires. La Fortune de la ville d'Antioche de Syrie donne lieu à la même observation. On voit par les médailles de cette ville, que la statue de cette Déesse, faite par Eutychides, élève de Lysippe [1]), avoit les mêmes attributs que l'on trouve dans la plupart de ses monumens [2]). Mais sur les médailles postérieures on observe que ce Génie tutélaire de la ville d'Antioche est représentée tout différemment.

Homère et Hésiode ne font pas mention de Tyché [3]), parceque les Parques chez l'un, le Destin chez l'autre, en tiennent lieu. Cependant le culte de Tyché étoit d'une haute antiquité en Grèce. Elle y avoit des temples très-anciens, comme celui d'Argos, dans lequel Palamède avoit consacré les dés, dont il avoit été l'inventeur [4]), et qui ne pouvoient être placés dans un lieu plus convenable. Le temple d'une Divinité très-alliée avec Tyché, celui de Némésis, bâti par Erechthée [5]), étoit célèbre par son antiquité. Il y a une certaine classe de Divinités qui descendent les unes des autres, qui étoient les mêmes, ou qui avoient entr'elles une très-grande affinité. On les a souvent confondues [6]), et elles mériteroient des recherches plus approfondies. De ce nombre sont, la Nécessité, les Parques, la Fortune, la Victoire, Adrastée, Némésis, Thémis et l'Espérance. Mais cet examen nous jetteroit hors de notre sujet.

Nous ne pouvons mieux terminer cet exposé, qu'en donnant à nos lecteurs l'explication d'une très-belle pierre gravée, sur la-



autant de goût que de délicatesse. L'artiste grec y a représenté un taureau en fureur, prêt à frapper son ennemi de ses cornes:

Ταῦρος — ἐς ἐμβολὴν
Δεινὸς [1]).

Trois figures de femmes, nues et entrelacées comme les Grâces, sont placées en équilibre sur sa tête. Au-dessus du taureau on voit sept étoiles. Venuti [2]), Passeri et Gori [3]) ont cru que ce sardonyx avoit servi d'amulète ou d'horoscope; Raspe a pris, comme eux, les trois figures de femmes pour les Grâces [4]), et Lippert [5]) y voyoit les Hespérides. Aucun de ces antiquaires n'a expliqué, pourquoi un symbole aussi ancien que l'est celui du taureau [6]) se trouve ici réuni aux Grâces, quoiqu'il ne soit peut-être pas impossible d'en donner quelque raison. Mais quand ils auroient tenté de le faire, c'eût été vainement, puisque ces trois figures de femmes ne sont point celles des Grâces; et Raspe, qui blâme avec tant d'amertume l'explication de Lippert, ignoroit, comme tous les autres qui ont parlé de cette pierre gravée, le sujet qui s'y trouve représenté.

Au premier coup-d'oeil, on seroit peut-être porté à croire que ces trois belles figures de femmes entrelacées amicalement, sont les Heures qui avoient élevé Bacchus [7]), parceque le taureau ne diffère en rien du taureau dionysiaque. En qualité de nourrices de Bacchus et de Divinités des saisons, les Heures étoient honorées dans les fêtes du Dieu du vin [8]), et Amphictyon avoit consacré à Athènes, dans leur temple, un autel à leur élève, parce-

1) Eurip. Herc. Fur. v. 869-870.
Lucain (Pharsal. L. III. v. 254-255.) nous décrit de la même manière la constellation du taureau:

— — — — *poplite lapso*
Ultima curvati procederet ungula tauri.

Et c'est ainsi que nous voyons représentée cette constellation sur la sphère que porte la statue d'Atlas, au palais Farnese (Gor. Thesaur. Gemm. Astrifer. T. III. tab. 3.).

2) Antiq. a Borioni collect. tab. LXXXII.

3) Thesaur. Gemmar. Astriferar. To. I. tab. CXLIV. To. II. p. 178.

4) Catal. de Tassie, No. 1382. pl. XXXVI. p. 696.

5) Millenar. I. P. 1. No. 419. Dactyl. I. Taus. No. 886. S. 299.

6) Tychs. Relig. Zoroastr. Vest. Comm. I. p. 150. in Comm. Göttingens. Vol. XI.

7) Nonn. Dionys. L. IX. p. 250. v. 2.

8) Simonid. carm. LXXVI. v. 1-4. in Br. Annal. T. I. p. 141.

qu'elles protégoient la culture de la vigne[1]). On pourroit alors appliquer à ces figures des Heures placées sur la tête du taureau un passage de Pindare[2]), expliqué par Winkelmann[3]), et dans lequel ce poëte dit, qu'elles dansent en rond. Mais ce ne sont ni les Grâces, ni les Heures que l'artiste grec a voulu représenter. Ces deux explications seroient également inadmissibles.

Le taureau en fureur que nous voyons sur ce sardonyx, n'est pas le taureau dionysiaque, mais celui qui avoit transporté Europe de Phénicie en Crète, et qui en récompense fut honoré d'une place parmi les constellations célestes[4]). Les trois figures de femmes, placées sur sa tête, sont trois des Hyades qui avoient été, d'après Phérécyde[5]), les nourrices de Bacchus[6]). La tradition mythologique qui concerne les étoiles placées autour de la constellation du taureau, ou qui sont du nombre de celles qui la composent, se trouve dans un fragment de Mnaséas que nous a conservé Hygin[7]). Mnaséas rapporte qu'Atlas avoit eu de Pleïone, fille de l'Océan, quinze filles et un fils nommé Hyas. Ce dernier ayant été tué à

1) Athen. Dipnos. L. II. c. 2. p. 38.

2) Olymp. Od. IV. v. 5. p. 106.

3) Monum. Ant. Ined. To. II. p. 61.

4) Eurip. Phrix. ap. Schol. Germ. in Phaen. v. 173. — Senec. Herc. Fur. v. 9. — Erastoth. Catasterism. c. XIV. p. 12. — Schol. Arat. in Phaenom. v. 197. — Hygin Poet. Astronom. L. II. c. 21. p. 394.

D'autres mythographes (Ap. Eratosth. et Hyg. LL. CC.) ont prétendu que ce taureau étoit l'Io métamorphosée: d'autres encore (Ap. Schol. Arat. L. C.) qu'il étoit le taureau de Crète tué par Thésée à Marathon.

5) Ap. Schol. Apollon. L. III. v. 1185. et ap. Hygin. Poet. Astronom. L. II. c. 21. p. 395. — Cf. Sturz. Pherecyd. Fragm. p. 114. — Eurip. Phoeniss. v. 666. — Schol. in Arat. Phaenom. v. 172. — Suid. in v. Υης. — Ovid. Fastor. L. V. v. 167. — Procl. de Sph.

6) On en a allégué une raison physique (Athen. Dipnos. L. XI. c. 3. p. 465): αἱ γὰρ ἄμπελοι πλεῖστον ὑγρὸν χέουσι τεμνόμεναι καὶ κατὰ φύσιν δακρύουσι.

7) Poet. Astron. L. II. c. 21. p. 395: *Pleiades autem appellatae sunt, ut ait Mnaseas, quod ex Atlante et Pleione Oceani filia sint quindecim filiae procreatae, quarum quinque Hyadas appellatas demonstrat, quod earum Hyas fuerit frater, a sororibus plurimum dilectus: qui cum venans a leone esset interfectus, quinque, de quibus supra diximus, lamentationibus assiduis permotae, dicuntur interisse: quare eas, quod plurimum de eius morte laborarunt, Hyadas appellatas. Reliquas autem decem sorores deliberasse de sua etiam morte, et earum septem sibi mortem conscisse: quare, quod plures idem senserunt, Pleiadas dictas.* Cf. Schol. in Arat. Phaenom. v. 255. et in Germ. Phaenom. v. 254. — Avien. Arat. Phaenom. v. 568-577.

la chasse par un lion [1]), cinq de ses soeurs moururent de douleur. On les nomma les Hyades, lorsqu'elles furent placées parmi les astres. Des dix autres soeurs qui restoient, plusieurs se tuèrent de désespoir, après la mort de leur frère; ces dernières furent nommées Pleïades, du nom de leur mère, et placées à côté des Hyades.

D'après diverses traditions, les Hyades étoient filles de Cadmus [2]). Selon Phérécyde [3]), elles étoient ces mêmes nymphes de Dodone qui avoient été les nourrices de Bacchus. Ino le leur avoit confié, dans la crainte que Lycurque n'attentât à la vie de cet enfant. Les nymphes de Dodone, pour se garantir des ennemis du jeune Bacchus, se refugièrent à Thèbes, et Jupiter les plaça entre les astres, afin de les soustraire au courroux de Junon. Une tradition différente rapporte que les Pleïades, avec leur mère Pleïone, furent persécutées par Orion pendant cinq ans de suite en Boeotie, et métamorphosées en colombes, ainsi qu'elles l'avoient demandé. Mais Jupiter touché de compassion les plaça parmi les astres. D'autres disent que les Hyades étoient filles de Hyas et de Boeotie, et que les Pleïades seules étoient filles d'Atlas et de Pleïone [4]). Selon Asclépiade [5]), les Hyades ne se refugièrent pas avec le jeune Bacchus à Thèbes, où ce Dieu seroit tombé entre les mains de Junon, mais elles cherchèrent un asyle dans la mer chez Thétys. Une autre tradition enfin rapporte [6]) que Bacchus, pour récompenser les Océanitides, ses nourrices, les rajeunit; qu'elles devinrent de

1) Cela est confirmé par Ovide (Fast. L. V. 177-178.). Timée (Schol. Hom. in Σ. v.486.), et d'autres auteurs (Schol. Arat. in Phaen. v.c.) racontent que Hyas avoit été tué à la chasse, en Lybie, par un serpent.

2) Myrtil. ap. Schol. Arat. in Phaen. v.172.

3) Ap. Schol. Hom. in Σ. v.486. et ap. Schol. Germ. in Taur.— Apollod. Bibl. L.III. c.4. v.3. et Cel. Heyne Observ. To. II. p.228.— Clavier Not. in Apollod. To. II. p.371.

4) Ap. Hygin. Poet. Astron. L.C.

Une autre tradition (Hygin. Fab. CXCII. p.269. sequ.) disoit qu'Atlas avoit eu outre un fils, nommé Hyas, douze filles, dont cinq devinrent la constellation des Hyades et sept celles des Pleïades.

5) Ap. Hygin. Poet. Astron. L.C.

6) Hygin. Fab. CLXXXII. p.254-255 : *In monte Nysa munere alumni potitae sunt, qui Medeam rogaverat, et deposita senectute in iuvenes mutatae sunt, consecrataeque postea inter sidera Hyades appellantur.*

jeunes filles, et qu'après leur mort elles furent placées parmi les constellations sous le nom des Hyades.

Les astronomes anciens donnent sur la tête du taureau céleste[1]) la même place aux Hyades, Cleïe, Phaeo, Eudore, Phaesyle et Coronis[2]), que celle occupée sur la tête du taureau de notre pierre par les trois figures des femmes. Quelques-uns ajoutent encore Ambrosie et Polyxo ou Dione[3]) aux Hyades que nous venons de nommer. Toutes obtinrent les honneurs célestes, avant qu'ils eussent été accordés aux Pleïades, et l'on prétendit[4]) que la pluie étoit produite par leur influence :

> *Torva tauri facies : sed qua non altera coelo*
> *Dignior, imbriferum quae cornibus inchoet annum*[5]).

Les sept Pleïades, Halcyone, Mérope, Célaeno, Electre, Stérope, Taygète et Maia, qui furent mises au nombre des astres après les Hyades, obtinrent une place très-peu éloignée du taureau. Cette constellation composée de sept étoiles, et nommée les Pleïades ou les Vergilies, fut appelée par les anciens *la queue du taureau*[6]), et la disposition des sept étoiles sur notre sardonyx offre précisément une forme de queue. On trouve aussi à l'égard de la place qu'on leur a assignée des opinions différentes chez les anciens[7]). L'artiste de notre pierre ne voulant pas faire une table astronomique, mais un monument de son habileté, est très-excusable d'avoir représenté la constellation des Pleïades par sept étoiles l'une à côté de l'autre, au lieu de lui donner la forme d'une grappe de raisin, que les anciens lui supposoient[8]). Sur notre pierre on voit sept étoiles,

1) Arat. Phaenom. v. 174-175. — Eratosth. Catast. c. XIV. p. 12. — Hygin. Poet. Astron. L. III. c. 20. p. 522. et L. II. c. 21. p. 469. cf. Fab. CXCII. p. 319. — Gemm. El. Astron. c. II. p. 12: οἱ δὲ ἐπὶ τοῦ βουκράνου τοῦ ταύρου κείμενοι ἀστέρες, τὸν ἀριθμὸν πέντε, καλοῦνται ὑάδες. — Cf. Gell. Noct. Att. L. XIII. c. 9. p. 299. — Etymol. p. 7[illegible]3. l. 35. — Phot. Lex. p. 449. — Zonar. Lex. p. 1759.

2) Ap. Hygin. Poet. Astron. L. II. c. 21. p. 395.

3) Hygin. Poet. Astron. L. C.

4) Schol. Hom. in Σ. v. 486. — Ovid. Fast. L. V. v. 166.

5) Sannazar. de Partu Virg. L. I. p. 17.

6) Hygin. Poet. Astron. L. II. c. 21. p. 467-470: *Postea a nonnullis astrologis caudam Tauri appellatas.* — Cf. Nicand. ap. Schol. Arat. in Phaen. v. 254. — Schol. in Pind. Nem. Od. II. v. 17. — Gemin. L. C.

7) Schaub. Not. in Eratosth. Catasterism. c. XXIII. p. 101.

8) Schol. Arat. L. C.

soit que l'opinion la plus généralement reçue portât à ce nombre la constellation des Pleïades, soit que l'intention de l'artiste eût moins été facile à saisir, s'il n'en avoit représenté que six. D'ailleurs il ne seroit pas impossible, qu'il eût suivi en cela l'opinion de quelques astronomes de l'antiquité, qui croyoient que personne ne pouvoit assurer positivement, si cette constellation étoit composée de six ou de sept étoiles[1]).

Ordinairement on comptoit sept Hyades, mais on remarqua qu'on ne pouvoit en distinguer que six[2]), parcequ'une d'elles avoit été mariée à un mortel, à Sisyphe[3]), ou parcequ'elle s'étoit cachée derrière le timon du Bootes, pour n'être pas vue par Hélios[4]); ou parcequ'elle avoit été frappée de la foudre[5]). On disoit aussi qu'Electre, mère de Dardanus, ne voulant pas voir la ruine de Troie, avoit quitté la place qui lui avoit été assignée dans les cieux avec ses soeurs; qu'elle avoit par tristesse laissé flotter ses cheveux, et que, depuis ce tems, elle paroissoit quelquefois sous la forme d'une comète[6]). L'antiquité possédoit d'autres traditions encore sur le nombre des Hyades. Thales prétend qu'il y en avoit deux; Achaeus en admet quatre; Hippias et Phérécyde en comptent sept[7]). Si l'artiste de notre pierre gravée eût voulu suivre l'opinion reçue de la plupart des poëtes et des astronomes, opinion qui étoit aussi celle d'Hésiode, il auroit dû représenter cinq Hyades sur la tête du taureau. Mais la difficulté étoit extrême, puisque ce n'est qu'avec beaucoup de peine, qu'il a pu parvenir à graver trois figures, sur un si petit espace. Il a suivi, en ne plaçant que trois Hyades, une tradition rapportée par Euripide, dans une tragédie qui n'est point parvenue jusqu'à nous[8]). Cette tradition fixoit leur

1) Hygin. Fab. CXCII. p. 270: *Nec umquam ullius oculis certum est, sex aut septem existimentur.* — Geminus (L. C.) a fixé le nombre des Hyades à six.

2) Schol. Pind. in Nem. Od. II. v. 17. — Hygin. Poet. Astr. L. II. c. 21. p. 469. — Ovid. Fast. L. IV. v. 169.

3) Hellanic. ap. Schol. in Hom. Il. Σ. v. 486. — Eratosth. Cataster. c. XXIII. p. 19.

4) Schol. in Arat. Phaen. 257.

5) Schol. Arat. L. C.

6) Schol. Hom. in Il. Σ. v. 486.

7) Cf. Schaub. Not. in Erathosth. c. XIV. p. 92. — Ovid. Fast. L. V. v. 165.

8) In Phaet. ap. Schol. Arat. L. C.

nombre à trois, et leur donnoit pour père Erechthée[1]). Nous voyons ainsi sur notre sardonyx les trois Hyades entrelacéés comme les Grâces, et dansant en rond, telles qu'elles sont décrites dans un fragment d'Hésiode[2]):

— νύμφαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι,
Φαισύλη, ἠ δὲ Κορωνὶς, εὐστέφανός τε Κλέεια,
Ἃς Ὑάδας καλέουσιν ἐπὶ χθονὶ φῦλ' ἀνθρώπων.

Mais nous les trouvons au nombre de cinq dans deux autres monumens antiques. L'un est un très-beau bas-relief qui se trouvoit autrefois à la Villa Borghèse[3]), et qui nous offre cinq figures de femmes dansant en rond. L'autre est une cornaline, gravée en creux, représentant cinq figures de femmes qui dansent également en rond, et dont les attitudes sont d'une beauté et d'une variété admirables[4]). Quelques-uns ont cru que les figures du bas-relief étoient les Heures; Winkelmann[5]) les prend pour les Heures avec les Grâces, ou pour les Heures avec Hébé et Harmonie, et M. Visconti[6]) pense que ce sont des danseuses dans les fêtes de Bacchus. Mais il nous paroît que toutes ces opinions sont plus ou moins douteuses, et que le bas-relief, comme la pierre gravée, représentent les Hyades, parcequ'elles sont au nombre de cinq, et parcequ'elles manquent de tous les attributs qui pourroient caractériser les Heures ou les Bacchantes. C'est au reste une observation essentielle à faire, que lorsqu'on trouve des figures antiques sans attributs distinctifs, il faut les classer parmi les Divinités mytholo-

ÜBER

DIE NEUE AUSGABE DER WERKE UND SCHRIFTEN

DES

VISCONTI.

—

Hierzu eine Steindruck-Tafel.

(Aus Boettiger: *Amalthea; erster Band. 1820.*)

Es ist allerdings ein nützliches Unternehmen, die Beschreibung des Museum Pio Clementinum von Visconti durch einen neuen Abdruck zu verbreiten. Auch den Besitzern der grossen römischen Ausgabe konnte es nicht anders als angenehm sein, durch eine Octavausgabe das Buch bequemer lesen und benutzen zu können. Denn so unförmliche Bücher werden niemals gern und oft in die Hände genommen. Eben so verdienstlich wird man den neuen Abdruck von Visconti's griechischer und römischer Bildnisslehre, von dessen kleinern Schriften und kürzern in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen, von einer andern Seite, finden. Denn manche der erstern waren sehr selten, und die letztern selbst in grossen Büchersammlungen kaum zu finden. Der Unternehmer in Mailand rechnet auf bedeutenden Absatz, und gibt diese Werke italiänisch und französisch heraus. Von Florenz aus wird uns noch ein anderer Abdruck der Werke Visconti's angekündigt. Da jeder der zwei Unternehmer dem andern zuvorzukommen sucht, und beide, jeder für sich besorgt, auch andern, die denselben Abdruck unternehmen möchten, voreilen will, so ist auf Kritik oder einen besonnenen Plan bei diesen Ausgaben gar keine Rücksicht genommen worden.

Zu Anfang des Mailänder Abdruckes der Beschreibung des Museum Pio Clementinum hätte man billig eine gerechte Würdigung dessen, was Visconti geleistet hat, erwartet. Darauf hätte sein Wirken mit dem des Winkelmann und des Zoega verglichen werden sollen. Visconti fand grossmüthige und höchstfreigebige Beförderer an Pius VI. und an Napoleon. Dieses Glück hatte weder Winkelmann noch Zoega. Von Visconti war also, wenn man die

äussern glücklichen Verhältnisse beachtet, ungleich mehr zu erwarten, als von den beiden andern Gelehrten. Demungeachtet wird kein vorurtheilfreier Richter den Verfasser der Geschichte der Kunst und der Monumenti inediti, oder den Verfasser der Werke über die Obelisken, über die alexandrinischen Münzen, über die alten erhobenen Arbeiten, dem Verfasser des Museum Pio Clementinum nachsetzen. Gewiss nicht! — Einiges, was die Mailänder Ausgabe von Winkelmann und Visconti beibringt, wollen wir hier unsern Lesern wiederholen, weniger dieser Aeusserungen selbst wegen, als um den Lesern einen Begriff zu geben von der Schiefheit, mit der man in Italien und Frankreich über Gegenstände dieser Art zu urtheilen pflegt. Die Mailänder Ausgabe sagt nämlich:[1]) *La science de l'antiquité que nos ayeux avoient reduite à n'être qu'une ridicule affaire de conjectures, et un amas misérable d'ennuyeuse érudition et de pédantisme*, (Sollte dieses wohl von allen vorwinkelmannischen Schriften gesagt werden können?) *s'étoit enfin frayée une nouvelle route à l'aide de la philosophie, qui avoit lancé sa lumière, au milieu des mystères les plus profonds des religions et de la politique des anciens gouvernemens. — Jean Winkelmann avoit rendu ces monumens instructifs; et par ses conjectures et par les rapprochemens qu'il établit entre eux, il créa, pour ainsi dire, les élemens de la science. Mais elle avoit encore besoin d'un génie élevé, qui surpassant tous les autres* (?) *interrogent les arts, pour decouvrir les sujets, la destination, l'époque, le style et le merite réel des monumens, qui parvint ensuite de pénétrer le grand secrèt de beaux arts, lequel en vififie l'étude et crée en nous le sentiment du beau.* (Man wird veranlasst zu glauben, es sei hier nicht von Visconti die Rede, sondern von dem Nutzen, den Winkelmanns Geschichte der Kunst geleistet.) — *Il falloit enfin qu'il nous montrât comment on peut lire dans les monumens antiques, l'histoire de l'homme et de ses inombrables vicissitudes. Ennio fut ce génie rare. — Son premier et principal mérite c'est d'avoir retiré les objets de l'antiquité de cet état repoussant d'obscurité qui les avoit enveloppés jusqu'à nos jours.* Das weitläuftige Vorwort würde noch viele Veranlassungen zu Bemerkungen geben.[2])

1) Oeuvr. de Visconti, To. I. p. 27-28. 33.

2) Uebrigens war Visconti's Einladung nach England viel ehrenvoller für ihn.

Es ist jetzt bei vermehrter Verbreitung der Werke eines gelehrten und verdienstvollen Schriftstellers kurz anzugeben, was eigentlich hätte geschehen sollen, und was noch geschehen sollte. Es kann dieses jedoch nur in der grössten Kürze gesagt werden, sonst würden manche einzelne der zu erwähnenden Schriften Stoff zu ganzen Abhandlungen darbieten. Diese Anzeige ist aber um so mehr nöthig, weil nach der grössern Verbreitung der Viscontischen Arbeiten, Kenner und Verehrer der alten Kunst inskünftige durch einzelne Berichtigungen und neue Untersuchungen sich um die Kenntniss des Alterthums verdient machen können.

Bei dem neuen Abdrucke der ersten Bände des Museum Pio Clementinum, dessen erster vor fast 40 Jahren erschien, hätten nothwendig in Anmerkungen, die während dieser langen Zeit gemachten neuen Entdeckungen und daher rührenden Fortschritte in der Kenntniss des Alterthums, eingetragen, und manches hie und da vielleicht nicht gehörig begründete angezeigt und verbessert werden sollen. Obgleich es Visconti's erste Arbeiten sind, so enthalten diese ersten Bände dennoch das Beste von allem, was er geschrieben, und diese werden ihm jederzeit eine vorzügliche Stelle unter den Auslegern des Alterthums sichern. In ihnen findet man die musterhaften Untersuchungen über die schönsten bis auf uns gekommenen Bildsäulen des Alterthums; Visconti's Scharfsinn und Gelehrsamkeit vergleicht sie mit den Nachrichten, die über die Werke der grössten griechischen Künstler alte Schriftsteller uns aufbehalten haben, und es ist sehr zu bedauern, dass Visconti sie nicht von neuem durchgesehen hat. Die Bände, welche die alten Brustbilder in sich fassen, hätten einer ganz neuen Vergleichung mit dem Marmor bedurft, weil das Museum Pio Clementinum, wenn man die vortrefflichen colossalen Brustbilder, die es schmücken, ausnimmt, in Hinsicht der alten Bildnisse der bewundernswerthen Sammlung auf dem Capitol gar sehr nachstehet und eine Menge

als sie es würde gewesen sein, wenn das gegründet wäre, was sein Lobredner davon S. 50. bemerkt. Ungern vermisst man in diesem Abrisse seines Lebens, so wie in dem aus Millin's Feder, die genauere Erwähnung seines Austrittes aus dem geistlichen Stande, um sich zu verheirathen. Auch wird von beiden nichts über sein Consulat bemerkt, wo die beste Gelegenheit gewesen wäre, ihn gegen die ungerechten Vorwürfe, die man ihm noch jetzt zu Rom macht, zu vertheidigen.

schlechter Werke enthält, welche nur selten als Beweise aufgestellt werden dürfen. Aus dieser Folge von Brustbildern würde man wohl thun, eine grosse Anzahl ganz wegzulassen. Aber noch weit mehr müssen einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen werden die Bände, welche die erhobenen Arbeiten enthalten. Hier ist, mit genauer Zuziehung des Marmors, Vergleichen, Sichten und Verwerfen am nöthigsten. Wie viele Stücke befinden sich hier, wo der gewinnsüchtige Fleiss der römischen Scultore, durch Zusammensetzung ganz verschiedener alter Bruchstücke, die sonderbarsten Vorstellungen zu Tage förderte, wie z. B. den Strick des Oknus und andere, bei deren Erklärung die Feder ihren Scharfsinn zeigte. Ein gelehrter, durch die neueste Zeitgeschichte berühmter, Staatsmann in Hannover besass vormals, und besitzt wahrscheinlich noch jetzt, die Bände des Museum Pio Clementinum, welche diese erhobenen Arbeiten enthalten, wo auf den meisten Kupfern die Zusammenfügung fremdartiger Stücke, durch Striche angegeben ist. Zoega hat dasselbe, theils in seinen gedruckten, theils in seinen bis jetzt noch handschriftlichen Bemerkungen, mehrmals angezeigt, und Prof. Welcker erwarb sich das Verdienst, sie im zweiten und dritten Stück seiner Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst aus den Zeitschriften mitzutheilen. Dennoch aber bleibt das meiste noch zu untersuchen übrig. Bei Vereinigung solcher unter sich fremdartigen Stücke wird nicht allein der alte Marmor viel überarbeitet, damit der Betrug verschwinde, sondern auch sehr oft ganze Stücke neuer Arbeit eingesetzt, und nach Vollendung der Tafel durch einen beizenden gelblichen Ueberzug das Ganze überstrichen, dergestalt, dass bei solchen Missgeburten viele Zeit und vieles Säubern, das den Fremden wohl selten erlaubt sein dürfte, anzuwenden, um auf den Grund zu kommen. Und doch helfen alle diese Denkmäler der Wissenschaft zu nichts, und schaden, als öffentlich beglaubte Lügen, vielmehr sehr viel, bis eine solche Untersuchung überall wird angewendet und bekannt gemacht worden sein.

Weniger nothwendig wird der neue Abdruck von Visconti's zweitem Werke von grösserem Umfange, der *Iconographie Grècque et Romaine*, sein, weil man zu Paris, ausser der grossen Ausgabe,

auch eine in 4° veranstaltete. Dieses Buch eignet sich mehr als das vorhergehende zu einer neuen berichtigenden Ausgabe von deutschen Gelehrten. Bei einer solchen neuen Bearbeitung würde zweierlei zu erwägen sein. Erstens die Denkmäler welche den Stoff liefern; zweitens die dabei gegebenen geschichtlichen Erläuterungen. Als Visconti dieses Werk begann, hatte er sich nur wenig mit den Münzen des Alterthums beschäftigt, wie seinen Freunden in Rom, Florenz und Paris bekannt ist. Das zu bearbeitende Feld war gross und weitläuftig: die Zahl der vorhandenen Denkmäler gering. Der Verfasser fand sich daher veranlasst, alles was ihm nur irgend brauchbar schien, und sich ihm darbot, aufzunehmen. Dass da manches Versehen vorging, werden wir sehr bald aus den zum Theil schon geschriebenen Arbeiten italiänischer, süddeutscher und französischer Münzkenner erfahren, durch welche vielen der von Visconti gelieferten Bildnissen ihre eigentliche Benennung wiedererstattet, und ihnen der Ort und der Name, den sie in der Iconographie erhielten, wieder entrissen werden wird. Ueberhaupt würde dem Verfasser dieser Bildnisslehre, vor ihrer Vollendung, eine Reise in sein Vaterland manches neuentdeckte Denkmal geliefert, und diese, so wie viele der schon vor Alters dort vorhandenen, durch Kunstwerth oft unbedeutenden, ihn von so manchen kühnen, gewagten und unbegründeten Aeusserungen zurückgehalten haben. In seinen Erklärungen ist er oft gesucht und dadurch unwahr; er fällt in Irrthümer, weil er alles erklären will. Man vergleiche nur alles das was über den berühmten Camee aus dem Vatican, der als Titelkupfer vor dem Museum Odescalcum steht[1]), von ihm bemerkt wird. Noch öfterer sind seine Behauptungen gewagt, ohne neu und ohne begründet zu sein. Hieher gehört die schon im Alterthume von einigen hingeworfene Aeusserung von zwei Frauen, welche Sappho hiessen, aus welchen man eine Person gemacht habe, und welche der scharfsinnige Bayle, als nichtsbeweisend und ungereimt verworfen hatte. Wollte Visconti jene Sache wieder aufnehmen, so hätte er seinen Beweis mit eben so viel Gelehrsamkeit und Geist führen sollen, als kürzlich

1) Iconogr. Grecque, II. Part. ch. 18. §. 4. p. 569-571.

ein deutscher Gelehrter es that in seiner Vertheidigung der Sappho, oder, da es ihm nicht gelang, lieber diese seine Meinung für sich behalten. Die vollkommenste Ausführung bringt eine neue auffallend klingende Behauptung deswegen noch nicht zur hohen Wahrscheinlichkeit, oder gar zur geschichtlichen Gewissheit: fehlen darf sie aber solchen Sätzen nie. Sehr oft ist Visconti kurz, wo man etwas ausführlicheres von ihm erwartet hätte. Er zeigt uns zum Beispiel welches alte Bildniss er dem Euripides zuschreibe, sagt aber kein Wort von dem so sehr merkwürdigen Brustbilde, welches vorher von vielen diesem Dichter beigelegt wurde, und als solches vor den Ausgaben des Euripides von Musgrave und Beck gestochen ist. Dass dieses ausdrucksvolle Brustbild einen sehr bedeutenden Mann vorstellt, beweisen die vielen alten Wiederholungen desselben Brustbildes, welche man in den Sammlungen von Florenz, Rom und Neapel findet; auch Pirro Ligorio hat dasselbe in einem Bande seiner Handschriften, der auf der königlichen Büchersammlung zu Neapel sich befindet, unter den neuen Ausgrabungen, gezeichnet.

Eigentlich gehörten die umständlichen Untersuchungen über das Leben, die Werke und die Lehren der alten Philosophen und Dichter nicht nothwendig in die Iconographie, und sind nicht viel mehr als Lückenbüsser. Dieses ist nun der schwächste Theil dieses Buchs. Hier verliert sich Visconti in ein Feld, das ihm wie der Erfolg zeigt, fremd war. Wir kommen hier auf unsere oben geäusserte Bemerkung und unsern Wunsch zurück, dass von allen Schriften Visconti's die Iconographie gerade die einzige ist, welche für Deutschland deutsch bearbeitet werden sollte. In dieser neuen Bearbeitung würden die alten Bildnisse vorher einer neuen strengen Prüfung unterworfen; Alles was das Leben, die Werke, und die Lehren der dargestellten Männer betrifft, würde dabei ganz von neuem ausgearbeitet werden müssen. Diese von Männern, wie die weimarschen Kunstfreunde, wie A. W. Schlegel, Welker, Beck u. a. bearbeitete Iconographie würde ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft sein.

Was die in Paris erscheinende Fortsetzung der römischen Iconographie betrifft, so muss man wünschen, dass dazu die grossen

Sammlungen von Brustbildern in Florenz, Rom und Neapel, aber nicht allein die römischen Münzen, zu Rathe gezogen, und uns von recht vielen derselben Abbildungen von vorn und von der Seite, nach vorzüglichen, von neuem für dieses Werk zu machenden, Zeichnungen, weil wir so viel als keine davon besitzen, gegeben werden mögen. So unentbehrlich und nützlich die Münzen zur Wiedererkennung sind, so wenig reichen sie zu, um einen vollkommenen Begriff von einem Gesichte zu geben.

In Hinsicht des neuen Abdruckes der kleinern einzeln erschienenen Abhandlungen des Visconti, und seiner kurzen Nachrichten und Aufsätze, von denen viele in Zeitschriften eingerückt sind, würden die Herausgeber wohlthun, nichts hinwegzulassen, und sie alle nach der Zeitfolge an einander zu reihen. Millin hat viele derselben verzeichnet[1]), jedoch auch sehr viele übergangen, so z. B. die kleine Abhandlung in einem der spätern Jahrgänge des *Magazin encyclopédique*, über eine Münze des Pontus, in welcher Visconti, mehr als sonst, die kühnsten Vermuthungen auf scheinbare Etymologieen bauet, und welche Abhandlung gerade als Probestück aufgestellt werden kann, um zu zeigen, wie man über alle Denkmäler nicht schreiben soll. Diese kleinern Aufsätze müssen aus den italiänischen und französischen Zeitschriften sorfältig ausgehoben werden.

Sie bedürfen aber einer prüfenden Durchsicht nicht weniger als die grössern Arbeiten. Wir wollen hier in grösster Kürze einige Winke mittheilen, wie sie sich gerade dem Gedächtnisse darbieten.

In den *Monumenti scritti del Museo del Sigr. Jenkins, Roma, 1787.* 4°. einer sehr selten gewordenen Schrift, ist manches zu finden, was der Händler mit alten Denkmälern in seinem Laden zwar aufgestellt hatte, darum aber nicht für ächtes Gut zu nehmen ist. Sehr verdächtig ist, z. B., die Herma ohne Kopf (p. 30-32.) mit der Aufschrift

ΘΕΜΙΣΤΟΚΛΗΣ
ΟΝΑΥΜΑΧΟΣ

Denn schwerlich wird jemand glauben, dass zu Athen der Name

1) Annal. Encyclop. 1818. To. II. p. 135. seq.

des Themistokles, mit solchen Buchstaben, und mit diesem Nachsatze, würde geschrieben worden sein. So viel wir uns erinnern, gedenkt Visconti dieser Herma nicht in der Iconographie, wodurch er ihr gewiss keine Ehre erzeigt hat.

In der Schrift: *Lettera su due monumenti ne' quali è memoria d'Antonia Augusta Roma, Anno VII.* ist die auf dem Titelblatte gestochene Bleimünze auf eine Art erklärt, dass man sich wundert, dass ein Mann von Visconti's Ruf so urtheilen konnte. Das weibliche Brustbild der Vorderseite kann nicht die Antonia Augusta vorstellen. Wie würde man ihr Bildniss dahin gesetzt, und auf der Umschrift, nicht sie, sondern den Besorger der Spiele genannt haben? Wie kann der Mercur auf der Rückseite für den Hermes Psychopompus gehalten werden? Denn wenn dieser Hermes diesen Beinamen verdient, so müssen alle Abbildungen des Mercur ihn als Psychopompus vorstellen. Der Verlauf dieser Schrift enthält manche ähnliche Missgriffe. Es ist in Wahrheit auffallend, von Gelehrten, die ihr Leben hindurch ihre Urtheilskraft geübt haben, zuweilen so ganz schiefe und falsche Meinungen behaupten zu sehen. Ueber keines der alten gemalten Gefässe ist so viel geschrieben worden als über eines in der königlichen Sammlung zu Neapel, welches die Aufschrift hat ΚΑΛΕΔΟΚΕΣ. Ich habe dieses Gefäss mehrmals in Händen gehabt, und Niemand, der gesunde Augen hat und ein wenig mit den alten Schriftzügen bekannt ist, wird diese Buchstaben anders lesen können. Die dritte Silbe heisst ΔΟ. und nicht ΟΡ, und, obgleich Quaranta, in der neuesten Schrift über dieses Gefäss[1]), behauptet, *at tota ruit interpretationis moles ubi permutatio τοῦ Νυ in Καππα ad arbitrium prorsus conficta deprehenditur*, so ist dennoch der dritte Buchstabe vom Ende ein K und kein N. Es ist zwar von diesem K der zweite Strich (/) entweder durch Zufall hinweggekommen, oder geflissentlich mit einem Messer abgeschabt worden; der Grund aber zeigt offenbar, weil da, wo der Strich sich vormals befand, die Stelle rauh geworden und nicht glänzt wie der schwarze Grund, auch eine andere Farbe hat, dass dieser Strich zum Buchstaben gehörte, der ein K und kein N

1) Neapoli, 1817. p. 14.

ist. Villoison und Zarillo hatten daher, abgesehen von ihren Auslegungen, Recht, sich an die einzig richtige Lesart der Inschrift zu halten, und dem Hrn. Cavaliere Arditi, dem das K zu seiner Auslegung der Inschrift ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ und als ΚΑΛΕΟΡΝΕΣ, gar nicht brauchbar war, zu widersprechen. Nichts desto weniger erklärt sich Millin[1]), dem niemand richtiges Urtheil und Geist absprechen wird, und dem, eben so wie dem Visconti, die wahre Gestalt der Buchstaben bekannt sein konnte, für die von Arditi zuerst angenommene Art zu lesen, ΚΑΛΕΟΡΝΕΣ, schöner Orneus! und setzt hinzu: *cette leçon a pour elle une grande autorité, celle du célèbre et à jamais regrettable Visconti.* Hier wird also der ganze Gesichtspunkt des Streites verändert; statt zu erklären was da zu lesen ist, sucht man wahrscheinlich zu machen was da stehen könnte.

Visconti's Schrift: *Osservazioni sopra un antico Cammeo rappresentante Giove Egioco, Padova 1793.* 4°. übergehet völlig die Hauptsachen, welche dieses Denkmal angehen, und mehreres, das die Vorstellung betrifft und sie auszeichnet, ist nicht gehörig ausgeführt. Zwei nachher über dieses Denkmal in Italien erschienene Schriften haben diesem Mangel nicht abgeholfen.

Wir würden die Gränzen einer flüchtigen Abhandlung überschreiten, wenn wir jede der abzudruckenden Schriften dieses fleissigen Alterthumsforschers erwähnen und beurtheilen wollten. Es ist blos nothwendig noch auf zwei seiner Abhandlungen aufmerksam zu machen, und dann endlich noch einige Schriften desselben zu nennen, auf die die neuen Herausgeber keine Rücksicht genommen zu haben scheinen.

Die *Osservazioni su due musaici antichi istoriati; Parma, 1788.* 8°. und die *Lettera su di un' antica argenteria, nuovamente scoperta in Roma, 1793.* 4°. verbinden wir, weil wir von beiden Schriften nur ein Urtheil zu fällen haben. Die beiden musivischen Tafeln befinden sich jetzt wahrscheinlich in Spanien; das silberne Kästchen, nebst den dazu gehörigen Dingen, gehört dem Hrn. von Schellersheim. Diese Denkmäler haben wir nicht gesehen: der Anblick der

1) Annal. Encyclop. Ann. 1818. To. III. p. 352-353.

Kupfer von den musivischen Tafeln muss jedoch jedem nur etwas geübten Auge Misstrauen einflössen. Entscheidend aber ist das Urtheil des berühmten Marini, welches er dem hochverdienten Morelli in Venedig in einem Briefe mittheilte, wie mir letzterer, ein Mann, dessen Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben, versicherte. Marini erklärte die in beiden Schriften behandelten Kunstwerke für elende neue Betrügereien. Da des Marini höchstwichtiger Briefwechsel mit Morelli, so wie des letztern ganzer handschriftlicher sehr lehrreicher Nachlass, in die Marcus Bibliothek wahrscheinlich gekommen, so würde sich dieser Brief sehr leicht auffinden lassen. Auch würden in Rom, von Gelehrten, wie Hr. Cancellieri, Hr. Caval. de Rossi, Hr. Lorenzo Re u. a., noch genauere Nachrichten über die Verfertiger dieser vorgeblichen Kunstschätze zu erhalten sein. Die Zeit, in der die erwähnten Dinge geschmiedet wurden, war schon sehr von der des Winkelmann verschieden, der Eifer für alte Denkmäler hatte schon angefangen abzunehmen, und zu unsern Tagen ist er, was wahre Einsichten und Würdigung derselben betrifft, für Italien fast ganz verschwunden. Das Aufsehen, welches die Gemälde, durch welche Casanova seinen Freund Winkelmann hinterging, erregten, würden die erwähnten musivischen Bilder, und die Silberarbeiten, hätte damals jemand diesen schändlichen Betrug öffentlich bekannt gemacht, nicht veranlasst haben. Dennoch ist es die Pflicht jedes Freundes der Wahrheit, bei der jetzt zu bereitenden neuen Ausgabe aller Schriften des Visconti, Gelehrte, Künstler und Sammler, auf den Missbrauch, den man mit ihrer Leichtgläubigkeit getrieben, aufmerksam zu machen. Visconti war ein heiterer gefälliger Mann, der Bekannten und Freunden lobpreisende und zugleich gelehrt erklärende schriftliche Beschreibungen von Gegenständen, zu deren bessern Verkauf das Urtheil dieses berühmten Mannes viel oder alles beitragen musste, nicht versagte. Millin bemerkt[1]) über diese Beglaubigungsschreiben folgendes: «*tout le monde recherchoit les avis de M. Visconti; celui qui possedoit un monument curieux croyoit avec raison en augmenter sinon le prix, au moins sa célébrité, en le faisant*

1) Annal. Encyclop. L. C. p. 148.

decrire, et selon la manière de parler italienne, qui dans ce cas n'avoit point d'exagération, illustrer par ce grand antiquaire.» Wir theilen hier zwei solcher Certificate mit, von denen das erste vielleicht das merkwürdigste von allen ist, die Visconti jemals ausstellte, und welches an Kühnheit seine Arbeit über die beiden Musive und den Silberschmuck weit hinter sich zurück lässt. Wir theilen sie mit, theils der Seltenheit wegen, theils aber, und vorzüglich, um die Liebhaber und zukünftigen Käufer so prächtig ausgestatteter Gegenstände gegen diese Waare misstrauisch zu machen, und um sie zu warnen. Das hier zuerst folgende Zeuguiss betrifft einen Camee von drei Schichten, die dunkle bildet den Grund, zur erhobenen Arbeit ist die bläulich weisse verwendet, die dritte Schicht färbt das ganze oberste Brustbild, das kleinste von allen, braun. Der Stein ist viel grösser als es die gewöhnlichen Cameen sind, und wird in dieser seiner wahren Grösse hierbei in einem Kupferstich geliefert. Auf der Hinterseite ist eine neue gleichfalls betrügerisch eingegrabene Inschrift zu lesen. Ich sahe dieses Stück, nebst seiner Beschreibung von Visconti, auf die man vielen Werth legte, um das Jahr 1807 bei dem Hrn. von W......, einem grossen Liebhaber solcher Dinge; er brachte diesen Stein aus Paris. Ich theilte ihm alsbald meine Ueberzeugung von der Unächtheit dieses Machwerks mit, und bei der ersten Gelegenheit suchte er sich von diesem lästigen Besitz zu befreien; der Fürst D. erhielt es von ihm. Der jetzige Eigenthümer des Steines ist unbekannt, wird es aber vielleicht nicht lange bleiben. Obgleich der neue ungeschickte Steinschneider sich sehr bemühet hat seinem Schnitte ein altes Gepräge zu geben, so bemerkt man doch das Neue und Geschmacklose überall hindurch. Man betrachte nur die schlechten Verhältnisse der drei Brustbilder, dann Brust und Leib der beiden hintern Brustbilder, und die erbärmlichen kleinen Gestalten zur Rechten. Hier folgt nun Visconti's Auslegung, wörtlich auf das genaueste, und ohne die geringste Aenderung, mit allen Sprachunrichtigkeiten und Eigenheiten der Schreibart, abgeschrieben.

«Le devant présente la Reine Bérénice d'Egypte entre son mari Ptolémée Evergetes et son fils Roi (depuis) sous le nom de Ptolémée Philopator. Cette Reine ayant fait voeu de sacrifier sa chevelure à

Vénus, si une expedition militaire de son mari reussisoit; l'avoit deposée en conséquence dans le temple de la Vénus de Chypre dont la statue etoit l'original célèbre de la Venus de Medicis. La chevelure fut ensuite enlevée du temple, sans qu'on sache comment. Mais l'astronome de la cour de Ptolémée, Conon, imagina de l'avoir retrouvée dans une nouvelle constellation qu'il prétendit avoir decouverte. Callimaque se hata de chanter cette apothéose et le poëte romain Catulle a traduit ce beau poëme qui nous reste. La pierre gravée conserve le souvenir religieux du même événement. Le Ciel représenté tout en haut, sous le grave personnage de Jupiter, enlève lui-même la chevelure de la tête de Vénus. Tout en bas le représentant nud de la terre fait l'hommage reconnoissant de l'Amour filial aux trois divinités humaines de ce bas monde. Car l'oiseau couronné qu'il présente, est le symbole de cet Amour. Ainsi c'est le Ciel et la terre, et qui plus est, la Vénus céleste et nullement populaire, Osiris, Orus et Isis ou Neït qui, d'après le génie allégorique de l'Egypte, sont les grands acteurs d'un grand événement et qui correspondent aux trois personnes royales, leurs substituts dans ce bas monde.

L'inscription sur le revers présente, dans la partie inférieure et en grands caractères anciens Egyptiens et Grecs, les noms de Ptolémée, de Bérénice et de leur fils, et, à ce qu'il paroît, l'âge de ce dernier. La partie superieure en plus petits caractères anciens Egyptiens inconnus, Phéniciens et Grecs primitifs entremêlés, semble contenir le nom de la divinité invoquée, avec la date de la centième après les victoires d'Alexandre et la conquête de l'Egypte, ainsi que le 9ème jour du mois Thot. Cette époque tombe vers la fin du regne de Ptolémé Evergetes, il y a un peu plus de 2000 ans, et ne paroît pas être celle de la prétendue decouverte de Conon, mais plutôt du jour qu'on a constellé et gravé la pierre. L'usage étoit d'attirer par des pratiques superstitieuses l'influence et la puissance des astres dans de certaines pierres propres à les recevoir, de le faire dans des certains jours et heures, seuls propres à cette operation, de graver sur ces pierres les symboles des étoiles conjurées et de les porter ensuite en leur honneur et en amulettes protectrices.

Une personne de la cour de Bérénice se seroit ainsi declarée sa devote et le protégé de la constellation de la chevelure Royale, flagor-

nerie fondée du moins dans les superstitions du tems; mais qui fixe bien aussi la date de la pierre, car il n'est guères probable qu'on l'ait continué après la mort de Bérénice, quoiqu'elle conservit une espèce de culte civile et une prêtresse encore sous le regne de son petit fils.

On a cru que des caractères antiques inventés par les Dieux inconnus aux hommes, et considérés comme magiques et puissants, étoient essentiellement nécessaires pour les inscriptions de ces pierres constellées; mais l'inscription du camée semble indiquer que leur contenu étoit innocent au reste, et c'est là encore un point de la science des antiquaires, que cet intéressant monument peut servir à éclaircir.»

Das zweite Beglaubigungsschreiben befindet sich in einem eigenhändigen Briefe Visconti's, der durch Zufall in den Besitz des Verfassers dieses Aufsatzes gekommen. Es war nicht nöthig von diesem Camee ein Kupfer mitzutheilen, denn Herr Mionnet in Paris hat seit vielen Jahren an mehrere Liebhaber Gypsabdrücke desselben versendet, und wer dergleichen verlangt, erhält sie in Paris bei Cetti im Louvre. Es folgt hier der Brief mit Hinweglassung einer kurzen Stelle, die fremdartiges enthält; die Abschrift ist auf das genaueste verfasst:

Paris ce 25 Floréal An XII.

Mon Géneral

J'ai l'honneur de Vous souhaiter un bon voyage, et je tacherai de passer pour Vous voir, quoiqu'il ne soit pas si facile de Vous trouver aujourdhui chez Vous. —

Pour ce qui regarde Votre grand Camée de Trajan [couronné par une figure de femme] soyez sur que mon opinion est celle que je Vous ai toujours manifestée et que je n'en ai point d'autres. Je n'y vois pas de retouche. S'il étoit possible qu'il y en eut dans quelques petits détails de la cuirasse qui pouvaient avoir été degradés par le temps, cela n'aurait aucune conséquence au prejudice de son authenticité, et de son merite extraordinaire qui me le fait ranger parmi les chefs d'oeuvre qui nous sont parvenus de la gravure en pierres fines, et digne de figurer avec le Camée de la Ste Chapelle, avec celui de Vienne, avec la Tasse de Naples,

et enfin avec tout ce qui existe de plus rare et de plus marquant dans ce genre.

Comptez Monsieur le Géneral, sur les sentiments les plus vifs de mon estime et de mon respect.

E. Q. Visconti Membre de l'Institut National de France Conservateur des Antiques au Musée Napoleon.

Quai Malaquais No. I. au coin de la Rue de Seine.

In diesen Bemerkungen beschäftigt sich Visconti blos mit dem Kunstwerthe des Steines, aber alles was er davon sagt ist eben so unwahr und falsch, als alles was er über den Stein in dem ersten Beglaubigungsschreiben vorgebracht hat. Diese Beglaubigungsschreiben verursachten am Ende, als sie zu häufig ankamen und zu grosse Leichtgläubigkeit voraussetzten, bei den Kennern in mehrern Ländern, z. B. in Polen, Misstrauen, und verloren alles Gewicht. Visconti, nichts hörend, als ewige kriechende Schmeicheleien, nichts als mündliches und schriftliches Loben und Bewundern, ward, bei aller äussern Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, so dreist und keck, dass er in seinen Behauptungen und Erklärungen kein Maass und Ziel weiter beobachtete, wie die hier beigebrachten Thatsachen zur Genüge beweisen.

Die Herausgeber der sämmtlichen Schriften Visconti's erwähnen mit keinem Worte der *Archaeographia Worsleiana*, wahrscheinlich weil dieses Buch schwer zu erhalten, und dann sehr theuer ist. Soll die Folge von Visconti's Werken vollständig sein, so muss auch dieses Buch abgedruckt werden. Würden die grossen Kupfertafeln desselben verkleinert wiederholt, und das Flüchtige, Unbestimmte und Falsche derselben nach den späterhin nach London und nach Paris gebrachten Marmorn und Gypsabgüssen verbessert: würden die nichts sagenden, höchst ungetreuen Landschaften und Ansichten durch die Geschichte berühmter Gegenden des Südens weggelassen, so würde die neue Ausgabe mit geringern Kosten zu liefern sein, und Vorzüge vor der grossen erhalten. Auch hier laufen einem viele abgebildete Denkmäler durch die Hände, welche betrügende Gewinnsucht dem reichen Engländer feil geboten hatte. Die kurzen dazu gegebenen Beschreibungen sind so flüchtig und unbedeutend, dass niemand sie für Visconti's Arbeit halten würde.

wenn er sie im Museum Pio Clementinum nicht selbst als sein Werk genannt hätte.

Endlich müssen die Herausgeber dieser Schriften, des Visconti Beschreibungen oder *Notices du Musée Napoleon*, erstlich, so wie es war als es die grössten Schätze aus allen Ländern in sich fasste, und zweitens wie es nach der Rückgabe des Vorzüglichsten ist; ferner seine *Description des Vases peints;* seine *Notice des Tapisseries de la Reine Mathilde;* seine *Notice des Statues apportées de Cassel et de Berlin*, u. s. w.; ferner Visconti's einzelne Beschreibungen alter Denkmäler im Museum des Robillard, des Petit-Radel, des Bouillon, und anderer, nicht vergessen. Auch wird sein Nachlass vielleicht noch einiges enthalten was verdiente mitgetheilt zu werden.

ÜBER

KÄFER-GEMMEN

UND

ETRUSKISCHE KUNST.

ERSTER ABSCHNITT.

Einleitung.

)IE frühesten Werke der alten Steinschneidekunst, die Käfer-
emmen, sind so merkwürdig, dass ihre Geschichte wohl verdient
esonders untersucht zu werden. Sie sind, fast ausschliesslich,
us zwei Steinarten, aus dem Sarde der Alten, unserm Carneole
nd Sarde, und aus Sardonyx geschnitten, und müssen für die
ltesten Denkmäler der europäischen Glyptik gehalten werden.
ie Aufschriften welche einige der schönsten von ihnen führen,
rhöhen die Wichtigkeit dieser Gemmen, und gehören in die Reihe
er frühern Ueberreste alter Schrift. Weil die Aufschriften dieser
emmen sehr viel beitragen um ihr Alterthum und Vaterland zu
estimmen, so ist es nöthig einige kurze Bemerkungen über die
ltesten Schriftarten der Griechen vorausgehen zu lassen. Mehrere
ralte Inschriften, die wir nur aus der Erwähnung bei den Ge-
chichtschreibern kennen, wollen einige, obgleich ohne Grund,
ir verdächtig erklären. Zu diesen gehören: der Kessel mit phöni-
ischer Inschrift, den die Phönikier, oder Kadmus, zu Lindus im
empel der Athene geweihet hatten[1]): die Aufschriften von Drei-
issen, drei an der Zahl, zu Thebä im Tempel des Apollo Ismenios[2]):

1) Diodor. Sicul. L. V. c. 58. p. 377. l. 22.
2) Herodot. L. V. c. 59-60. p. 400.

ein eherner Dreifuss mit uralter Schrift, den die heimkehrenden Argonauten dem Könige von Lybien sollen verehrt haben, ein Geschenk welches während langer Zeit als Andenken von den Hesperiden gezeigt wurde[1]: die ehernen Gefässe mit Aufschriften welche Aeneas zu Dodone soll geweihet haben[2]. Alles Denkmäler, gegen deren hohes Alter und Aechtheit sich nichts einwenden lässt, obgleich die Sage an einigen die Herkunft verändert haben konnte. Obgleich aus so entfernten Zeiten sich weder Kunstwerk, noch Inschrift bis zu uns erhalten hat, so besitzen wir doch einige Inschriften aus dem sehr hohen Alterthume. Nur ist es zu bedauern, dass durch diese Marmor-Aufschriften der Griechen die Zeitalter der verschiedenen Weisen zu schreiben nur wenig bestimmt können festgesetzt werden, weil von allen nur eine einzige sich auf ein geschichtliches Staats-Ereigniss beziehet. Diese Inschrift ist der Marmor des Nointel[3], welcher in die erste Hälfte der 80 Olympias, oder in das 460 Jahr vor unserer Zeitrechnung gehört. Aus ihm lernen wir, dass man damals zu Athen nicht mehr bustrophedon, sondern dass man alle Zeilen von der linken zur rechten schrieb. Da die Gesetze des Solon in der 46 Olympias bustrophedon auf Holz gegraben waren[4], so ist es wahrscheinlich, dass sich diese Schreibart zu Athen bis gegen die 70 Olympias erhalten hatte. Das Jahr also in dem man den Marmor des Nointel verfasste, und die Zeit, in der aus der ionischen die athenische Schrift sich im zweiten Jahre der 94 Olympias bereicherte, ist alles, was wir von bestimmten Endpunkten der griechischen und vornemlich der athenischen Weisen zu schreiben wissen. Die ältesten uns bekannten griechischen Inschriften sind nach Art der Morgenländer von der rechten zur linken verfasst. Bald ward die Bustrophedon-Schrift allgemein herrschend, von der man jedoch nicht weiss, ob sie

1) Diodor. Sic. L. IV. c. 56. p. 300. l. 84.
2) Dionys. Halic. Archaeol. Rom. L. I. c. 51. p. 128. l. 8.
3) Maffei Gall. Antiqu. Sel. Ep. XIX. p. 82-88.
Corsini Fast. Att. Diss. IV. p. 159.
Lanzi Sagg. di Lingua Etr. Vol. I. p. 107.
Diese zwei jetzt im Museum zu Paris aufgestellten Marmortafeln verdienen, aufs genaueste gezeichnet, endlich in einer richtigen Abschrift gestochen zu werden.
4) Meurs. Atticar. Lect. L. I. c. 22. p. 43-44.

gleich anfangs den Griechen mit der Buchstabenschrift mitgetheilt wurde, ob sie im Morgenlande oder in Aegypten üblich war, oder zu welcher Zeit sonst sie die Griechen, und von woher sie solche angenommen hatten. Zu den ältesten Denkmälern griechischer Schreibekunst, die noch im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Griechenland vorhanden waren, gehören folgende: Die Schale des Iphitus mit einer in die Runde laufenden Aufschrift, die er im Anfange der ersten Olympias, um das 775 Jahr vor unserer Zeitrechnung zu Olympia im Tempel der Here weihete [1]). Eine Bildsäule des Agamemnon mit seinem von der Rechten zur Linken geschriebenen Namen, dem Jupiter zu Olympia von den Achäern geweihet [2]). Ein Horn der Amalthea aus Elfenbein, zu Olympia in der Schatzkammer der Sikyonier von Miltiades geweihet, mit einer Aufschrift in alt-attischen Buchstaben; ein Denkmal welches in die 67 Olympias gehört [3]). Eine alte Inschrift von Delos der Minerva geweihet, die Plinius zu Rom im Palatium sahe, und die sehr alt war [4]), scheint nicht frühern Ursprungs gewesen zu sein, als ähnliche, die bis auf uns gekommen. Wichtiger für unsere Untersuchung ist die Kiste des Kypselus, mit künstlich eingelegter Arbeit und mit Hexameter-Epigrammen in Bustrophedon-Schrift und mancherlei Windungen, welche die Namen der Vorgestellten enthielten und das Bildwerk deuteten [5]). Die Geschichte sagt uns, dass Kypselus als neugebornes Kind in dieser Kiste von seiner Mutter versteckt worden war; sie darf also nicht in die 30 Olympias gesetzt werden, wo Kypselus sich in Korinth der obersten Gewalt bemächtigt hatte [6]), sondern würde wenigstens in die 25 Olympias gehören. Wäre Heyne's flüchtige Vermuthung gegrün-

1) Pausan. El. I. c. 20. §. 1. p. 86.
2) Pausan. El. II. c. 25. §. 5. p. 113.
3) Pausan. El. II. c. 19. §. 3. p. 199.
Cf. Valken. in Herod. L. V. c. 59. p. 401. l. 17.
4) Nat. Hist. L. VII. c. 57. p. 419. l.
5) Pausan. I. c. 17. §. 2-3. p. 75-76.
6) Wie, unter andern, dieses auch in Lanzi's Schrift über die Sculptur der Alten, in den der deutschen Uebersetzung sehr zweckmässig, beigefügten Zeittafeln, geschehen. Hr. Prof. Lange hat seine Uebersetzung durch gründliche Anmerkungen und durch den Eingang zu den Tafeln bereichert, wodurch diese Schrift für die Freunde der Kunst um so wichtiger geworden ist.

det [1]), und hätte Kypselus die Kiste zu Olympia selbst geweihet, so würde die 30 Olympias die Zeit der Schenkung bezeichnen können. Allein Pausanias giebt uns viel genauere Aufschlüsse hierüber. Er meldet nemlich mit klaren Worten [2]), dass des Kypselus Nachkommen, die Kypseliden, diese Kiste zu Olympia gewidmet hatten. Die 30 Olympias ist also auch nicht brauchbar, um den Zeitpunkt zu bezeichnen, und die Kiste müsste nach dieser Angabe in die 45 Olympias und noch später gestellt werden. Unrecht aber würde es sein, ein so merkwürdiges Denkmal nicht lieber der Zeit seiner Entstehung zu nähern; diese allein wünscht man zu erfahren. Weil Kypselus als neugebornes Kind darinnen verwahrt worden war, so gehört sie wenigstens in die 20 Olympias, theils weil Kypselus als Oberhaupt von Korinth kein Knabe mehr war, theils weil die Kiste sich schon vorher im väterlichen Hause befunden hatte. Man dürfte sie also dreist in die 20 Olympias setzen. Inzwischen da Pausanias, gewiss aus triftigen Gründen, vermuthete, der Dichter Eumelus sei der Verfasser der Hexameter-Aufschriften [3]), so kann man ohne Bedenken die Verfertigung der Kiste in die 5 Olympias setzen. Dieses höhere Alter wird überdies noch dadurch bestätigt, dass der Grossvater des Kypselus diese Kiste für sich hatte verfertigen lassen [4]). Das Zeitalter des Dichters Eumelus ist der vornehmste Grund, warum die Entstehung des Kunstwerkes ungefähr in die fünfte Olympias zu setzen ist, sonst würde man es vielleicht noch über den Anfang der Olympiaden hinausrücken müssen. Denn die Vermuthung, das Werk sei schon geraume Zeit vorhanden gewesen, und die Aufschriften erst zur Zeit des Eumelus hinzugefügt worden, ist schon wegen des Umstandes, dass der Grossvater des Kypselus sie hatte arbeiten lassen, unzulässig.

Leider bieten beinahe alle bis auf uns gekommenen Bustrophedon-Inschriften durch ihren Inhalt nichts dar, was uns die Zeit ihrer Entstehung näher anzeigen könnte. Bloss soviel scheint anzunehmen,

1) Ueb. den Kast. des Cypsel. S. 7. u. S. 71.
2) El. I. c. 17. §. 2. p. 75.
3) Paus. ib. c. 19. §. 2. p. 85-86.
Heyne üb. den Kast. des Cypsel. S. 59.
4) Paus. ib. c. 18. §. 2. p. 81.

dass diejenigen, deren erste Zeile von der linken Seite anhebt die spätesten sind, weil sich aus diesem Gebrauche die noch jetzt herrschende Gewohnheit von der linken Seite anzufangen, herschreibt. Manche von ihnen scheinen der Zeit nach zu tief herab gesetzt zu werden; so unter andern auch die Inschrift des Mantheus, welche Bimard nicht richtig übersetzt und erklärt hat[1]). Einige von ihnen sind nur sehr alte Abschriften der ursprünglichen, und verlieren dadurch, da sie dabei in den Zügen verändert wurden, auch wohl Zusätze erhielten (beides beweist die sigeische Inschrift), sehr viel von ihrer Brauchbarkeit[2]). Die Bustrophedon-Schrift hat das Eigene, dass man bei Inschriften, die nicht zwei Zeilen füllen, nicht bemerken kann, ob zur Zeit ihrer Abfassung die furchenartige Schreibart üblich, oder ob man in Zeilen, die immer nur von der rechten Seite anfingen, schrieb. Nach meinem Dafürhalten aber ist diese letzte Art zu schreiben bei den Griechen nie üblich gewesen; denn nicht das geringste berechtigt uns, das Gegentheil zu glauben, und alle einzelne Zeilen, die von der rechten Seite anfangen, gehören in die Zeit der Bustrophedon-Schrift. Die Käfergemmen und die Opferschalen mit Aufschriften bekräftigen dieses. Denn wenn sich auf ihnen zwei oder mehrere Namen befinden, so fangen einige derselben von der rechten Seite, andere aber von der linken an, welcher Umstand nur von der damals herrschenden Bustrophedon-Schrift herrühren kann. Eben so wie die Käfer- und Opferschalen-Inschriften, gehören zur Bustrophedon-Schrift die Namen der abgebildeten Heroen auf dem berühmten Hamiltonischen Gefässe mit

1) Murator. Nov. Thesaur. Inscr. To. I. p. 47.

2) Hr. Prof. Böckh, von dem wir ein vortreffliches Werk über die alten Inschriften erwarten, hatte dieses von den amykläischen Marmorn an Hn. Rochette geschrieben. (Deux Lettr. à Lord Aberdeen, I. Lettre, p. 13. note 1.). Es befremdet dass Hr. Rochette sich über dieses Urtheil verwunderte, da doch, vor Hn. Böckh, Barthelemi (Mem. de l'Acad. des Inscr. To. XXIII. p. 394), und Lanzi (Sagg. di Lingua Etr. To. I. p. 99-100) dasselbe behauptet und, ins Einzelne gehend, bewiesen hatten. Wenn man aber annehmen muss, dass irgend eine alte Inschrift von neuem geschrieben und hergestellt worden, und das Vorbild davon verloren gegangen ist, so lässt sich aus der Gestalt der Buchstaben durchaus nichts weiter schliessen. Denn diejenigen welche die neuen Inschriften in Stein gruben, konnten, nach Gutbefinden, die Schreibart irgend einer ihnen beliebigen Zeit wählen.

der Eberjagd[1]), dem ältesten unter allen bekannten, gemalten Gefässen von Gross-Griechenland. Ferner das sehr alte kürzlich zu Athen entdeckte Gefäss, auf dem in früherer Schrift von der Rechten zur Linken zu lesen: Ich bin einer der athenischen Kampfpreise[2]). Wegen ihres hohen Alterthums und wegen der Aufschriften halte ich die eben genannten Gefässe für die kostbarsten unter allen bis jetzt bekannten. Durch das zweite erhalten wir überdies einen merkwürdigen Aufschluss über die Bestimmung solcher Gefässe. Sie dienten zu Kampf-Preisen in den öffentlichen Spielen. Man hatte dieses zwar schon vorher von einigen vermuthet, allein hier erhalten wir die Gewissheit dieses Zwecks. Nun lässt es sich auch erklären, warum, in Italien und Griechenland, man ihrer so viele auf einmal in den Gräbern antrifft. Sie sind nemlich als die Ehrenzeichen zu betrachten, welche man von dem Verstorbenen nicht zu trennen pflegte. Zur Bustrophedon-Schrift sind ferner zu zählen, die doppelten Aufschriften auf einzelnen Münzen von Gross-Griechenland, von denen die eine von der rechten, die andere von der linken Hand anfängt, wie, unter andern, die schöne von Buxentum[3]), andere von Posidonia[4]), von Kaulonia[5]), und von Akragas, letztere mit einer vollständigen Bustrophedon-Inschrift in zwei Zeilen[6]). Jene Münze von Buxentum konnte, nach dem von Eckhel

1) D'Hancarv. Antiquit. Etr. Grècqu. et Rom. Vol. I. p. 153-165. pl. III. IV.
Die Namen der auf diesem Gefässe genannten Heroen sind folgende; Reiter: Pantippos, Polydoros; zu Fuss: Antiphatas, Polyphas, Polydas und Eudoros.

2) Dodwell's Classic. and Topogr. Tour in Grece, Vol. I. p. 455-457.
Es war schon vorher von Avramiotti und Clarke erwähnt worden.
Avramiotti: alcuni cenni critici.
Millin: Annal. Encyclop. Ann. 1817. To. III. p. 376.
Clarke: Trav. in Eur. As. and Afr. Vol. IV. Pref. p. X-XI.

3) Winkelm. Gesch. der K. III B. 1 K. S. 166. Werke, III. Band.
Eckhel: Doctr. Num. Vet. Vol. I. p. 151-152.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. Vol. I. P. I. p. III.
Was Lanzi hier von den Namen der beiden Städte bemerkt: *l'uno scritto alla etrusca*, *l'altro alla latina*, ist ganz ungegründet.
Mionnet: Descr. des Med. Ant. To. I. p. 151. no. 490. pl. LIX. f. 3. p. 38.

4) Mionn.: Descr. des Med. Ant. pl. LIX. f. 4. p. 38. f. 5. To. I. p. 164. no. 614. pl. LXI. f. 10.

5) Mionn. L. C. pl. LIX. f. 2.

6) Mionn. L. C. pl. LXII. f. I. p. 212. no. 27.

gegebenen Beweise[1]), nicht vor dem ersten Jahre der 86 Olympias, oder vor dem 476 vor unserer Zeitrechnung, geschlagen worden sein, als man, wie uns die Inschrifttafel des Nointel lehrt, zu Athen schon lange aufgehört hatte furchenartig zu schreiben. Uebrigens verstehet es sich von selbst, dass jede Veränderung der herkömmlichen Schreibart, nicht auf einmal und zugleich von allen griechisch redenden Völkerschaften konnte angenommen werden, und es ist nicht befremdend, dass die alte Schreibart in Gross-Griechenland länger fortgesetzt worden war, als zu Athen, dem Vorbilde aller hellenischen Staaten. Ein sehr schönes und merkwürdiges gemaltes Gefäss, das kürzlich in der Nähe von Korinth gefunden worden, jetzt Hrn. Dodwell gehört und, wie das Hamiltonische, schwarz auf rothem Grunde, eine Eberjagd vorstellt, kann nicht lange vor der 80 Olympias verfertigt worden sein. Denn alle acht Namen der gebildeten Gestalten sind von der Linken zur Rechten geschrieben. Hieraus ergiebt sich der grosse Irrthum des Hrn. Besitzers dieses Gefässes, der behauptet, es sei gegen 700 Jahr vor unserer Zeitrechnung, also um die 20 Olympias, gefertigt[2]), wodurch das Gefäss um eine Kleinigkeit von 60 Olympiaden älter würde, als es jeder vorurtheilfreie Forscher zugestehen kann. Man siehet aus diesem vortrefflichen Gefässe, dass die Griechen die Aufschriften solcher Gefässe mit weit mehr Sorgfalt und Zartheit schrieben, als man in Gross-Griechenland darauf verwendete. Zu den gleichfalls sehr alten und merkwürdigen Aufschriften gehört die eines Gefässes, das ich bei dem um alte Kunst sehr verdienten Hrn. Tochon zu Paris sahe[3]), es ist schwarz auf rothem Grunde gemalt. Eine schön bekleidete weibliche Gestalt nähert sich einer Quelle, die aus einem Löwenhaupte strömt und in ein zierliches Gefäss fliesst. Die Aufschriften, die alle von der rechten anfangen, bedeuten: Nimm es, bewahr es, besitze es. Diese Inschrift beweist dass es zu einem Geschenk bestimmt war, weil der Geber damit den zu Beschenken-

1) Dodwell's Tour in Grece, Vol. II. p. 197-199.

2) Dodwell's Tour in Gr. Vol. II. p. 199.

Es werden folgende Namen auf diesem Gefässe gelesen: Agamemnon, Alka, Dorimachos, Sakis, Andrytas, Pakos, Philon, Thersandros.

3) Hist. et Memoir. de l'Institut. de France; Classe d'Hist. et Lit. Anc. To. III. p. 38.

den anredet. Ich beschliesse diese Gedanken über die alte Bustrophedon-Schrift mit der Bemerkung, dass dem zu Folge, was Pausanias von den Aufschriften der Kiste des Kypselus sagt, in die Runde laufende Schrift, wie man sie auf der Schale des Iphitus zu Olympia sahe, auch in das Zeitalter der Bustrophedon-Schrift gehört[1]).

Winkelmann nahm die zu seiner Zeit herrschende Meinung an, und hielt die Käfer-Gemmen für Arbeiten der Etrusker[2]), ohne sich die Mühe zu geben, diejenigen zu widerlegen, die schon lange vorher Schrift und Arbeit der Käfer den Griechen zugeschrieben hatten[3]). Auch Gemmen die ich aus hinlänglichen Gründen für die ältesten Werke der griechischen Steinschneidekunst halte, rechnete er zu den etruskischen. Hatte Winkelmann, wie man nachher glaubte, diese seine Meinung nicht völlig erwiesen, so fanden die neuern Untersuchungen des um die etruskische Sprache so sehr verdienten Lanzi in Hinsicht der Käfer, die er für griechisch-etruskische Arbeiten hielt, das heisst, für Arbeiten der Etrusker die griechische Wissenschaft und Kunst angenommen hatten[4]), eben so wenig Beifall, und seit geraumer Zeit waren die Kenner, fast ohne Ausnahme, geneigt die Käfer für Arbeiten der Griechen zu halten[5]). Man hat dazu wohl manche wahrscheinliche Gründe vorgebracht; ausserdem aber mag vielleicht auch der Reiz der Neuheit dieser Behauptung Eingang verschafft haben. Alles, was

1) Man sehe Seite 113. Anmerk. 1.

2) Gesch. der Kunst, III Bd. 2 K. §. 17. S. 199. Werke III. B.

3) Antonioli: Spiegaz. di una ius. ed antichiss. Gemma, p. 2.

4) Saggio di Lingua Etr. To. II. p. 182-183. e p. 188-190.

5) Raspe: Catal. de Tass. p. XX. et XXVI.

Raspe: Catal. de Tassie no. 1147. p. 100.

Millin: Introduct. à l'Etude des Pierr. Grav. p. 49: *Beaucoup de pierres regardées comme étrusques sont du premier travail grec; il y en a peu en relief.* Von diesen letztern kenne ich ausser der Rückseite des zweiten Käfers des ersten Zeitraums keinen einzigen.

Die Hrn. Herausgeber der Werke Winkelmanns; Anm. zur Gesch. der Kunst III B. 2 K. S. 413-414. Anm. 704.

Vormals durfte ein geschnittener Stein kaum einen entfernten Schein eines höhern Alterthums besitzen; gleich wurde er für eine etruskische Arbeit ausgegeben. Jetzt da man die Käfer ziemlich einstimmig den Griechen zuschreibt, bleibt den fleissigen Etruskern kein einziger Stein übrig.

man für den griechischen Ursprung dieser Gemmen sagen kann, lässt sich in folgende Sätze zusammendrängen;

1. Der Geschmack, in dem die Käfer der ersten und zweiten Gattung, die in der Folge genau bestimmt werden, gearbeitet, ist völlig von dem aller Marmor- und Erz-Arbeiten verschieden, von denen uns zum Ueberfluss die etruskischen Aufschriften das Vaterland unwidersprechlich lehren. In allen diesen, vornemlich in den Denkmälern von Erz, findet man zwar zuweilen genaue Kenntniss des menschlichen Körpers, aber nie so fleissige und gesuchte Angabe der Knochen und Muskeln, wie in den Käfern, und nirgends so zarte und mühsame Beendigung. Auch würde man auf jenen Denkmälern so gewaltsam bewegte Gestalten, wie den Tydeus oder Peleus und andere, vergeblich suchen.

2. Die Bekleidung auf den genannten ächt etruskischen Denkmälern, auch manche Symbole der Gottheiten, haben gar oft nichts Aehnliches mit dem, was wir auf den Käfern und griechischen Vorstellungen finden.

3. Alle Aufschriften auf Käfern fangen, wie oben bemerkt wurde, bald von der rechten bald von der linken Hand an, Anzeigen der Bustrophedon-Schrift, die nur bei den Griechen im Gebrauche war, da die Aufschriften der etruskischen Denkmäler nie anders als von der rechten zur linken laufen.

4. Die neben den auf Käfern abgebildeten Gestalten eingegrabenen Namen sind ganz der griechischen Sitte früherer Zeit gemäss. Eben so las man sie auf der Kiste des Kypselus, auf den Gemälden des Polygnotus, und auf vielen andern Denkmälern. Hingegen auf den Erzfiguren und den Graburnen der Etrusker findet man nie die Namen der Vorgestellten beigefügt.

5. Wären die Käfer etruskischen Ursprungs, so würden, scheint es, die Sammlungen in Italien damit am reichlichsten versehen sein. Statt dessen sind sie daran weit ärmer, als alle andere, wie schon Mariette[1]) bemerkte.

Obgleich die hier vorgetragenen Gründe derer, die den Käfergemmen Griechenland zum Geburtsort anweisen, sehr treffend zu

1) Traité des Pierr. Grav. p.292.

sein scheinen, so sind es doch nur Scheingründe, und man muss nicht eher entscheiden, bis man das, was zum Vortheil der Etrusker spricht, erwogen hat. Die Rechte der letztern bestehen in Folgendem:

1. Die Käfer und die ehernen Opferschalen haben ein gemeinschaftliches Vaterland. Dieses lehrt die völlige Gleichheit der Aufschriften dieser beiden Arten von Denkmälern sowohl in Ansehung der Buchstaben, als in Hinsicht der Sprache und deren Eigenheiten. Nun werden aber niemals Käfergemmen dieser Art in Griechenland gefunden[1]), sondern man weiss, im Gegentheil, von mehreren der Käfer der ersten und zweiten Gattung, dass sie in Italien, einige in Toscana, und von denen der dritten Gattung, dass sie blos im untern Italien entdeckt worden sind. Gleichfalls nur im toskanischen Gebiete werden die ehernen Opferschalen oder Spiegel mit eingegrabenen Gestalten und Namensinschriften ans Licht gezogen. Wenn diese Opferschalen von den Käfern in Ansehung ihrer Aufschriften in nichts verschieden sind, den Käfern aber in Hinsicht der Zeichnung gar sehr nachstehen; so kann dieses daher rühren, dass sich die schönsten dieser Opferschalen von Erz, als ein in der Erde weit mehr zerstörbarer Körper, nicht so wie Carneole und Sardonyxe haben erhalten können. Auch andere Ursachen mögen verhindert haben auf jene so viel Fleiss zu verwenden als auf diese. Da alles das über den Fundort der Käfer und Opferschalen im Toscanischen und in Unteritalien Bemerkte keinen Widerspruch zulässt, so ist dadurch schon viel Wahrscheinlichkeit für den etruskischen Ursprung beider Arten von Denkmälern gewonnen.

[1) Ohne dass dadurch Köhler's Ansicht über den etruskischen Ursprung der meisten in Italien gefundenen Scarabaeen schwankend gemacht werden könnte, ist doch zu erinnern, dass dieser Satz in dieser Allgemeinheit gegenwärtig nicht mehr gültig zu sein scheint. Allerdings sind die Angaben über den Fundort von Gemmen, die fast nie von Sachverständigen hinreichend controllirt werden können, mit äusserster Vorsicht aufzunehmen. Doch sind die bekanntesten Scarabaeen, denen ein ausseritalischer Fundort beigelegt wird, die beiden in den Impronte gemm. dell' instit. arch. V, 52. 53. aufgenommenen und der dem Hrn. Finlay zugehörende (Bull. dell' inst. arch. 1840. S. 140. Köhler's Gesamm. Schr. Bd. III. S. 228.), von dem man freilich durch die Worte der Beschreibung «*porta l'intaglio d'uno scarabeo a distese ale*» wieder irre wird, ob es wirklich ein Scarabaeus ist.] *St.*

2. Die Aufschriften auf Käfern und Opferschalen sind mit einer Schrift und in einer griechischen Mundart abgefasst, die beide, Mundart und Schrift, durchaus auf keinem einzigen im eigentlichen Griechenlande verfassten Denkmale zu finden sind[1]), die aber beide das Eigenthum aller der vielen unbezweifelt etruskischen Denkmäler sind, sowohl der grössern und kleinern Bildsäulen von Marmor und Erz, als der sehr zahlreichen Graburnen aus gebrannter Erde und Marmor. Diese nur den Etruskern eigenen Buchstaben sind: das ↓, welches einerlei ist mit dem griechischen X und dem lateinischen *ch*; das ‡, welches bald Ξ *x*, bald auch *ss*, oder *s* bedeutet. Das ⊟ auf Käfern und Opferschalen wird, in dieser Gestalt, blos auf etruskischen Denkmälern, nie aber auf griechischen gefunden[2]). Blos den Etruskern gehört ferner die eigene Schreibart griechischer Namen durch Verwechselung einiger Buchstaben mit andern, durch die häufige Hinweglassung der Hülfs-Selbstlauter nach den Mitlautern, durch die der dorischen Mundart eigene Veränderung der Endsylbe ευς in ης[3]) und durch das äolische Weg-

[1) Auch dieser Satz erleidet seine Beschränkung durch die Art, in welcher Köhler selbst den dreizehnten Scarabaeus des zweiten Zeitraums und den zwölften des dritten erklärt. An der Aechtheit des Käfers mit dem Namen des Lysander freilich zweifelt er. Doch kann an der Aechtheit des Steins Hrn. Finlay's schon nach Inhalt und Orthographie der Inschrift kein Zweifel Statt finden und dazu wird wohl auch noch der Stein der Impr. gemm. dell' inst. arch. V, 52 kommen, obgleich ich von diesem noch keinen guten Abdruck gesehen.] *St.*

2) Von diesen Buchstaben wird blos der erste ↓ auch auf einigen andern altitalischen Denkmälern gefunden; nemlich auf der kleinen ehernen Gasttafel von Petilia, einer Stadt der Bruttier (Siebenk. Expos. tab. hosp. Velit.), und auf einer Erztafel, welche Gell zu Olympia erhielt. Der Buchstabe bedeutet da, wie auf den Käfern, *ch*. Ganz irrig glaubte Siebenkees (l. c. p. 37), dass derselbe Buchstabe auf einer Münze von Selinus erscheine und daselbst ψ bedeute. Denn auf der Münze siehet man nichts anders als ein ψ, das daher auch nichts weiter als ψ bedeutet. (Voy. Mionnet: Descr. de Médaill. Ant. To. I. p. 287. no. 678. pl. XXXIV. no. 121). Merkwürdig ist es, dass derselbe Buchstabe auf einer orchomenischen Inschrift als Zahl-Zeichen von Tausend, also mit der vorhergehenden Bedeutung vorkommt (Böckh: Ueb. die Staatshaush. der Athen. II Band, S. 377.). Die Etrurier hatten ihre Schrift mit den ältesten Anpflanzern aus Griechenland bekommen. Diese Schrift ward in der Folge im Mutterlande so sehr verändert, dass fast nichts davon nachblieb, als in Böotien unser Buchstabe, und zwar nur als Zahlzeichen.

3) Priscian. Gramm. L. VI. p. 722-723.
Maittaire: Graec. Ling. Dial. P. III. p. 246-248. Ed. Sturz.
Lanzi: Saggio di Lingua. Etr. To. I. P. II. c. 4. p. 308.

lassen des ς am Schlusse der Worte [1]). Wahrscheinlich liessen die Etrusker in der Aussprache das Schluss-S nicht hören, und dadurch endigten sich, wie im italiänischen und französischen, die meisten ihrer Namen in *e*, wie Achele, Tute, Pherse, Pele, Atreste, These, Menle, statt Achilleus, Tydeus, Perseus, Peleus, Adrastus, Theseus, Menelaus. Hierzu ist ferner zu zählen die Endigung einiger Namen in *u*, welche im lateinischen *o* haben, wie Apulu oder Aplu für Apollo [2]). Von allen diesen Eigenheiten ist auf den griechischen Denkmälern keine Spur zu finden, selbst nicht auf den alten gemalten Gefässen und den Münzen von Gross-Griechenland. Das Einzige, worinnen die ältesten dieser Gefässe und die genannten Münzen mit den Käfern und Opferschalen übereintreffen, ist, dass auf allen viererlei Denkmälern die Aufschriften willkürlich bald von der Rechten zur Linken, bald von der Linken zur Rechten laufen, wie oben gesagt wurde, Anzeigen der überall aus Griechenland verbreiteten Bustrophedon-Schrift. Als in der Folge die Griechen diese Schrift verlassen hatten und stets von der Linken zur Rechten schrieben, befolgte Etrurien die entgegengesetzte Weise von der Rechten zur Linken zu schreiben, welche es ununterbrochen fort behielt.

3. Wenn oben eingewendet wurde, der Geschmack der Zeichnung und Ausführung der Käfer erster Gattung sei ganz verschieden von dem, den wir auf etruskischen Werken von Erz und Marmor bemerken, so hat diese grosse Verschiedenheit ihren Grund in der früheren oder späteren Zeit der Entstehung dieser Kunstwerke, deren Zeitalter ich unten versucht habe aufzuklären.

4. Wenn die italienischen Sammlungen arm an Käfergemmen sind, so rührt dieses blos daher, weil man auf diese Art Denkmäler weniger Sorgfalt gewendet hat, als auf andere, und weil bei diesen Museen dasselbe Statt gefunden, was man leider von allen grossen Sammlungen überhaupt sagen kann, dass sie nemlich während

1) Gregor. Corinth. De Dialect. §. XLIX. p. 617. Ed. Schaef.
Maittaire: Graec. Lingu. Dial. p. 311.
Matthiä: Ausf. Gr. Grammatik §. 67. Anmerk. 5. S. 66.
Boeckh: Not. in Pind. Pyth. II. v. 14.

2) Lanzi L. C. P. II. c. 3. p. 268.

gewisser Zeiträume eifrig herbeischaffen und vermehren, während anderer aber die vortheilhaftesten Gelegenheiten zu ihrer Bereicherung ungenutzt vorbeigehen lassen. Uebrigens giebt es der Käfer der ersten Gattung und der vorzüglichsten der zweiten so wenige, dass, wie man aus den unten gegebenen Uebersichten erkennen wird, sie weit seltener und kostbarer sind, als man gewöhnlich glaubt.

Man hat bis jetzt nur zu oft Falsches und Halbwahres über die Käfergemmen geschrieben. Um richtig und umfassend über diese Denkmäler der etruskischen Steinschneidekunst urtheilen zu können, ist es unumgänglich nothwendig, sie nach ihren Zeitaltern in verschiedenen Abtheilungen zu betrachten. Denn ohne diese Eintheilung bleibt alles Urtheil über die Käfer falsch, unverständlich und schielend. Ich nehme drei Zeitalter dieser Gemmen an, werde erst die Eigenschaften dieser drei Abtheilungen angeben, darauf alle bis jetzt bekannte des ersten Zeitalters einzeln aufführen, dann die vorzüglichsten des zweiten und dritten, und endlich mit meiner Ansicht der gesammten etruskischen Kunst und ihrer Zeitalter, nebst der Nennung der vornehmsten in jedes gehörigen Denkmäler, diese Uebersicht beschliessen.

Das erste Zeitalter der Käfer enthält die schön gezeichneten, meist mit dem grössten Fleisse ausgeführten Werke. Aufschriften der Namen der Vorgestellten bezeichnen die meisten von ihnen. Sie sind durchgängig aus den vollkommensten und schönsten morgenländischen Steinen, aus Carneolen, Sarden und Sardonyxen, gearbeitet. Auf die Ausführung des erhoben und fast ins Runde gearbeiteten Käfers ist der grösste Fleiss verwendet, und alles, der Kopf, der Leib, das Untertheil mit den Flügeldecken, zuweilen mit einfachen und geschmackvollen, hie und da angebrachten, Verzierungen, und die Füsse nebst der unter ihnen um den ganzen Käfer laufenden Einfassung mit unübertreffbarer Zartheit behandelt. Mit derselben Vollendung und demselben Fleisse sind auch auf der untern flachen Seite des Käfers die vorgestellten Heroen und die sie begleitende Schrift gearbeitet. Die richtige Zeichnung dieser Gestalten, die genaue Kenntniss des Nackten lassen uns in den Etruskern ein Volk erkennen, das grosse Fortschritte in der Kunst gemacht und in der Behandlung der Steine die äusserste

Gränze der Vollkommenheit erreicht hatte. Ihre Zeichnung des Nackten ist gelehrt und bestimmt, nur sind Muskeln und Knochen an einigen deutlicher, als nothwendig, und als es der bildlichen Nachahmung Gesetz, die Schönheit, verlangt, weil das Leben diese Theile nie so sichtbar hervortreten lässt. Das Feld dieses flachen Untertheils des Käfers ist mit einem Rande eingeschlossen, der an den schönsten mit ungemeiner Zierlichkeit und Sauberkeit, fast an jeder von diesen auf eine verschiedene Art, gearbeitet ist. Einige gleichfalls sehr schöne und die weniger sorgfältig behandelten haben zur Einfassung eine doppelte Linie, in deren Mitte schmale Querstriche angebracht sind. An sehr wenigen ist der leere Raum unten im Abschnitte mit seinen abwechselnden auch zuweilen in einander geflochtenen Strichen sehr sauber und zierlich ausgefüllt. Uebrigens finden sich in dieser Abtheilung, neben den Werken vortrefflicher Künstler, andere von geringerem Verdienst, ohne dass sich von allen entscheiden liesse, welche von ihnen frühern oder spätern Ursprunges sind. Auch der Geschmack, in dem diese Gemmen gearbeitet sind, ist, obgleich sie nur einem Zeitalter angehören, so verschieden in den einzelnen Stücken, dass diejenigen Eigenschaften, welche Lanzi seinem zweiten Zeitalter beilegt, zu dem er auch die Käfer rechnet[1]), nicht einmal dem ersten Zeitalter der Käfer im Allgemeinen zugeschrieben werden können. So dürfte, zum Beispiel, die Kürze der Gestalten und die Grösse der Köpfe ausser an den fünf Helden von Thebä kaum noch an einigen andern Gemmen im ersten und zweiten Zeitalter getadelt werden können, und die Gestalt des berühmten Tydeus stehet dieser Bemerkung gerade entgegen. Diesem Tydeus und dem Peleus kann man die am meisten gewaltsamen Stellungen vorwerfen, mehr oder weniger gewaltsam gedrehet sind aber auch die meisten andern des ersten Zeitraumes. Starke Andeutung der Muskeln und Knochen findet man zwar auch an diesen beiden Gemmen und an allen übrigen dieses Zeitalters, aber in den letztern in viel minderem Maasse. Die fünf genannten Helden sind jedoch von dieser Uebertreibung ganz frei. Mangel an bestimmtem und schönem Ausdruck der

1) Notiz. prelim. circa la Scultura degli Ant. p. XII.

Köpfe lässt sich an allen diesen Käfern bemerken, hierinnen aber kommen sie mit den Werken des ältesten griechischen Stils überein, sowohl dessen, von dem wir Denkmäler besitzen, als, wie sich voraussetzen lässt, des viel frühern, von dem sich nichts bis zu uns erhalten hat. Die Gegenstände der Vorstellungen sowohl dieser, als der zweiten Abtheilung sind, mit höchstseltenen Ausnahmen, blos aus der Geschichte der griechischen Heroen von Thebä und Troja genommen. Es fällt auf, dass auf diesen ältesten Denkmälern des ersten und der Mehrzahl des zweiten Zeitalters niemals Gottheiten mit Flügeln erscheinen, womit die Griechen um den Anfang der Olympiaden so freigebig waren, wie wir aus der Beschreibung der Kiste des Kypselus sehen. Man könnte vielleicht erinnern, dieses rühre daher, weil den vorgestellten Heroen Flügel nicht zukommen. Allein, könnte man einwerfen, warum schränkten sie sich blos auf diese Vorstellungen ein? Dass aber blos diese Gattung der bis auf uns gekommenen Vorstellungen Schuld ist, dass wir keine geflügelten Gottheiten auf den ältesten Käfern antreffen beweist der sogleich zu beschreibende Käfer der Russisch Kaiserlichen Sammlung, auf dessen Rückseite Thetis mit grossen Flügeln und mit befiedertem in einem Vogelschwanz endigenden Leibe, auf der flachen Seite aber neben dem Ajax eine kleine geflügelte Gestalt vorgestellt ist. Da die Griechen, so viel wir wissen, nie Käfergemmen geschnitten haben, muss Etrurien diese Gewohnheit unmittelbar von den Aegyptern erhalten haben. Um so mehr aber wird uns die ausschliessliche Darstellung der griechischen Heroen auf den den Aegyptern nachgeahmten Amuleten in Käfergestalt sonderbar vorkommen. Aelian[1]) bemerkt, die Krieger in Aegypten hätten in ihren Ringen tief eingeschnittene Käfer gehabt, das heisst, in ihrem metallenen oder mit einem Steine versehenen Ring war ein Käfer gegraben. Dass dieses nicht wohl für wahr anzunehmen ist, beweisen die zahlreichen ägyptischen Steine, auf denen unter vielen andern Sinnbildern auch zuweilen Käfer, aber nicht oft, vorkommen. Wahrscheinlicher ist es, dass Aelian sich nicht deutlich ausgedrückt hat, und dass er richtiger würde gesagt haben, die

1) De Nat. Animal. L. X. c. 15. p. 320. Ed. Schneid.

ägyptischen Krieger trugen in Ringen aus dem Runden gearbeitete Käfer, dieses bestätigt die Menge der noch bis zu uns erhaltenen Käfer, die wahrscheinlich auch von den übrigen Aegyptern für Verwahrungsmittel angesehen wurden, weil sie in einem grossen Theile Aegyptens für göttlich gehalten wurden[1]). Lessing[2]) ahnete was ich hier bemerke, und ist daraus zu vervollständigen. Dass die Etrusker zugleich mit ihrer Gestalt auch den Glauben an ihre Kraft aus Aegypten angenommen, ist wahrscheinlich, und die Krieger mögen sich, wie Lanzi[3]) vermuthet, derselben bedient haben, weil auf so vielen Käfern Heroen eingeschnitten sind. Zur Menge der Käfer des dritten Zeitraums mag aber auch das Bedürfniss zum Siegeln beigetragen haben. Ob sie die Käfer an Schnüren oder in Ringen befestigt getragen haben, ist nicht zu entscheiden. Winkelmann erwähnt einen, in dem sich ein Stück des goldenen Stiftes erhalten hatte[4]). Die Käfer des ersten Zeitalters der etruskischen Kunst sind ungleich seltener und sehr viel kostbarer, als die der beiden folgenden.

Den Käfern, welche ins zweite Zeitalter der etruskischen Kunst gehören, siehet man sogleich den spätern Ursprung an. Wenn in jenen des ersten Zeitalters Knochen und Muskeln zu sorgfältig angegeben, die Gestalten dabei schlank und ohne Ueberfluss gebildet waren, die Ausführung aber nicht selten gesucht und trocken schien, so zeichnen sich die Käfer des zweiten Zeitalters durch einen Ausdruck von Fülle und Kraft, zuweilen durch mehr Dicke, durch Ueberfluss der Theile, selten durch gezwungene, aber durch Gewalt und Stärke, oder Schnelligkeit und Gewandheit anzeigende Stellungen aus. Man bemerkt deutlich, dass die Künstler sich bemüheten, das Fehlerhafte der Vorzeit zu vermeiden. Aber sie verliessen den Pfad, auf dem jene Künstler so weit vorgeschritten waren, den der genauen Ergründung des Lebens: ihre Zeichnung ward unrichtig, kraftlos, und artete bald ganz in Manier aus. Wahrscheinlich hatten, seit dem Anfange dieses zweiten Zeitalters, die Etrusker neuere

1) Plin. Nat. Hist. L. XXX. c. 11. s. 30. p. 536-537.
2) Antiqu. Briefe, 1 B. 17 Br. S. 122-123. Berlin 1808.
3) Saggio di Lingu. Etr. To. II. P. 3. p. 170.
4) Gesch. der Kunst. III B. 2 K. §. 17. S. 200. Werke III Bd.

Arbeiten der Griechen gesehen. Dieses scheint aus vielen ihrer hierher gerechneten Käfer hervorzugehen; am deutlichsten aber aus einem in der Königl. Sammlung zu Paris befindlichen, auf dem Hercules der Dreifuss-Räuber und Apollo vorgestellt, und der, seiner Vortrefflichkeit wegen, unten die erste Stelle unter den Käfern des zweiten Zeitraums einnimmt. Nur äusserst wenige Steine dieser Abtheilung haben Schrift, sobald man mehrere der verfälschten und betrügerisch in diesem Geschmack gearbeiteten, wie billig, ausgeschlossen hat. Die eingeschnittene Vorstellung ist mit einer sehr einfachen Einfassung umgeben, die man auch an vielen der ersten Gattung findet. Die Gestalt des Käfers ist weit weniger fleissig und sauber gearbeitet. Diese Gemmen sind sämmtlich in mittelmässige Steine geschnitten, da man zu denen des ersten Zeitraums blos die schönsten morgenländischen verwandt hatte. Diese letztern bekräftigen die Nachrichten, welche uns alte Schriftsteller von dem ehemaligen Wohlstande, Handel und Reichthum Etruriens hinterlassen haben. Die Käfer der zweiten Zeit gehören in den Verfall dieses Staates, als der zerstörte Handel keine edlern Steine weiter liefern konnte und die Künste vernachlässigt wurden.

In das dritte Zeitalter gehören diejenigen Käfer, welche theils äusserst flüchtig gearbeitet sind, theils nur angelegt zu sein scheinen. Je unbedeutender die Arbeit, desto geringer ist auch der Carneol oder der Sard. So wenig die Käfer des dritten Zeitraumes sich von Seiten der Kunst empfehlen, so wenig sie dem Liebhaber alter Denkmäler gefallen können, so verdienen sie doch wegen der vielerlei Vorstellungen, die sich auf ihnen finden, und wegen der Geschichte der Kunst erhalten und in öffentlichen Sammlungen aufgenommen zu werden. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen auch diejenigen Stücke dieses Zeitalters, auf denen viele Gottheiten mit Flügeln erscheinen, welche die Griechen auf Denkmälern, die wir noch jetzt besitzen, unbefiedert darstellen, die aber gleichwohl auf andern viel ältern, aus einer entferntern Zeit der Griechen, von der sich ausser Beschreibungen nichts erhalten hat, gleichfalls geflügelt gebildet waren. Eben so sind Ausnahmen von der gewöhnlichen Vorstellungsweise die langgeschwänzten Faune, die sich auf dieser letzten Gattung Käfer sehen lassen. Diese Käfer werden sehr

häufig um Tarent und an vielen Orten in Calabrien gefunden, und der berühmte Pichler hatte Recht, sie nicht für die ersten uralten Versuche der noch rohen Kunst zu halten, wie Winkelmann[1]) und andere[2]) und anfangs auch Lanzi[3]) glaubten. Sie sind vielmehr Werke einer schon ausgebildeten Zeit, wo die Kunst im gänzlichen Verfalle war. Sie wurden in Menge geschnitten, um die grosse Anzahl der Nachfragenden zu befriedigen, und gehören vielmehr zu den spätesten Arbeiten, welche man in Käfergestalt schnitt[4]). Es ist wahrscheinlich dass die Käfer in allen drei Zeitaltern, wie in Aegypten, für ein Verwahrungsmittel gegen Unglück gehalten wurden, und dass die darauf vorgestellten Heroen, Gottheiten und Dämonen noch ausserdem für Beschützer der Eigenthümer dieser Gemmen angesehen wurden. Die vormalige Königin von Neapel, jetzt Gräfin von Lipona, welche mit ihrem Gemahl Kunst und Wissenschaft eifrig beförderte, hatte von solchen Käfern durch Ankauf theils einzelner Stücke, theils ganzer Folgen, wie die des Ritters Carelli und anderer, eine grosse Sammlung gebildet. Carelli hat nachher wieder von neuem gesammelt, und ich habe in Neapel diesen neuen Anfang sowohl, als auch auf dem Schlosse der Gräfin Lipona bei Wien deren Sammlung gesehen, und in beiden zwar manche gute Stücke gefunden, jedoch kein einziges, das sich im geringsten durch Besonderheit des Geschmackes von

1) Gesch. der Kunst, III B. 2. K. §. 8. S. 217-218. Werke III Band: vergl. VII B. 1. K. §. 36. S. 123. und die Anm. 551. S. 419-420.

2) Cayl. Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 93-94.
Bossi: Gemme Incise, To. I. c. 18. p. 354-355.
Merkwürdig ist der nur auf dem Käfer mit den fünf Helden von Thebä vorkommende Gebrauch des C für K.

3) Saggio di Lingua Etr. To. II. P. III. p. 165-166.
Visconti (Iconogr. Gr. To. I. ch. 1. p. 66. note 3.) bemerkt irrig, Lanzi habe Calabrien als Fundort von Käfern nicht gekannt.

4) Visconti spricht von den Käfern, welche Carelli und andere aus Calabrien erhalten und gesammelt hatten, und aus seinen Worten folgt, dass er dafür hielt, man fände in Unteritalien alle Arten von Käfergemmen, auch dass er nicht wusste, dass in der genannten Gegend blos die schlechtesten, aus der Zeit des äussersten Verfalles, anzutreffen sind (Iconogr. Gr. To. I. ch. I. p. 66. note 3.). Da ihm dieser Umstand völlig unbekannt war, so konnte er Carelli's höchst kostbare Sammlung von Käfern erwähnen, obgleich dieser niemals auch nur eine Gemme der Art besessen hat, welche man vorzüglich oder kostbar nennen könnte.

ı schon bekannten dieses Zeitalters ausgezeichnet hätte. Einer
grössern Käfer, dergleichen sich in dieser Abtheilung zuweilen
den, den ich zu Neapel sahe, nannte in der abgekürzten Auf-
rift Achill den Peliden, und ich bemühete mich vergeblich den
sitzer von der Unächtheit dieser Schrift zu überzeugen. Wie die
fer der beiden vorhergehenden Zeitalter sind auch die tiefge-
nittenen Vorstellungen des dritten und letzten mit einer Einfas-
ıg umgeben, die an den bessern weniger flüchtig, an den gerin-
n aber ohne alle Sauberkeit gegraben ist. Es verdient dabei
nerkt zu werden, dass von allen alten griechischen Münzen blos
von Unteritalien, nämlich die von Metapontum, Kroton, Posi-
nia, Tarentum und Buxentum, sehr oft auf der Rückseite mit
chen einfachen[1]) und doppelten[2]) Einfassungen umgeben, und
der Vorderseite bald mit einer Reihe Perlen[3]), die zuweilen
t doppelten Linien eingefasst ist[4]), oder mit Perlen, die an kurze
erstriche stossen[5]), oder mit zweifachen Reihen Perlen[6]), oder
ch künstlichern Verzierungen auf beiden Seiten[7]), versehen sind.

1) Ekhel: Doctr. Numor. Veter. To. I. p. CXXXIII.
Mionn. Descr. des Médaill. Ant. To. I. p. 197. no. 927. pl. LX. f. 1. 2. 3. To. I.
88. no. 842. et 844. p. 189. no. 845. pl. LVIII. f. 5. 6. 7. pl. LX. f. 4. 5. p. 41. To. I. p. 139.
379. pl. LIX. f. 1. 2. 6. p. 37. 39.

2) Mionn. Descr. des Méd. Ant. To. I. p. 164. no. 614. pl. LIX. f. 5.

3) Mionn. L. C. p. 156. no. 529. p. 189. no. 846. p. 257. no. 238. p. 139. no. 382.
.VIII. f. 1. 2. 4. p. 36. pl. LIX. f. 4. pl. LX. f. 8. 9.

4) Mionn. L. C. pl. LIX. f. 26. p. 37. 39. pl. LX. f. 4. p. 41.

5) Mionn. L. C. To. I. p. 189. no. 846. p. 237. no. 238. p. 139. no. 382. pl. LVIII. f. 4.
.IX. f. 4. p. 38. pl. LX. f. 8. 9.

6) Mionn. L. C. p. 164. no. 614. pl. LIX. f. 4.

7) Mionn. L. C. p. 151. no. 490. pl. LIX. f. 3.

ZWEITER ABSCHNITT.

Erster Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst.

Die ältesten Käfer-Gemmen, oder die Käfer des ersten Zeitraumes, sind in der Geschichte der alten Steinschneidekunst so wichtig, und die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen so klein, dass ohne zu viel Raum auf diesen Gegenstand zu verwenden, sie vollständig hier genannt werden sollen. Lanzi hatte allerdings die Absicht die vorzüglichsten Käfer in seiner sehr nützlichen Schrift bekannt zu machen. Da er aber blos nach Kupferstichen urtheilte, so sind sie ohne alle Ordnung oder Hinsicht auf Zeitalter, Zeichnung und Arbeit, gute unter schlechte, ächte und verfälschte, aneinander gereihet. Von den meisten hier erwähnten Käfern habe ich die Stücke selbst gesehen, aber überdies von allen Beschriebenen Abdrücke vor mir[1]). Ich werde mit den schönsten und vorzüglichsten anfangen, weil es die ältesten sind; diejenigen, welche nach und nach sich dem zweiten Zeitalter nähern, folgen auf sie.

I. Den ersten Platz verdient hier der Käfer in der Königlich preussischen Sammlung, ein sehr schöner Carneol, auf dem fünf

1) Oft bemerkt Lanzi, die Zeichnung dieses oder jenes Steins sei nach dem tiefgeschnittenen Steine gemacht. Aber dieses ist gewiss nicht geschehen. Sondern der Kupferstecher hatte bei dem Stiche nicht die nöthige Vorkehrung getroffen, damit der Abdruck völlig der Zeichnung gleich ausfalle, und das, was auf dieser rechts ist, auf jenem nicht links werde.

der Anführer vor Thebä geschnitten, der oft erwähnt und in Kupfer gestochen worden ist[1]). Drei dieser Heroen sitzen im Vorgrunde, zwei andere stehen hinter ihnen. Dieser Käfer ist einzig durch den Reichthum seiner Vorstellung. Nur wenige der andern haben zwei Gestalten, und auf den meisten ist nur eine gebildet. Neben jedem der fünf Anführer stehet der Name in saubern Zügen. Die Vorstellung selbst ist mit dem grössten Fleisse, und der höchsten Feinheit und Sauberkeit geschnitten, das Feld mit einer Perlen-Schnur eingeschlossen, und den Abschnitt füllen zwei Stäbe aus. An keiner andern Gemme findet sich der Käfer der obern Seite mit so viel Fleiss, Sorgfalt, und so schön erfundenen Verzierungen ausgearbeitet, welche blos auf dem Kupfer in der Beschreibung der Stoschischen Sammlung genau dargestellt sind[2]). Antonioli, vormals Professor in Pisa, hat über diese Gemme eine sehr wohlgerathene

1) Gori: Difesa dell' alfab. etr. Prel. p. CXXXIII. tav. 8.

Antonioli Spiegazione di una insigne Antichiss. Gemma del Museo Stoschiano, con due Dissertaz. Pisa, 1757. 4⁰.

Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch, III Cl. p. 344-347. no. 172. planche.

Winkelmann: Gesch. der Kunst. Dresden. Titelblatt. Derselbe Käfer ist auch auf dem Titelblatte der ersten kleinen französischen Ausgabe, in der Leipziger französischen (T. I. p. 133.), in der Pariser des Jansen (T. I. p. 218.), in den beiden italiänischen, der Mailändischen (To. I. p. 111.) und der Römischen (To. I. p. 162.), in Kupfer gestochen.

Winkelm. Monum. Ant. Ined. tav. 105. P. II. c. 14. §. 1. p. 140-141.

Guarnacci: Origine Italiche To. II. L. V.

Dolce: Descriz. del Museo di Chr. Denh, P. II. p. 41. no. 3.

D'Hancarv. Ant. Gr. Etr. et Rom. T. IV. p. 25. pl. XIII. f. 6.

Lipp. Dactyl. II. Taus. no. 81. S. 27-28.

Raspe: Catal. de Tass. no. 9098. p. 529-530.

Bracci: Memor. degli Ant. Incis. T. II. tav. agg. XI.

Carli: Lettera di P. Antonioli. V. Opere di Carli. To. IX.

Lanzi: Sagg. di Lingua Etr. To. II. P. III. p. 146-149. tav. VIII. f. 7.

Bossi: Gemme Incise, To. I. tav. VII. p. 358.

Millin: Galer. Mythol. p. 143. f. 507. p. 54-55.

Falconet: Oeuvr. To. I. p. 259-261. Note.

Dieses Bildhauers Urtheil über den Käfer ist schief, falsch und voller Unkenntniss.

[Stosch. Abdr. S. 153. No. 172.
Tölken: Verzeichn. S. 59. No. 75.
Müller: Denkmäler I, No. 319.] *St.*

2) Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch. III. Cl. p. 344. no. 172.

Abhandlung geschrieben, in der er mit Scharfsinn und vieler Kunst das Geschichtliche dieser Vorstellung, und die Ursachen auseinander setzt, warum die fünf Anführer vor Thebä hier versammelt, und warum einige von ihnen bewaffnet, andere aber unbewaffnet erscheinen[1]). So genügend diese seine Auslegung zu sein scheint, und so wahrscheinlich er die Abwesenheit des Hippomedon und Capaneus dadurch entschuldigt hat, dass ihre Gegenwart weniger nothwendig sei, weil sie zu Argos gehörig, in einer gewissen Abhängigkeit von Adrast dem ersten Anführer standen, und daher wenigstens nicht zu den vornehmsten der sieben gehörten[2]): so hielt er doch dafür, ihre Abwesenheit müsse einen besondern Grund haben. Er versuchte daher uns eine andere, dem Anscheine nach, nicht übel erwiesene Auslegung zu geben. Die sieben Anführer gründeten nämlich am Anfange des Feldzugs den Nemeischen Wettkampf, und in der ersten Feier dieser Spiele hatten von den sieben Anführern fünf, Adrast, Tydeus, Amphiaraus, Polynikes, und Parthenopäus, gesiegt einer Nachricht zu Folge, welche uns der einzige Apollodor aufbehalten hat[3]). Hierdurch wird der Umstand, bemerkte Antonioli, dass statt der sieben Anführer wir nur fünf erblicken, recht gut erklärt. Die Abgebildeten sind zwar, setze ich hinzu, nicht als fröhliche Sieger, sondern sämmtlich in tiefes Nachdenken verrathenden Stellungen auf der Gemme zu sehen. Allein nach Vollendung der Kampfspiele war, dürfte man einwerfen, die Fortsetzung ihrer grossen Unternehmung gewiss ein sehr wichtiger reiflich zu überlegender Gegenstand. Eher könnte man sich wundern, warum sie als Sieger nicht mit Siegeskränzen geschmückt sind. Jedoch bei einer häuslichen, nichts weniger als öffentlichen, Zusammenkunft würden diese Ehrenzeichen, wenn nicht überflüssig, doch wenigstens nicht nothwendig gewesen sein. Winkelmann[4]) nahm auf alles, was Antonioli zur Erläuterung des Steines gesagt hatte, gar keine Rücksicht, und liess sich überhaupt auf die Hauptsache, die Erklärung der Vorstellung, in Hinsicht der

1) Antonioli: Spiegaz. di una ins. antichiss. Gemma, p.6-12.
2) L.C. p.9.
3) Biblioth. L.III. c.6. S.4. §.5. p.281. et Heyn. Observ. p.247.
4) Winkelm. Gesch. der Kunst, III B. 2 K. §.18. S.200-201.

Zahl der Gebildeten und des Zweckes ihres Beisammenseins nicht ein. Um aber doch etwas von der fünffachen Zahl der vorgestellten Anführer zu sagen, erinnert er nur soviel: Pausanias bemerke[1]), dass, ausser den Anführern, deren Zahl Aeschylus zuerst auf sieben zusammengezogen, es noch andere aus Argos, Messene und Arkadien gegeben. Folglich, meint er, könnten Anderen auch weniger, als sieben Anführer bekannt gewesen sein. Hätte Winkelmann jedoch Antonioli's Behauptung genauer erwägen wollen, so würde er gefunden haben, dass gegen seine Schlüsse sich sehr viel einwenden lasse. Antonioli sagt nämlich: weil die lange vergessenen Nemeischen Spiele erst nach der 72sten Olympias in Griechenland sehr berühmt geworden waren, so kann dieser Käfer in Etrurien nicht vor der 82 Olympias, dem 454 Jahr vor unserer Zeitrechnung, geschnitten worden sein[2]). Gesetzt nun auch, dass alles, was Antonioli aus Corsinis gelehrten Forschungen[3]) über das spätere Wiederaufkommen der Nemeischen Spiele schöpfte, völlige Richtigkeit hätte, so kann dieses neu entstandene Ansehen dieser Kampfspiele nicht das geringste mit der Vorstellung auf unserer Gemme zu thun haben. Der glänzende Zeitpunkt der Gründung der Nemeischen Spiele von sieben der ältesten und berühmtesten Heroen des Alterthums während der Rüstung zum Kriege gegen Thebä und der Sieg, den fünf von ihnen bei der Eröffnung dieses Festes davon trugen, wären nicht allein für Etrurien, sondern für ganz Griechenland viel wichtigere Ereignisse, als jene Erneuerung der Spiele, wozu sich gewiss keiner der Etrurier so leicht nach Nemea mag begeben haben. Es folgt hieraus, dass Alles, was Antonioli aus dieser Ursache über das späte Zeitalter der Gemme bemerkt hat, was Lanzi billigte[4]) und für sehr wichtig hielt[5]), indem er es dem hohen Alterthume, das Winkelmann ihr beilegte, entgegen setzen zu können glaubte, falsch und unbrauchbar ist.

Die andern Gründe, die Lanzi für das spätere Alter dieses

1) Cor. c. XX. §. 4. p. 251.
2) Spiegaz. di una ins. antichiss. Gemma, p. 13.
3) Dissertation. Agonist. Dissert. III. §. 3. p. 70-71.
4) Saggio di Lingua Etr. To. II. P. III. p. 149.
5) Notizie Prelimin. circa la Scult. degli Ant. p. XII. not. 3.
Saggio di Lingua Etr. To. II. P. III. p. 177.

Steines und aller übrigen Käfer anführt, sind eben so nichtig. Er sagt sogleich im Eingange, Winkelmann würde unsern Käfer nicht für älter, als alle griechische Gemmen gehalten haben, hätte er den Lysander und den Akratius, zwei mir im höchsten Grade verdächtige Steine, von denen unten die Rede sein wird, gekannt. Nichts treffendes kann er Winkelmanns sehr wahren Bemerkungen[1]) über die grossen Köpfe auf diesem Käfer, als Zeichen der sehr alten und in den Verhältnissen des menschlichen Körpers noch nicht vollkommenen Kunst, wovon Winkelmann noch mehrere Anzeigen liefert, entgegensetzen[2]). Wenn zur Zeit des Verfalles der Kunst in Etrurien, im fünften und sechsten Jahrhunderte der Stadt Rom, man Gestalten von sechs Köpfen bildete, wie sich aus den spätern Graburnen ergiebt, hat Lanzi hierdurch erwiesen, dass dieselben Verhältnisse von sechs Köpfen in den frühesten Zeiten der Kunst nicht üblich sein konnten? Lanzi glaubt einen andern Beweis in der Bartlosigkeit des Adrast zu finden[3]). Weil die Römer sagt er, im Jahre Roms 454 den Bart ablegten, so sollen die Werke, welche die alten Heroen unbärtig vorstellen, alle aus der spätern Zeit nach jenem Jahre herrühren. Aber, frage ich, was haben die Römer und ihre Gewohnheiten mit den Sitten der Etrusker in frühern Zeiten zu thun? Die Sitten der Völker sind vielem Wechsel unterworfen, ihre bildlichen Darstellungen der Gegenstände ihrer Verehrung oder ihrer Geschichte aber nicht, oder viel weniger. Als die Griechen den Bart abgelegt hatten, wurden ihre Götter und Heroen nichts desto weniger bärtig gebildet, wenn sie es vorher gewesen waren. Die Römer erhielten zur oben erwähnten Zeit aus Sicilien Bartscherer, und doch bildeten die Griechen auf dieser Insel und in Gross-Griechenland, eben so wie die Hellenen, Götter und Heroen bärtig. Die Etrusker liessen den Bart wachsen; hätten sie ihn nicht getragen, so würden die Römer die Bartscherer lieber aus der Nachbarschaft, das heisst von den Etruskern, als aus dem entlegeneren Sicilien sich verschafft haben. Demungeachtet müssen die Etrusker in den frühern Jahrhunderten, zur Zeit ihres grossen

1) Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch, p.346.
2) Lanzi: Saggio L.C. p.175-176.
3) Saggio L.C. p.176-177.

Wohlstandes, besondere Ursachen gehabt haben, alle die griechischen Gottheiten und Heroen unbärtig zu bilden. Denn auf allen Käfern des ersten Zeitraums, deren hohes Alterthum ich oben ankündigte und weiterhin durch viele andere Beweise noch mehr bekräftigen werde, ist Ajax die einzige Gestalt, die bärtig erscheint; im zweiten Zeitraume der Käfer ist kein Bart zu sehen, und unter den sehr zahlreichen des dritten kenne ich nur die einzige Vorstellung eines bärtigen Pan oder Faunes. Dass die Etrusker zu dieser Vorstellungsweise ihre besondern uns unbekannten Gründe und Veranlassungen müssen gehabt haben, gehet noch überdies daraus hervor, dass sie auf zwei Käfern, die wegen der Arbeit gegen das Ende des ersten Zeitraumes geschnitten sein müssen, und welche Gegenstände aus ihren eigenen Gewohnheiten und ihren Volkssagen darstellen, Männer mit Bärten gebildet haben. Der eine dieser Käfer ist der, auf dem die Ancilia, der andere, auf dem ein bärtiger Meergott geschnitten ist. Dass die Etrusker den Bart wachsen liessen, folgt auch weiter daraus, dass alle Männer auf der sehr alten erhobenen Arbeit des Maffei, und auf dem Silber-Gefässe aus Chiusi bärtig gebildet sind. Alle diese Denkmäler lehren uns, dass in jenen frühen Zeiten der Kunst die Etrusker Bärte trugen [1]). Uebrigens will Lanzi aus der Gestalt des K, welches im Namen des Polynikes diese Gestalt: Ɔ hat, auf das spätere Alter der Gemme der Anführer gegen Thebä schliessen [2]). Aber da alles andere für das so sehr entfernte Alterthum dieses Käfers spricht, so kann der genannte Buchstabe um so weniger etwas erweisen, da die Bedeutung aller Buchstaben der Etrusker so äusserst schwankend ist, dass mancher in seiner Geltung für zwei und drei genommen werden muss [3]). Selbst auf unserem Käfer bedeutet Φ, einmal *th*, das andere mal *ph*.

Antonioli und Winkelmann haben beide sich geirrt in dem, was sie von der fünffachen Zahl der versammelten Heroen, und von dem Zwecke ihres Beieinanderseins bemerkt haben. Es sind

1) Vergl. Winkelm. Gesch. der Kunst, III B. 2 K. §. S. 189.
Dass bei den Etruskern und Griechen in den ältesten Zeiten viele der Götter unbärtig gebildet, siehe ebendas. §. 15. S. 197-198.

2) Saggio, L.C. p. 176.

3) Saggio, To. I. P. II. p. 244-276.

auf dieser Gemme fünf Heroen zu sehen, weil zur Zeit als sie geschnitten wurde, nur fünf Heroen, als die ersten Anführer gegen Thebä, bekannt waren. Denn erst lange nachher hatte Aeschylus ihre Anzahl auf sieben gesetzt. Sie sind versammelt, weder um die Gründung der Nemeischen Spiele zu überlegen, noch sehen wir sie hier, als die ersten glücklichen Preisbewerber in diesem neuen Feste, in dem sie die Siegeskränze gewonnen hatten. Der weise Künstler hat vielmehr höchst bedeutsam dargestellt die Vereinigung der fünf Anführer von Thebä, wie sie sich über ihre Unternehmung berathschlagen, und wegen der Wichtigkeit ihres Vorhabens in tiefes schwermuthvolles Nachdenken verfallen sind[1]).

Dass endlich diese vortreffliche Gemme in einem der schönsten indischen Carneole besteht, der in einer Hinsicht einzig ist, war schon oben bemerkt worden.

II. Nicht weniger vortrefflich und von einer andern Seite einzig ist eine Käfergemme in der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, auf der Ajax mit dem einen Knie auf der Erde vorgestellt ist, der den todten Achilles eben aufgehoben hat, um ihn wegzutragen[2]). War der vorhergehende Stein als der älteste von allen

[1) Auch mir ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Fünf-Zahl nicht durch künstlerische Rücksichten veranlasst ist, sondern auf einer älteren Sagen-Form fusst, welche gerade nur diese fünf von den Führern des Zuges gegen Theben als die bedeutendsten hervorhob. Die Schwermuth und Trauer in den Stellungen der drei sitzenden kann gar nicht verkannt werden. Die gesenkten Häupter der beiden stehenden könnten zwar auch anders gedeutet werden, allein der Zusammenhang erlaubt auch diese kaum anders aufzufassen. Mit Köhler diese Stimmung nur durch die Wichtigkeit des Vorhabens zu erklären, kann schwerlich genügen; aber eben so wenig die inzwischen aufgestellte Erklärung, wornach die Wahrsagung des Amphiaraos im Hause des Adrast dargestellt sein soll. Dann würde Amphiaraos nicht gebückt vor sich niederschauen, sondern mit der Geberde eines Sprechenden gebildet worden sein. Ich vermuthe, die Handlung spielt in Nemea und die Trauer der Helden ist jene, welche in ihnen der Tod des Opheltes theils an sich, theils als Vorbedeutung ihres eigenen Schicksals erweckte. Dann wären sie hier allerdings indirect auch als Stifter der Nemeischen Spiele dargestellt, da diese ja ursprünglich nichts Anderes waren, als Leichenspiele zu Ehren des Opheltes oder Archemoros und diesen Charakter selbst noch spät durch die φαιαὶ στολαὶ der Kampfrichter aussprachen. Schol. Pindar. S. 425.] *St.*

2) Caylus: Rec. d'Antiquit. To. IV. pl. 31. f. 1. p. 92.
Descript. des Princip. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. 2 et 3. p. 5-8.

etruskischen Käfern und wegen seiner vielen Gestalten von der grössten Wichtigkeit, so zeigt uns der gegenwärtige die schon weiter fortgeschrittene Kunst, in schlankeren und schöneren Verhältnissen, in zum Theil freierer Bewegung der Gliedmassen, aber in eben so ins Einzelne gehender bestimmter und scharfer Ausführung. Es war daher kein kleiner Irrthum Lanzi's, wenn er diesen Käfer für älter hielt als jenen mit den fünf Heroen. Ajax scheint bärtig zu sein; Achilles ist es aber nicht. Dass Ajax den Bart trägt, erhellt zum Ueberflusse aus seinem Knebelbarte. Denn da auf diesen Käfern kein anderer Heros bärtig erscheint, so würde man vielleicht den Bart des Ajax für ein Stück seines Helms auf den ersten Blick halten können. Dass diese Vermuthung aber falsch sein würde, ist gewiss. Die Köpfe und das Nackte sind der Trockenheit ungeachtet sehr schön gezeichnet und beendigt: blos der rechte Arm des Ajax ist nicht ganz richtg im Verhältnisse, und seine Lage nicht schön. Alles ist auf das zarteste ausgeführt, und der Helmbusch des Ajax, sein Bart und Harnisch, so wie das Korbgeflechte im Abschnitt, sind mit äusserst zartem Strichwerk ausgeführt. Diese etruskische Gemme ist eine von denen, auf welchen wir, nach Lanzi's richtiger Bemerkung[1]), die Gewohnheiten, Waffen und Kleidungen der Griechen aus den ältesten Zeiten, aus denen wir keine griechischen Denkmäler besitzen, vorgestellt finden. Die etruskischen Namen des Ajax und Ulysses sind eben so sauber gegraben, und das Digamma in ersterem merkwürdig. Das Feld ist mit einer zarten Linie mit den gewöhnlichen Querstrichen eingefasst. Die kleine fliehende Gestalt, die dem Ajax nur bis ans

Lanzi: Sagg. di Ling. Etr. To. II. tav. IX. f. 6. p. 160-161.
Millin Galer. Mythol. pl. CLXXI. bis. f. 602. p. 94.
[Bouchard: Choix des monuments antiques. 1789. To. I. Pl. 32.
Köhler's Gesamm. Schrift. Bd. IV. S. 8.
Inghirami: Gall. Omer. To. I. Tav. 13.
Stephani im Bull. de la Classe hist.-phil. de l'Ac. de St.-Pétersbourg. To. IX. S. 203.
Diese Composition war bei Griechen und Etruskern, die sie von den Ersteren entlehnten, in der ältesten Zeit sehr beliebt. So kehrt sie z. B. auf dem von Köhler unter No. IX. angeführten Scarabaeus, auf einem etruskischen Spiegel Mus. Chius. To. II. Tav. 193. = Gerhard: Etrusk. Spieg. T. 234., auf der François-Vase, auf einer Vaticanischen Vase Mus. Gregor. To. II. Tav. 67. und sonst wieder.] *St.*

1) Saggio di Lingua Etr. To. II. P. 3. §. 5. p. 259.

Knie reicht, hält Lanzi für das Bild der fliehenden Seele des Achill: eine Erklärung, welche nichts gegen sich hat, als dass dann die kleine Gestalt fast überflüssig wäre. Ich möchte eher vermuthen, der Künstler habe diese Gestalt deswegen hinzugefügt, um die ungeheure Grösse beider Heroen, von der auch Homer gesprochen, dadurch anzudeuten. Ajax und Achill erhalten hierdurch die Höhe der Colosse auf dem Monte Cavallo. Uebrigens ist die kleine Gestalt ganz im etruskischen Geschmack erfunden; denn da sie von der Linken zur Rechten eilt, sind ihre Füsse von der Seite zu sehen, Schultern aber und Brust sind völlig vorwärts gewandt. Ueberdies sind ihre Achseln geflügelt[1]). Keines von allen Kupfern von diesem Steine ist genau, das des Lanzi am wenigsten. Auf allen sind die Beinstiefeln des Ajax unter andern vergessen. Die Rückseite, oder der Käfer, ist nur im Werke über die Gemmen des Herzogs von Orleans gestochen. War der vorher beschriebene Stein durch die höchste Zierlichkeit, mit welcher der erhobene Käfer gearbeitet, einzig: so ist es der gegenwärtige durch einen noch wichtigern Umstand nicht minder. Der Künstler hat auf diesem Käfer eine weibliche Gestalt mit grossen Flügeln erhoben geschnitten, deren Leib befiedert ist und statt der Füsse in einen Vogelschwanz endigt. Mit beiden Händen klopft sie beide Brüste und dieses im Alterthume allgemein übliche Zeichen des höchsten Schmerzes ist ein hinlänglicher Grund, um diese weibliche Gestalt für die Thetis, in Trauer um ihren Sohn Achilles, zu erklären. Es ist diese Thetis die einzige bis jetzt bekannte erhoben geschnittene etruskische Gemme[2]), und unter allen griechischen würde man vergeblich nach einem

[1) Ich kann keine Spur von Flügeln entdecken. Uebrigens kann es gegenwärtig nicht mehr zweifelhaft sein, dass diese Figur das Eidolon des Achilleus ist.] *St.*

[2) Gewiss ist nicht Thetis, sondern eine Sirene zu verstehen, welche über den Tod des Achilleus klagt. Als Ausdruck der Todtenklage waren die Sirenen ein ganz gewöhnlicher Schmuck der Gräber bei den Griechen, vorzüglich in Athen, wo ich eine grössere Anzahl von grössten Theils noch unedirten Monumenten dieser Art gesehen und zum Theil gezeichnet habe. Ganz dieselbe Darstellung findet sich auf der Rückseite eines Wiener Scarabaeus (Arneth: Die antiken Cameen des k. k. Antiken-Cab. T. 19. No. 3.), dessen flache Seite abgesägt ist. Auch sind neuerdings noch mehrere Scarabaeen mit Darstellungen auf dem Rücken der Käfer bekannt geworden. Impr. gemm. dell' inst. arch. III, 1. 2. V, 44-46.] *St.*

ältern oder eben so alten erhoben gearbeiteten Stein suchen. Am Käfer selbst sind der Kopf und die Füsse, denn alles andere bedeckt die weibliche Gestalt, nebst der unten um den Käfer laufenden Rinde mit ausserordentlicher Feinheit gearbeitet. Der morgenländische Carneol ist von der schönsten Art.

III. Ein schöner Käfer von streifigem Sardonyx, der in der Gegend von Volseno gefunden worden, und vormals dem Maffei gehörte, den ich im Museum der Universität zu Bologna sahe[1]), stehet von Seiten des Geschmackes der Zeichnung und Ausführung ganz nahe dem eben vorherbeschriebenen. Auf beiden sind die Verhältnisse und die Köpfe schöner als auf dem ersten. Dennoch findet man auf dem dritten und zweiten noch immer eine gewisse Unbeholfenheit in der Stellung und Handlung. Man vergleiche den stehenden Heros auf dem Käfer von Bologna, und man wird finden, dass der Untertheil, Hüften und Füsse völlig von der Seite gezeichnet sind, während es die Brust und Schultern ganz von vorne sind. Eine Stellung, die weit gezwungener ist, als die des Tydeus und Peleus auf zwei andern Gemmen, die weniger gezwungen erscheint, und mehr Unbeholfenheit des Künstlers genannt werden muss. Man sieht aus diesem fleissig ausgeführten Steine, dem die Namen der Gebildeten beigeschrieben, Ulysses nach erhaltener Nachricht vom Tode des Patroklus sitzend, welcher dem Achilles, der im raschen Weggehen begriffen sich gegen Ulysses umwendet, wegen der ermüdeten Krieger abrathet, die Schlacht von neuem zu beginnen. Die Vorstellung kommt ganz mit Homers Schilderung[2]) überein, wie Hr. Schiassi gezeigt hat[3]), dessen Erklärung der des Lanzi vorzuziehen ist. Das Feld ist mit Perlen umgeben, der erhobene Käfer der Rückseite aber nicht so sauber beendigt, als er es auf den beiden vorhergehenden Stücken ist.

1) Adami: Storia di Volseno, L. I. artic. 2. p. 33.
Gorii Mus. Etrusc. To. I. tab. 198. f. 4. To. II. Cl. V. p. 434.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. To. II. tav. IX. f. 3. p. 158-159.
Schiassi: Sopra una Gemma Etrusca del Museo di Bologna, 1810.
Das Kupfer bei dieser Schrift ist viel richtiger, als die Vorhergehenden.
[Inghirami: Gall. Omer. To. II. Tav. 176.] *St.*
2) Iliad. L. XIX. v. 154. sequ. p. 328.
3) L. C. p. 20-22.

IV. Zunächst auf die vorherbeschriebenen muss der vortreffliche Carneol-Käfer in der Königl. Preussischen Sammlung mit dem gewaltsam auf die eine Seite gebeugten Tydeus, dessen Name dabei eingegraben, betrachtet werden[1]). Die Verhältnisse sind an diesem Tydeus schöner als an irgend einer andern etruskischen Gemme. Alle Theile des Körpers sind schön gezeichnet, nichts ist vernachlässigt oder nicht ganz gelungen. Die Muskeln sind nicht mehr so scharf von einander abgeschnitten, als auf dem zweiten Käfer und auf andern, aber immer noch zu einzeln mit den Knochen hervortretend, welches, zugleich mit der sehr gezwungenen, kaum möglichen Stellung, eine Eigenheit der etruskischen Kunst war. Das Feld ist mit der gewöhnlichen Einfassung umgeben, die Rückseite des Käfers aber abgeschnitten worden, wodurch das eigenthümliche seines Carneols desto leichter zu erkennen ist. Winkelmann, der diesen Stein aus der Stoschischen Sammlung zuerst bekannt machte, glaubte, er stelle den Tydeus vor, der sich die Spitze des Wurfspiesses aus der Wunde zieht, die er von Thebä nach Argos zurückkehrend, im Gefechte mit funfzig im Hinterhalte liegenden Kriegern, welche er alle bis auf einen tödtete, davon getragen hatte. Dass Tydeus hier ohne Waffen erscheint, die er im gewählten Augenblicke haben musste, befremdet zwar, ist aber doch kein hinlänglicher Einwurf um diese Erklärung zu verwerfen. Inzwischen trägt er, verbunden mit der Bemerkung, dass dasjenige,

1) Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch. III. Cl. p.348-351. no.174. planche.
Winkelm. Gesch. der Kunst, Dresden. S. 114. Nachgestochen in der Wien. Aug. S.186., in der französischen Leipziger (To.I. p.146), in der Pariser des Jansen (To.I. p.314.), in den beiden italiänischen, der Mailändischen (To.I. p.110), und der Römischen (To.I. p.161). Erwähnt in der neuesten Ausgabe, III B. 2 K. §.19. S.201. und S. 412. Anm. 700. III Band.
Winkelm. Monum. Ant. ined. tav.107. P.II. c.14. §.2. p.141.
Dolce: Descr. Istor. del Mus. di Denh. To.II. p.41-42. no.4.
D'Hancarv. Ant. Gr. Etr. et Rom. To.IV. p.25. pl. XIII. f.3.
Lipp. Dactyl. II. Taus. no.82. S.28.
Raspe: Catal. de Tassie, no. 9099. p.530-531. pl.LI.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. To.II. P.III. p.151-152. tav. VIII. f.9.
Millin: Galer. Mythol. P.II. pl.139. f.508. p.55.
[Stosch. Abdr. S.154. No.174.
Tölken: Verzeichn. S.72. No.143.
Müller: Denkmäler I, 320.] *St.*

was Tydeus in der Hand hält, mehr einem Schabeisen als der Spitze eines Wurfspiesses gleicht, dazu bei, die von Lanzi verbesserte Vermuthung des Visconti wahrscheinlich zu machen. Letzterer hielt nämlich dafür[1]), Tydeus sei hier vorgestellt, wie er sich nach dem Morde seines Bruders Menalippus reinige und entsündige. Er gehet weiter und vermuthet, dass der Tydeus unseres Käfers eine Nachahmung der Bildsäule des Polyklet sei, die unter der Benennung Apoxyomenos bekannt und einen sich Schabenden vorstellte. Er glaubt, diese Bildsäule habe den Tydeus vorgestellt, und führt zu dieser Behauptung folgende Gründe an: Den neu entdeckten Discobolus[2]) habe er sogleich für eine Nachahmung des Discobolus des Myron gehalten, dessen verdrehte Stellung Quintilian erwähnt habe. Nun sei der Tydeus und der Discobolus einander so sehr ähnlich in der Stellung, dass man sehe sie stammen aus einer und derselben Schule her, welches in so fern der Fall war, als Myron und Polyklet aus der Schule des Ageladas gekommen waren. Es sei also der Tydeus eine Nachahmung des Apoxyomenos des Polyklet. Auch hier hat sich Visconti in der Hoffnung etwas Neues zu sagen gewaltig übereilt, um aus falschen Sätzen etwas Unrichtiges zu ziehen. Ohne das Lächerliche zu erwähnen, das in der Behauptung liegt, Tydeus reinige und entsündige sich vom Todtschlage mittelst eines Schabeisens, nur so viel. Wenn die Bildsäule des Scheibenwerfers vielmehr etwas gesucht, als gezwungen in ihrer Stellung ist, da sie der Handlung desselben völlig angemessen ist, so erscheint sie eben darum nicht gewaltsam widrig und unwahr, wie der Tydeus, den wir in einer Lage des Körpers sehen, die nie ein lebender Mensch freiwillig annehmen wird. Wenn der Discobol keinen unangenehmen Anblick gewährt, so würde der Tydeus in Marmor oder Erz ausgeführt abscheulich erscheinen. Was auf einem kleinen Carneol als Werk eines zur Vollkommenheit vorstrebenden Volkes in vielen andern Hinsichten gefallen kann, würde ins Grosse ausgeführt verworfen werden müssen. Da nun die etwas gesuchte, aber weder gezwungene, noch hässlich ins Auge fallende

1) Museo Pio Clement. To. I. p. 23. not. *a*.

2) Er ist gestochen in der ital. Uebers. d. Gesch. der Kunst des Fea, To. II. tav. cf. To. III. p. 451. In der Pariser Ausgabe des Jansen, To. II. pl. 2.

Stellung des Discobol durchaus nicht das entfernteste Aehnliche mit unserem Tydeus, wäre er ins Grosse ausgeführt, besitzt, so fällt das Falsche der aus der Luft gegriffenen Meinung des Visconti deutlich in die Augen. Weil Polyklet einen sich schabenden Athlet gearbeitet, so muss der sich auf unserem Käfer schabende Tydeus eine Nachahmung der Bildsäule des Polyklet sein: kein richtiger Schluss! Je wahrscheinlicher es ist, dass das Vorbild des Discobol das von den Alten erwähnte Werk des Myron war, um so weniger kann es möglich sein, dass der Zeitgenosse des Phidias eine Bildsäule von Erz oder Marmor in der Stellung unsers Tydeus geliefert habe. Ueberdies ist unser Tydeus einer der frühern Steine des ersten Zeitraumes etruskischer Kunst, mithin mehrere Jahrhunderte älter als das seinsollende Vorbild desselben, ein Grund, den die Herausgeber der Winkelmannischen Werke jener Behauptung gleichfalls entgegengesetzt haben[1]). Der Nebenbeweis, den Visconti aus einem Carneole ziehen will, auf dem der Discobol geschnitten sei, gilt nichts, weil wir uns auf sein Urtheil über das Alter oder die Neuheit alter Denkmäler nicht unbedingt verlassen möchten, da dessen Unzuverlässigkeit aus dem hervorgehet, was über die Gemmen mit den Namen der Künstler gesagt worden ist. Mehr hat Lanzi's Auslegung für sich, der auf dem Käfer den Tydeus erblickt, der in den von den Anführern gegen Thebä gegründeten Wettspielen im Faustkampf gesiegt hatte, und nun im Begriff ist, sich mit dem Schabeisen von Schweiss, Oel und Staub zu reinigen.

hier nach dem Tydeus, weil Peleus's gleichfalls gebeugte Stellung etwas Aehnlichkeit mit der des Tydeus besitzt, und eben so durch den gebogenen, aber ganz nach vorne gewandten Körper gezwungen ist. Doch sind des Peleus Verhältnisse, seine Zeichnung und Ausführung, bei sehr grossem Verdienstlichen, nicht so schön als die des Tydeus. Das Feld ist mit der gewöhnlichen saubern Einfassung umgeben. Winkelmann glaubte, Peleus sei auf diesem Käfer gebildet, wie er dem Flusse Sperchios in Thessalien sein Haar gelobt im Falle sein Sohn Achilles glücklich von Troja zurückkäme. Lanzi erinnert, er sähe nicht, wie hier, durch das Waschen des Haares, die Weihung desselben ausgedrückt werden könne. Er hat Recht, denn, setze ich hinzu, wäre Achilles nicht vor Troja geblieben, so würde man eher annehmen können, dass Peleus, wie es nöthig war, sein Haar vorher wasche, um es dem Gelübde gemäss, dankbar dem Sperchius zu weihen. Da diese Handlung aber, wegen Achilles Tod, nicht Statt finden konnte, ist Lanzi's Erklärung um so mehr anzunehmen, dass Peleus sich hier von der Blutschuld reinige, weil er seinen Bruder Phokus getödtet, oder weil er auf der kalydonischen Eberjagd den Eurytion ums Leben gebracht hatte.

In der Russisch-Kaiserlichen Sammlung befindet sich ein etwas beschädigter Käfer aus Carneol, der im Feuer gelitten, von ächter alter Arbeit, auf der Peleus in ähnlicher Stellung, nur mit verschiedenem Stande der Füsse, und ohne seinen Namen gebildet ist. Zeichnung und Arbeit sind aber mit jenem nicht zu vergleichen. Das Badegefäss wird auf letzterem Käfer von einer kleinen, aber sehr schön entworfenen weiblichen kauernden Gestalt getragen.

Auf einem andern Käfer siehet man dieselbe Entsündigung.

der Römischen (To.I. p.206.) Erwähnt in der neuesten Ausg. III B. 2 K. §. 19. S.201-202.

Winkelm. Mon. Ant. ined. tav. 125. P. II. c. VII. p. 167.
Dolce: Descr. Stor. del Mus. di Denh, To. II. p. 67. no. 18.
D'Hancarv. Ant. Gr. Etr. et Rom. To. IV. p. 25. pl. XIII. f. 2.
Raspe: Catal. de Tassie, no. 9195. pl. LI. p. 537.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. To. II. P. 3. p. 155-158. tav. IX. f. 1.
[Inghirami: Gall. Omer. T. II. Tav. 214.
Müller: Denkm. I, 321.] *St.*

Peleus wäscht sich in einer einfachen ungezwungenen Stellung das Haar, indem er mit dem Gesicht der Badewanne zugekehrt ist, und das Haar das ganze Gesicht verdeckt. Diese Gemme gehört, so wie die eben erwähnte in den zweiten Zeitraum der etruskischen Kunst. Im Felde ist der Köcher nebst dem Bande, an dem er getragen wurde, zu sehen [1]).

Es giebt von jener Vorstellung des Peleus auf der Gemme des Denh mehrere Nachahmungen von neuer Hand. Hierzu gehört ein Stein, den Raspe erwähnt [2]), und vielleicht ein anderer, dessen Abbildung Caylus [3]) liefert. Merkwürdig aber ist eine meisterhafte Nachahmung des zuerst genannten Käfers. Obgleich dieser Carneol in Rom für eine alte Arbeit gehalten wird, so ist er doch nichts anders, als eine mit dem grössten Fleisse, selbst was die gewöhnliche aber höchst sauber geschnittene Einfassung des Feldes betrifft, beendigte Nachahmung von Johann Pichler. Diese Gemme besass vormals der Fürst Poniatowski in Rom, von dem sie Hr. von Schellersheim erhielt. Eine Arbeit desselben Pichler und zugleich seine Erfindung ist Hercules und Merkur, beide, im Geschmacke der Etrusker, sehr fleissig beendigt. Hercules zeigt mit der rechten Hand auf den zur Erde stehenden Köcher, neben dem sich auch die Keule befindet, und hält mit der linken Hand den Bogen. Mercur will dem Hercules etwas verdeutlichen, spricht mit aufgehobener rechter Hand, und hält demüthig seinen Hut in der linken; zwischen beiden stehet der lange Friedensstab in der Erde befestigt. Das Feld ist mit einer viel zierlichern Einfassung, als es die gewöhnliche ist, umgeben, und der Abschnitt mit zackenweise geordneten zarten Strichen ausgefüllt; eine Verzierung, die blos auf den Käfern VI. VII. XII. und auf I des zweiten Zeitraums gefunden wird. Dieser schön geschnittene Stein, dem man aber noch mehr, als dem Peleus, die Hand des neuen Verfertigers, und das Gesuchte in der Nahahmung des vorgeblich etruski-

1) Raspe: Catal. de Tassie, no. 9197, p. 537. pl. LI.
Jedoch ist bei der unvollkommenen Ausführung des Steines nicht zu entscheiden, ob das Gesicht nicht vielleicht rückwärts gewandt ist.

2) Catal. de Tassie, no. 9196. p. 537.

3) Recueil d'Antiquit. To. VII. p. 144. pl. XXII. f. 2.

schen Geschmackes ansieht, gehört dem Hrn. Grafen von Blacas zu Rom[1]).

Lanzi gedenkt einer ähnlichen Vorstellung des Peleus auf einer Gemme, welche dem Venuti zu Cortona gehörte. Peleus war auf derselben knieend gebildet, und ohne Namen[2]).

Auch liefert uns Lanzi das Kupfer von einer Gemme, welche dem Marini gehörte[3]), auf welcher er den Peleus mit zwei Schabeisen in den beiden Händen zu sehen glaubt, die aber auf dem Kupfer nicht völlig deutlich sind. Das Wassergefäss ist hier weggelassen, und Peleus in einer völlig ungezwungenen Stellung. Da ich keinen Abdruck von dieser Arbeit gesehen, kann ich nichts über ihr Verdienst und Alterthum bemerken. Nur so viel ist zu erinnern, dass der Stein, theils wegen seiner Erfindung, theils wegen des ängstlich über Kopf und Schultern eingezwengten Namens, der Neuheit verdächtig zu sein scheint.

VI. Im Käfer mit den fünf Anführern vor Thebä, als in der ältesten der etruskischen Gemmen, bemerkte man Kürze in den Verhältnissen der menschlichen Gestalt, und einige Unbeholfenheit in der Zeichnung. Ajax und Achilles zeigten schon schönere Verhältnisse, aber sehr scharfe Andeutung des Nackten. Im Tydeus findet man die schönsten Verhältnisse und weit vollkommenere Zeichnung, als in den beiden vorhergehenden Gemmen, jedoch noch immer nicht ohne Trockenheit. Letzterer Fehler verschwindet fast ganz in einer vorzüglichen etruskischen Gemme der Königlichen Sammlung zu Paris. Dieser Carneol stellt einen sitzenden Philosophen vor, der um die Lenden ein Gewand trägt, mit der Rechten eine Tafel mit eingeschriebenen Zeichen hält, die Linke aber auf dem Knie ruhen lässt. Vor ihm stehet ein kleines Tischchen in der Gestalt eines Dreifusses. Auf diesem vortrefflichen Steine ist der Kopf und der Hals schöner, als auf irgend einer andern etruskischen Gemme gebildet, und der Nacken, die Schultern, der Rücken und der Leib sind so fleischig, weich und markig gearbeitet, dass diese

1) In Cades's Sammlung von Abdrücken finden sich beide eben beschriebene Käfer des Johann Pichler.

2) Saggio di Lingua Etr. To. II. P. 3. p. 155.

3) Saggio di L. Etr. T. II. P. 3. p. 155. tav. IX. f. 2.

Theile nichts zu wünschen übrig lassen. Auf diesem Käfer bemerkt man deutlich die Fortschritte, welche gegen das Ende des ersten Zeitraumes die etruskische Kunst gemacht hatte. Blos an den sonst schön gezeichneten Füssen, und an der knöchernen Hand sind die Spuren der Trockenheit bemerkbar, blos daher vielleicht, weil der Künstler diese Theile nicht völlig beendigte. Das Feld ist mit einer eigenen auf keinem andern Käfer angebrachten äusserst zierlichen Einfassung umgeben, und der Abschnitt sehr sorgfältig ausgefüllt. Im Felde sind die Buchstaben ΑΓCΑΡ von der Rechten zur Linken geschrieben, welche, wie der gelehrte Herausgeber dieses Käfers vermuthet[1]), vielleicht den Namen eines Schülers des Pythagoras, des Agesarch aus Metapont, anzeigen könne, eine Vermuthung welche die Schrift- und Zahl-Zeichen, Gegenstände pythagoreischer Denkübungen, recht gut unterstützen. Diese glückliche Vermuthung würde sich zur völligen Wahrscheinlichkeit erheben, wüssten wir nur ungefähr das Zeitalter in dem Agesarch gelebt hat. Wüsste man, dass er einer von denen war, die ihre Kenntniss aus des Pythagoras Munde geschöpft hatten, so wäre das ganze Räthsel gelöst, und das Zeitalter dieser Gemme, welche gegen das Ende des ersten Zeitraumes gehört, völlig damit übereinstimmend. Soviel scheint gewiss zu sein, dass auf diesem Käfer durch dessen Herausgabe sich Hr. Hase ein wahres Verdienst um die Archäologie erworben hat, ein Philosoph abgebildet ist, der Agesarch hiess.

Die folgenden Käfer-Gemmen, obwohl sämmtlich in den ersten Zeitraum der etruskischen Kunst gehörig, sind Arbeiten theils früherer theils späterer, geschickterer oder weniger geübter Künstler. Da sie nicht, wie die vorigen, geeignet sind, die Fortschritte der Kunst zu bezeichnen, so werden sie hier einzeln erwähnt, ohne unter einander verbunden zu werden.

VII. Ein schöner morgenländischer Chalcedon mit vielen gleichlaufenden Querstreifen von Sard, scheint von einem Käfer abgeschnitten zu sein. Er gehörte vormals dem Lord Algernon Percy[2]).

1) Leonis Diaconi Histor. edid. Hase; Paris 1819.
Die Gemme ist gestochen Praef. p. III. und erklärt p. XXI. Die Zeichnung dieses Kupfers ist wohl gerathen, nur der Leib schmäler als auf der Gemme.

2) Raspe: Catal. de Tassie, no. 9404. p. 430.

und befindet sich jetzt in der Russisch Kaiserlichen Sammlung. Ich sehe darauf keinen gewöhnlichen Krieger, wie Raspe glaubte (denn aus welcher Veranlassung hätte man diese Vorstellung wählen können?) sondern, wie man aus dem ganzen Anzuge sieht, den Agamemnon in seiner festlichen Kleidung als Anführer des griechischen Heeres. Den Kopf bedeckt der Helm; sein feines Unterkleid ist über den Hüften gegürtet, und darüber der künstlich gewirkte, weite Mantel geworfen. Beide Kleidungsstücke des Agamemnon beschreibt uns Homer[1]). Die bunt abwechselnden Farben dieses Mantels, seine zierliche doppelte Einfassung und die kleinen am Saume hängenden Kugeln, hat der Steinschneider genau angegeben. Nach unten zu sind an jeder Seite dieses Obergewandes zwei herausstehende Schlangen angebracht, womit man den Mantel unten zusammen nehmen konnte. In der Rechten hält er die Lanze, und in der Linken das Schild, an dem die beiden Rieme, der eine für den Arm, der andere für die Hand deutlich angezeigt sind. Der Geschmack der Arbeit beweist, dass dieser Stein älter ist, als der Ajax, der den Achilles trägt. Der Kopf ist gross, die Verhältnisse demnach dieselben, die an den fünf Helden vor Thebä zu bemerken, und gerade so, wie an diesen, sind die Füsse des Agamemnon gezeichnet. Die Arbeit ist ausserordentlich zart ausgeführt, das Feld mit dem gewöhnlichen saubern Rande umgeben, und der Abschnitt mit abwechselnden, Zacken bildenden Strichen verziert.

Ein Carneol im brittischen Museum, etwas kleiner und viel weniger beendigt, als der vorhergehende, aber besser gezeichnet und weniger steif, sonst aber, bis auf alle Nebendinge, dieselbe Vorstellung, ist mit Unrecht als Minerva beschrieben worden[2]). Es scheint aber, so wie jener, wegen der schmalen Hüften und der breiten Schultern, keine weibliche Gestalt, sondern Agamemnôn zu sein.

VIII. Auf einem Carneol-Käfer, der vormals dem Baron Riedesel gehörte, ist laut der Aufschrift, Theseus in Schwermuth anzeigender Stellung gebildet[3]). Der Kopf mit dem Halse, der

1) Iliad. B. v. 42-43.
2) Raspe: Cat. de Tassie, no. 1735. p. 135.
3) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. VI. p. 107-110. pl. XXXI. f. 1.

Schulter, der Brust und den Füssen sind schön gezeichnet und gebildet; der Leib nebst dem rechten Unterarm aber weniger vollendet. Obgleich an diesem Steine das Gezwungene der Stellung weniger auffällt, so ist es doch auch hier vorhanden durch die beiden von vornen zu sehenden Schultern, und den seitwärts gewandten Kopf. Die Einfassung des Feldes ist mit Fleiss geschnitten. Der Kopf besitzt Aehnlichkeit mit dem Tydeus; das Ganze ist weniger, als in diesem und dem Peleus, beendigt. Paciaudi sahe hier den König von Athen in der Unterwelt bei dem Pluto, als Gefangenen; Winkelmann in Gefangenschaft bei dem König Aidoneus, dessen Gemalin Proserpina er mit Pirithous entführen wollte. Obgleich hier keine Ketten zu sehen sind, so möchte ich doch nicht mit Lanzi, der diesen Einwurf macht, annehmen, Theseus sei hier auf Skyros vorgestellt, wohin er aus Athen verwiesen worden war. Ich gebe Winkelmanns Erklärung den Vorzug, weil sie mehr dem Reiche der Dichtkunst angehört. Auch glaube ich nicht mit Lanzi[1]), dass Theseus auf diesem Käfer um die Hüften ein zierliches Gewand oder einen Mantel geschlagen habe. Es ist ein Thierfell, dergleichen wir am Amphiaraus und als Bekleidung der griechischen Heroen so oft im Homer erwähnt finden.

Der Cardinal Flangini wollte unsern Käfer nebst seiner Aufschrift auf den Theras, den Anführer lakonischer Auswanderer beziehen[2]). Aber eine solche unerwiesene Vermuthung ist kaum der Erwähnung werth.

In Tassie's Sammlung findet man die Nachahmungen aus neuer Zeit[3]), von denen die ohne Namen noch die erträglichste ist.

Winkelm. Monum. ant. ined. fav. 101. P. 2. c. 12. §. 6. p. 134-135.
Lanzi : Sagg. di L. Etr. To. II. p. 153-155. tav. VIII. f. 11.
D'Hancarv. Ant. Gr. Etr. et Rom. To. IV. p. 25. pl. XIII. f. 5.
Raspe : Catal. de Tassie, no. 8653. p. 510.
Millin : Galer. Mythol. pl. CXLIII. f. 494. p. 47-48.
[Raponi : Recueil des pierr. gr. Pl. VII, 4.
Köhler's Gesamm. Schrift. Bd. IV. S. 9.
Stephani : Der Kampf zwischen Theseus und Minotauros S. 42.] *St.*

1) Lanzi : L. C. p. 153. not. 3.
2) Millin : Introduct. à l'étude des Pierr. Grav. p. 50.
3) Raspe : Catal. de Tassie No. 8654. 8655. 8656. p. 510.

IX. Merkwürdig durch seine Aechtheit ist ein kleiner Käfer aus streifigem Sardonyx des brittischen Museum[1]), auf dem Ajax in derselben Stellung, wie auf dem oben beschriebenen Carneole der Russisch-Kaiserlichen Sammlung gebildet, der den Achilles von der Erde aufgenommen hat, um ihn wegzutragen. Es ist keine Nachahmung dieser Gemme sondern eine davon abweichende Erfindung. Auf jener Gemme ist der Kopf und Leib des Achilles nach unten zu gewandt; auf dieser aber ist beides nach oben zu gelegt, mithin die Stellung ganz verschieden. Das Feld ist mit der gewöhnlichen Einfassung umgeben. Ohne ausgezeichnet zu sein, ist es eine gute etruskische Arbeit aus dem ersten Zeitraum.

Nicht übel scheint ein Carneol zu sein: Achill der sich mit der rechten Hand eine der Beinstiefeln anzulegen im Begriffe ist; der linke Arm hält den Schild, und wird von ihm bedeckt. Unten zur linken Hand ist das Schwerdt, und zur Rechten in etruskischer Schrift der Name Achile[2]). Die Gestalt des Achilles ist schlank, aber etwas mager, der Leib, der Kopf und die Schultern sind eben so gewaltsam gewendet, als am Tydeus, mit dem aber weder die Erfindung noch die Zeichnung zu vergleichen ist. Das Feld umziehet die gewöhnliche etruskische Einfassung. Die nur hier vorkommende Schreibart des Namen des Achilles, Achile, mit einem *i*; die Anwesenheit des Schwerdtes, das ganz überflüssig, und einige Furchtsamkeit in der Behandlung machen es mir wahrscheinlich, dass Stosch, von dem der erste Herausgeber des Steines einen Abdruck erhalten, den Käfer von Sirleti hatte schneiden lassen. Hätten die damaligen Liebhaber so viel Geschmack an etruskischen Käfern gefunden, als an Gemmen mit Namen der Künstler, so würden wir davon eine gute Anzahl besitzen. Raspe hielt den Stein für alt und glaubte darauf den Achilles zu sehen, der sich einen Pfeil aus der Wunde ziehet.

1) Raspe: Catal. de Tassie No. 9344. p. 545.
2) Gorii Mus. Etr. To. I. Tav. 199. f. 4. To. II. p. 436.
Winkelmann: Descr. du Cab. de Stosch. III Classe p. 376. No. 256.
Caylus: Rec. d'Ant. To. I. p. 91-93. pl. XXX. No. 1.
Raspe: Cat. de Tassie No. 9322. p. 544.
[Inghirami: Gall. Omer. To. II. Tav. 163.
Stosch. Abdr. S. 160. No. 256.] *St.*

Einen ähnlichen Gegenstand siehet man auf einem Käfer des brittischen Museum. Es ist Achilles, fast in derselben Stellung, wie auf dem zunächst vorhergehenden, der seinen Helm in der linken Hand, und das Schild am rechten Arme hält. Im Felde die Lanze, und die Buchstaben ΠΛΘΣ[1]), welche dem Flavio Sirleti angehören, der den Stein, wahrscheinlich auf des Stosch Verlangen, gefertigt hatte. Der Steinschneider hat nicht ermangelt, Muskeln und Knochen anzugeben, und die Arbeit ist ihm an einigen Stellen nicht ganz misslungen. Vielleicht rührt von demselben Sirleti ein streifiger Sardonyx-Käfer des brittischen Museums her, auf dem ein noch besser gezeichneter und freier behandelter nackter Mann, der den Bogen spannt, geschnitten ist. Das Feld ist mit der gewöhnlichen Einfassung umgeben[2]). Die Erfindung und die ganze Behandlung verrathen die Neuheit dieser Arbeit, welche, zum Ueberfluss, die ganz unstatthafte Verkürzung des linken Beines bekräftigt. Raspe sagt über den Stein und seine Aufschrift im Felde ΔΙΟCK, manches Unnütze. Zu den sehr verdächtigen etruskischen Arbeiten gehören noch ein streifiger Sardonyx-Käfer im brittischen Museum mit einem vorgeblichen Triptolem[3]); Lippert's sogenannte Atalanta an welcher die Schrift neu ist[4]); und der Taras auf dem Aquamarin der Praunschen Sammlung[5]). Auf dem letzteren Steine reitet der mit dem Diadem geschmückte junge Mann auf einem Delphin:

1) Raspe : Cat. de Tassie No. 9276. p. 541.

2) Raspe : Cat. de Tassie No. 7418. p. 431-432.

3) Raspe : Cat. de Tassie No. 1969. p. 146.

4) Dactyl. II. Taus. No. 58. S. 18-19.
Raspe : Cat. de Tassie No. 3833. p. 519.

5) Winkelmann : Descr. du Cab. de Stosch III Classe No. 189. p. 352-353.
Lippert : Dact. III Taus. A. No. 58. S. 16.
Lanzi : Saggio di lingua etrusca To. II. P. 3. p. 163-164.
Raspe : Cat. de Tassie No. 2686. p. 287-288. pl. XXXI.
Murr : Biblioth. de peint. sculpt. et grav. To. I. p. 287-288.
Dieser glaubte, die Aufschrift des Steins sei der Name des etruskischen Steinschneiders. Wahrscheinlich hatte ihm Jemand das Schiefe dieser Meinung bemerklich gemacht. Denn in seiner 1804 erschienenen, wenig brauchbaren Bibliothèque Dactyliographique unterdrückte er das, was er von diesem Steine gesagt hatte.
Murr : Descr. du Cabinet de Praun p. 319. No. 688.
[Stosch. Abdrücke S. 155. N. 189.] *St.*

Lanzi erklärte ihn, der Weise wie er die Aufschrift las zu Folge, für den Theseus [1]).

Lanzi liefert uns noch einen den Etruskern zugeschriebenen Stein [2]), einen Chalcedon mit einer weissen durchlaufenden Ader, wie Caylus bemerkt. Achill setzt hier den linken Fuss auf den zur Erde liegenden Helm und legt sich den einen Stiefel an. Im Felde siehet man zur Rechten den andern Stiefel, zur Linken den Schild, und oben den von der Rechten zur Linken laufenden Namen *Agiles*. Das Feld ist von der gewöhnlichen Einfassung eingeschlossen. In der Arbeit hat dieser Stein einige Aehnlichkeit mit den Werken, die ich in den zweiten Zeitraum der etruskischen Kunst setze: jedoch ist mir die Aechtheit dieses Steins, theils wegen der Schreibart des Namens und der Buchstaben, theils wegen der Arbeit verdächtig.

X. Perseus auf einem Käfer der Königlich-Preussischen Sammlung, den Winkelmann durch Abbildung bekannt gemacht hat [3]), erhält hier eine Stelle, obgleich ich keinen Abdruck von ihm besitze, weil er, nach dem Kupfer zu urtheilen, ächt zu sein und in den ersten Zeitraum zu gehören scheint. Perseus ist mit dem Leibe vorwärts, der Kopf aber nach der linken Seite gewendet. In der linken Hand hält er das eben abgehauene, noch blutende Medusenhaupt, in der rechten das gleich einer Sichel gekrümmte Schwerdt. Von seinem Oberarme hängt an einem Bande der Sack, oder das Behältniss herab, in dem er das Medusenhaupt verwahrte. Im Felde liest man den Namen *Perses*.

Besser würde Lanzi gethan haben einen Carneol-Käfer des

1) Saggio di lingua etr. l. c. p. 164.
2) Caylus: Rec. d'Ant. To. II. p. 86. pl. XXX. No. 3.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 159-160. Tav. IX. f. 5.
Raspe: Cat. de Tassie No. 9277. pl. LII.
[Inghirami: Gall. Omer. To. II. Tav. 184.] *St.*
3) Winkelmann: Monum. ant. ined. Tav. 84. P. II. c. 3. p. 112.
In der Descr. du cabin. de Stosch finde ich diesen Stein nicht angezeigt.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. IV. p. 25. pl. XIII. f. 1.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 45-46. Tav. VIII. f. 6.
Millin: Gal. Myth. pl. XCV. f. 387. p. 5-6.
[Stosch. Abdr. S. 41. No. 406.
Tölken: Verzeich. S. 58. No. 74.] *St.*

Canonico Sellari zu Cortona[1]) nicht in Abbildung zu liefern und zu erklären. Er soll jetzt dem Hrn. von Schellersheim gehören. Perseus, vorwärts gebeugt dargestellt, ist beschäftigt sich den Flügel an den rechten Fuss zu binden, womit der linke schon versehen ist. Von der rechten Schulter hängt die Chlamys herab. Vor ihm siehet man das gekrümmte Schwerdt. Im Felde das mit dem gewöhnlichen Rande eingefasst ist, stehet der Name *Pherse*. Es ist eine sehr wohl gerathene Arbeit des Johann Pichler, welcher den Geschmack des zweiten Zeitraumes nachahmen wollte, sich aber nicht von seiner Eigenthümlichkeit losmachen konnte. Denn die Ausführung der wohlgezeichneten Theile ist viel zu weich und zu markig.

Eine Nachahmung des Geschmackes des zweiten Zeitraumes ist gleichfalls ein Käfer vormals des Caylus, jetzt in der Königlich Französischen Sammlung[2]). Paciaudi hielt dieses Werk für griechischen, Caylus aber für etruskischen Ursprungs. Raspe, der eben so wie Paciaudi nicht viel etruskisches daran erkennen mochte, befand sich, ohne es zu ahnen, in der Lage zu irren, er mochte nun die eine oder die andere Meinung annehmen: er erklärte sich für Paciaudi's Meinung. Es ist eine neue viel weniger schöne Arbeit, als die vorhergehende. Auf einem Käfer aus streifigem Sardonyx, der vormals Hrn. Townley gehörte, ist Hercules die Keule haltend vor einer Quelle in Nachdenken bezeichnender Stellung, vielleicht in seinem Wahnsinn, gebildet. Auf der Erde liegt der Bogen. Im Felde sein Name[3]). Die Arbeit ist neu, hart und steif, und eine missrathene Nachahmung der Käfer des zweiten Zeitraumes.

Tydeus, verwundet, auf die Knie gesunken, das grosse Schild am linken Arme, den man nicht siehet, vormals in der Denh'schen

1) Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 145. Tav. VIII. f. 5.
Millin: Gal. Myth. pl. XCV. f. 386. p. 5.
In des Cades Abdrücken findet sich dieser Stein.

2) Paciaudi: De Athlet. Cybist. p. 33.
Caylus: Rec. d'Ant. To. III. p. 81. pl. XXI. f. 4.
Raspe: Catal. de Tassie No. 7978. p. 466. pl. XLVI.

3) Raspe: Catal. de Tassie No. 5956. p. 357. pl. XL. Im Kupfer hat der Zeichner die Quelle weggelassen.

jetzt in der Königlich Französischen Sammlung[1]), ist ein mit vieler Sorgfalt geschnittener Carneol-Käfer, mit dem Namen Tude im Felde, und der gewöhnlichen saubern Einfassung. Dieser Stein, der von allen die ihn herausgegeben haben, nicht wenig erhoben worden, ist weiter nichts als eine sehr fleissig beendigte und mit der Demantspitze bearbeitete neue Arbeit. Nirgends kann man darin etruskische und griechische Kunst entdecken, nirgends Freiheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Hand bemerken. Die Brust ist ganz verfehlt, sowohl von oben nach unten, als von einer Schulter zur andern berechnet, ist sie viel zu schmal. Dadurch wird der Leib vorherrschend, und der Heros ganz entstellt. Der Kopf und die Buchstaben sind höchst furchtsam gearbeitet.

Lanzi hat sein lehrreiches Buch mit zwei und zwanzig in Kupfer gestochenen Käfern geschmückt, die er aber ohne alle Rücksicht auf Kunst oder Alterthum geordnet und beurtheilt hat. Die meisten von ihnen, und die vorzüglichsten sind bis jetzt gewürdigt worden. Einige der nachgebliebenen werden im zweiten, andere im dritten Zeitraume der etruskischen Steinschneidekunst aufgestellt werden. Nur über drei seiner Gemmen, die gar nicht hierher zu gehören scheinen, folgen hier einige Bemerkungen.

Ein Carneol des Guarnacci, vorstellend einen vorwärts schreitenden Krieger, der, völlig bewaffnet, mit dem linken Arm das Schild, und in der rechten Hand die Lanze hält. Im Felde der Name Lysandros[2]). Da mir von diesem Steine kein Abdruck bekannt ist,

1) Dolce: Descr. Stor. del Mus. di Denh To. II. p. 42. No. 6.
Winkelmann: Mon. ant. ined. Tav. 107. P. II. c. 14. §. 3. p. 141-142.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. IV. p. 25. pl. XIII. f. 4.
Raspe: Cat. de Tassie No. 9100. p. 531. pl. LI.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 151-152. Tav. VIII. f. 9.
Millin: Gal. Myth. pl. CXL. f. 509. p. 55.

2) Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 166-167. Tav. IX. f. 9. p. 135. not. 1.
[Ueber die Aechtheit oder Unächtheit dieses Steins kann ohne Ansicht des Originals oder eines Abdrucks natürlich nicht entschieden werden. Doch muss man nach der Abbildung die Buchstaben für griechisch halten, und daraus wird gegenwärtig kein Verdachts-Grund mehr abgeleitet werden können. Der Name kann den Besitzer andeuten, der eben auf dem Steine dargestellt ist. An den berühmten Feldherrn dieses Namens jedoch zu denken, liegt gar kein Grund vor. Siehe meine Bemerkung über diesen Stein zum dritten Bande von Köhler's gesamm. Schriften S. 228.] *St.*

so kann ich meine Vermuthungen nur auf das gründen, wozu das Kupfer zureicht. Hiernach finde ich nun die Erfindung dieses vermeinten spartanischen Feldherrn so kleinlich und ängstlich, seine Stellung durch das unten in der Gegend der Hüften gebogene Rückgrad so missfallend, dass ich nicht zweifle, das Ganze sei eine völlig neue Arbeit. Hierzu kommt die unten in einen Winkel eingepresste Aufschrift eines Namens, der Wichtigkeit für die Etrusker haben soll, in deren Schrift er gegraben ist, aber nicht die geringste besitzen konnte. Lanzi schwatzt zwar, wie er sehr oft zu thun pflegt, auch hier und hält diesen Stein für eine griechische Arbeit, die weit älter sei, als alles, was wir von etruskischer Arbeit besitzen. Da er aber nirgends gesagt hat, worin der Unterschied von beiderlei Kunstwerken bestehe, und die Buchstaben des Namens Lysander völlig etruskisch, oder ihnen nachgeahmt sind, so sagt seine Bemerkung nichts. Ein Gegenstück zu diesem Lysander ist der vorgebliche Tyrtäus, den Visconti als ein ächtes Werk nach einem Carneol des Van Hoorn bekannt gemacht hat[1]). Man siehet darauf eine männliche unbärtige Gestalt mit einer Chlamys; sie hält am linken Arm den Schild, in der rechten Hand die Lanze. Es ward schon oben bemerkt, dass Visconti nichts von dem Geschmacke der Arbeit gesagt hat, und eben so ungewiss ist es, ob die Inschrift wirklich so da stehet, wie sie gegeben ist. Das Alterthum der Aufschrift ist immer verdächtig. Denn erstlich wäre diese Gemme die einzige etruskische, welche einen Griechen abbildet, mit dessen Namensbeischrift. Dem zu Folge, was Visconti äussert, müsste es ein Stein sein, dergleichen in Calabrien gefunden werden und, so weit sich nach dem Kupferstiche urtheilen lässt, kann es kein Käfer aus dem ersten oder zweiten Zeitraum sein. Aber zur Zeit, als in Unteritalien die Käfer der dritten Gattung gearbeitet wurden, waren Künste und Wissenschaften so sehr in Verfall, dass es Niemand einfallen konnte, sich ein Bildniss dieses Dichters schneiden zu lassen. Zweitens ist des Tyrtäus Name auf eine Art abgetheilt, die auf keinem einzigen andern Käfer gefunden wird, und welche den

1) Catal. des pierr. gr. de Mr. van Hoorn p. 12.
Visconti: Iconogr. Gr. pl. III. No. 1. No. I. ch. 1. p. 63.
[Köhler: Gesamm. Schrift. Bd. III. S. 18.] *St.*

Verdacht der Verfälschung sehr unterstützt. Man liest nämlich auf dem Steine

TVVT ƎA statt dessen aber hätte TVVT AE

nach der Weise aller ähnlichen Denkmäler geschrieben sein müssen.

Nicht besser stehet es mit dem Carneole des Fürsten Piombino zu Rom, auf dem ein Krieger geschnitten, der auf einem Mauerwerke von drei Schichten auf dem linken Knie liegt, und in der linken Hand ein kurzes Schwerdt hält. Seine dünne Chlamys flattert, vom Winde bewegt, und umgiebt das Obertheil des Leibes gleichsam mit einer runden Einfassung. Im Felde befindet sich die Aufschrift ϟƎ٩EO welche Lanzi *Theres* liest, und für Theseus erklärt[1]). Lanzi rühmt die Arbeit ausserordentlich ohne uns zu sagen, worinnen diese Vorzüge bestehen. Mir scheint es ein völlig neues Werk zu sein. Denn eine Gestalt von dieser Art kann eben so wenig alt etruskisch, als alt griechisch sein. Das flatternde Gewand würde wohl einer Nymphe oder Nereide zukommen, schickt sich aber nicht für einen Krieger. Die Aufschrift verräth nur zu deutlich den Betrug, indem die Buchstaben so schlecht gestellt sind, dass Niemand weiss ob sie von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten zu lesen, nach oben oder nach unten zu kehren sind, und der schlecht unterrichtete Anordner, wird kaum gehofft haben, dass ein Mann wie Lanzi so gefällig sein würde, sich die Mühe zu geben, diese Aufschrift mit der Vorstellung zu einem Ganzen zu vereinen. Ich vermuthe, dass dieser Carneol eine verbesserte Ausgabe eines gleichfalls neuen aber sehr mittelmässigen Steines sei, auf dem ein Krieger in ähnlicher Stellung gebildet ist, wo aber Statt des flatternden Gewandes, ein rundes Schild angebracht ist, von dem man nicht siehet, wer es hält oder wo es herkommt. An derselben Stelle, wo auf jenem Carneole die nichts bedeutende Aufschrift stehet, liest man hier SCIPIO[2]). Ueberhaupt haben die Inschriften auf alten Denkmälern nur zu oft die Freunde alter Denkmäler betrogen. Der Verdacht gegen solche Aufschriften muss sich vermehren, wenn man bedenkt, dass so viele bekannte

1) L. c. p. 161-162. Tav. IX. f. 7.

2) Raspe: Catal. de Tassie No. 10604. p. 608.

Sammler, manche der Schriftsteller über alte Kunst, auch wohl zuweilen angesehene Kenner, entweder zu dergleichen Verfälschungen hülfreiche Hand geboten, und mit Rath beigestanden, oder, welches eher zü entschuldigen, die von ihnen beschriebenen Denkmäler nicht mit der gehörigen Genauigkeit und Schärfe untersucht haben. Lanzi giebt hiervon einen sehr auffallenden Beweis. Er hält nämlich, in einer nach seinem Tode erschienenen Abhandlung[1]), die Aufschrift eines runden Altars von Marmor

ΚΛΕΟΜΕΝΗΣΕΠΟΙΕΙ,

der sich in der grossherzoglichen Sammlung zu Florenz befindet, für ächt, da ihre Neuheit doch sogleich in die Augen fällt, weil die Striche der Buchstaben an vielen Stellen in die Vertiefungen des ausgesprungenen und beschädigten Marmors eingegraben sind[2]). Auch hegte er nicht den geringsten Zweifel gegen die Aechtheit der Aufschrift des Namens auf dem Sockel der mediceischen Venus[3]).

Eben so wenig mit Erfolg erklärte Lanzi einen Carneol, den Caylus zuerst bekannt gemacht hatte. Auf ihm siehet man einen auf das Knie gesunkenen und verwundeten Krieger, der in der Linken das Schild, in der Rechten das Schwerdt hält. Im Felde, das mit der gewöhnlichen Einfassung etruskischer Steine eingefasst ist, stehen die Buchstaben VIB und im Schilde IΛCF, welche zusammen VIBIVS F zu lesen[4]). Lippert und Raspe lesen den Namen falsch, und Lanzi siehet sogar statt eines knienden Heros, einen liegenden hingestreckten Krieger, weil er dem Abdruck eine falsche Richtung gab. Letzterer macht überdies eine Menge völlig unstatthafter Bemerkungen und Auslegungen der Inschrift welche ich, um den Raum zu ersparen, übergehe. Auffallen muss es, dass aller, die diesen Carneol erwähnt haben, ihn für ein etruskisches Werk

1) Opere Postume di Lanzi To.I. Ragionamento sull' Ara di Alcesti p.335.

[2) Dasselbe haben später auch Andere bemerkt. Siehe Jahn: Archaeol. Beiträge S.380.] *St.*

3) L. c. p.350.

4) Caylus: Rec. d'Antiqu. To.III. p.83-84. pl.XXI. f.5.
Lippert: Dactyl. II. Taus. No.100. p.32.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To.II. P.3. c.21. p.167. Tab.IX. f.8.
Raspe: Catal. de Tassie No.7471. p.435.
[Inghirami: Gall. Omer. To.I. Tav.70.] *St.*

halten konnten, da er doch von diesem Geschmacke eben so wenig Etwas, als vom altgriechischen besitzt. Es ist eine gute griechische Arbeit, die entstand als die Zeiten des frühern Stiles lange vorbei waren. Die etruskische Einfassung beweist gegen die Arbeit des Steines nichts, sie kann in Italien beigefügt, aber auch neuer Zusatz sein. Da nun der Stein, wie der Augenschein jeden lehrt, weder eine etruskische noch eine altgriechische Arbeit des frühern Stiles sein kann, so folgt daraus, dass derselbe keine altetruskische Aufschrift führen kann. Die Schrift VJBIΛC F kann nichts anderes bedeuten als Vibias fecit, und wenn der zweite Buchstabe in jeder Hinsicht fehlerhaft, so kann der fünfte, C, der *s* bedeuten soll, eben so wenig lateinisch sein. Lanzi wollte diese Aufschrift lesen, Vibia Sex. Filia, als den Namen der Besitzerin. Aber für diese lateinische Erklärung schickt sich das C eben so wenig, als der Gegenstand zum Siegel einer Frau. Ich werde nicht irren, wenn ich vermuthe, dass im Anfange des verflossenen Jahrhunderts, wo alles nach Gemmen mit den Namen der Steinschneider strebte, man in diese verdienstvolle Gemme den Namen eines vorgeblichen Steinschneiders Vibias eingrub[1]). Dass man die Aufschrift bis jetzt für ächt gehalten, ist weniger zu verwundern, als dass die Sammler der Namen alter Steinschneider, wie Stosch, Gori, Vettori, Bracci und Murr diesen römischen Künstler übersehen haben.

Ich beschliesse den ersten Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst mit zwei äusserst merkwürdigen Gemmen, weil sie unter allen bekanntgewordenen die einzigen sind, welche nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch theils durch den vorgestellten Gegenstand, theils durch ächt etruskische Eigennamen, Statt einiger mehr als verdächtigen etruskisch geschriebenen Namen griechischer Heroen, Etrurien angehören. Sie stammen aus dem ersten Zeitraum der Kunst dieses Volkes, und würden die Zahl der Beweise für den etruskischen Ursprung der Käfer-Gemmen ver-

[1) Dagegen würde einzuwenden sein, dass sich die Fälscher nicht der lateinischen Buchstaben zu bedienen pflegten (Stephani: Ueber einige angebliche Steinschneider des Alterthums S. 5.), und sich nicht leicht ein Motiv würde auffinden lassen, welches gerade einen solchen Namen veranlassen konnte.] *St.*

mehren können, wäre dieser nicht schon mehr, als hinlänglich dargethan worden.

XI. Die erste dieser Gemmen ist ein streifiger Sardonyx in der grossherzoglichen Sammlung zu Florenz, auf dem zwei bärtige Männer, wie es bei heiligen Handlungen gewöhnlich, mit verhülltem Haupte an einer Stange drei Paar Schilder, zu Folge der über ihnen angebrachten Aufschrift: *Angils*, die Ancilia, tragen. Unter den Schilden ist die Aufschrift: *Alce*, welchen Namen Lanzi in seiner treffenden Auslegung dieses Werks sehr gut auf den Alaesus ziehet[1]). Das Feld umgiebt die gewöhnliche Einfassung. Mit demselben grossen Fleisse, mit dem die Etrusker in ihren vorhergenannten Werken das Nackte darstellten, sind auf diesem schönen Steine die Tempeldiener, wie sie Dionys von Halicarnass nennt, ihre reich gestickten Mäntel, und die reichlichen Verzierungen der Schilde ausgeführt, auf dem einen Mantel das Meerpferd, und auf dem andern ein Triton.

XII. Was den zweiten etruskischen Käfer betrifft, so kann nicht viel von der Arbeit desselben bemerkt werden, weil er bis jetzt blos in einem Kupfer bekannt geworden ist. Er ist an einigen Stellen beschädigt, und gehörte dem berühmten deutschen Künstler Marc Tuscher, von dem Gori eine Zeichnung erhielt, welche er stechen, und Lanzi wiederholen liess[2]). Es ist auf diesem sehr merkwürdigen Steine ein bärtiger mit dem Helme bedeckter Mann gebildet, dessen Untertheil, von den Hüften an, in einen Fischschwanz sich endigt. Er hält mit der Rechten das Schild, und mit

1) Agostini: Gemme antiche fig. To. I. Tav. 152. p. 33.
Maffei: Gemme ant. fig. To. III. Tav. 86. p. 158-160.
Gori: Mus. Etrusc. To. I. Tav. 198. f. 1. To. II. p. 433.
Gutberleth: de Saliis in Poleni Thes. Ant. To. V. p. 690.
Gorii Gemm. Mus. Flor. To. II. Tab. 23. f. 3.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. §. 1. Tav. VIII. f. 1. p. 137-140.
Lippert: Dactyl. III Taus. B. No. 189. S. 136.
Raspe: Catal. de Tassie No. 7667. p. 445-446.
Millin: Gal. Myth. pl. XXXVI. No. 148. p. 35.
[Wicar: Galerie de Florence To. III.] *St.*

2) Gorii Mus. Etr. To. I. Tab. 199. f. 6. To. II. p. 436-437.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. Tav. VIII. f. 3. p. 141-143. To. I. p. 312. not. 4.

der Linken den Spiess. Die Aufschrift: *mi papas* bedeutet nach Lanzi: ich bin des Papa, oder: ich gehöre dem Papa. Mit vieler Wahrscheinlichkeit beweist er ferner, der Vorgestellte sei der Meergott Glaukus. Das Feld ist mit einer durch Perlen verzierten Schnure umgeben.

Ausser diesen beschriebenen Käfer-Gemmen sind mir keine bekannt, welche dem ersten Zeitraume könnten zugeschrieben werden. Eine grössere Anzahl wird der zweite und dritte Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst enthalten.

DRITTER ABSCHNITT.

Zweiter Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst.

I. Der erste Carneol-Käfer, der diesen Zeitraum eröffnet, ist eine äusserst merkwürdige Gemme in der königlichen Sammlung zu Paris, nicht allein wegen der überhaupt und insbesondere auf Gemmen höchst seltenen Vorstellung, sondern noch mehr wegen des Geschmacks, der mit Beibehaltung noch mancher Eigenheiten aus dem ersten Zeitraume Kraft und Schönheit zeigt. Die Vorstellung ist: Hercules hat den Dreifuss aus dem Tempel des Apollo geraubt, und vertheidigt sich mit der Keule gegen den letztern, der ihm das Geraubte wieder abnehmen will[1]). Wir sehen in diesem Steine, wie die anfänglich magere und durch zu merkliche und scharfe Bestimmung trockene Darstellung des Nackten in kraftvollen Ausdruck übergehet, der, obgleich nicht immer frei von Uebertreibung, sich schon der Schönheit nähert. Man betrachte den Hercules, die Fülle und das Leben in seinen Gliedmassen. Wie schön ist der Anstand und die Bewegung des Apollo, wie schön die Zeichnung in seiner ganzen Gestalt, die, frei von Uebertreibung, weil in ihm keine Riesenstärke anzudeuten war, für diesen Gott nur noch zu dick und nicht schlank genug ist. Das Gesicht des Hercules ist leider durch Beschädigung des Steines verloren gegan-

1) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 103-104. pl. XXXIV. f. 5.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. §. 22. p. 168-Tav. IX. f. 11.

gen. Vom Apollo ist nur ein kleiner Theil des Oberhauptes ausgesprungen, die Zeichnung des Gesichtes ist sehr schön, und die Ausführung zart. Dieser Carneol-Käfer, dessen Feld mit der gewöhnlichen Einfassung umgeben und dessen Abschnitt zackenweise verziert ist, giebt einen deutlichen Begriff von dem Unterschiede der zwischen dem Stile der zweiten etruskischen Periode, und den Kunstwerken zu bemerken ist, welche dem frühern griechischen zugeschrieben werden, weil wir dieselbe Vorstellung und sogar dieselbe Erfindung auf vielen erhobenen Arbeiten, die zu den ältesten griechischen Werken oder zu den Nachahmungen solcher gehören, gebildet sehen. Das eine derselben, und vielleicht das Vorzüglichste befindet sich in der königlichen Sammlung zu Dresden[1]); ein anderes weniger vollständig erhaltenes in der des Hrn. Nani zu Venedig[2]), und mehrere vormals in der Villa Albani, zu Velletri, im Pio-Clementino und andern Sammlungen[3]). Wie an allen dem frühern Stile der Griechen zugeschriebenen Werken, ist das Nackte am Hercules auf dem Marmor mager und trocken und ein Theil desselben durch die Löwenhaut bedeckt. Auf dem Käfer dieses Zeitraums aber bemerkt man gerade das Gegentheil dieses Geschmackes. Die an scharfer Bestimmung überreiche Zeichnung der frühern Zeit ist hier in Hercules in übermässige und überfliessende Fülle übergegangen, mit starker Angabe der einzelnen Theile. Apollo ist auf dem Marmor trocken und nur wenig schlanker als Hercules, auf dem Käfer aber, obgleich in fliessender edlerer Zeichnung, doch noch dick und stämmig dargestellt. Alles Eigenschaften des etruskischen Geschmackes, die nie an Werken des griechischen frühern Stiles bemerkt werden. Hercules und Apollo gehen auf dem Marmor auf den Zehen nicht aber auf dem Käfer. Die zierlichen Haarstrippen trägt Apollo blos auf dem Marmor. Auf

1) Le Plat: Marbres de Dresde pl. III.
Casanova: Discorso sopra gli Antichi p. XVII-XVIII.
Becker: Augusteum Bd. 1. p. 44. Taf. V.
Millin: Gal. Myth. pl. XVI. No. 53. p. 12-13.
2) Paciaudi: Monum. Pelopon. Vol. I. p. XXXIII-XXXVI. §. 11. p. 114.
Collezione di tutte le antichità del Museo Naniano No. 256. p. 27.
3) Lanzi: L. c. p. 168.
Casanova: L. c.

dem Käfer trägt weder Apollo den Mantel, noch Hercules die Löwenhaut. Es folgt aus dieser Vergleichung die Wahrscheinlichkeit, dass dem Käfer keine der Arbeiten des frühern griechischen Stiles zum Vorbild gedient hat. Jedoch gehet so viel aus der grossen Aehnlichkeit, die sich in der Erfindung auf den Marmortafeln und dem Käfer befindet, hervor, dass Etrusker und Griechen von einem gemeinschaftlichen uralten Tempelbilde zu Delphi oder Delos diese Darstellung müssen entlehnt, und jenes rohe Gebilde nach ihren Begriffen umgewandelt haben. Ein sehr sonderbarer Irrthum ist es, wenn Becker beides, den Köcher, den Hercules auf der Dresdner erhobenen Arbeit an der Seite hängen hat, und den Bogen, den er in der Hand hält, den Becker für eine eherne Schlange hält, für aus Apollo's Tempel geraubte Gegenstände hält.

Dieselbe Vorstellung des Apollo, der dem Hercules den geraubten Dreifuss wieder abnehmen will, auf einem Steine des Bildhauer's Flaxmann[1]), ist eine sehr schlechte Nachahmung aus neuer Zeit, die ein englischer Steinschneider geliefert zu haben scheint.

II. Auf einem Carneol-Käfer, der sich vormals zu Cortona in der Corazzischen Sammlung befand, ist Hercules ohne den Apollo gebildet, wie er den Dreifuss hinwegträgt[2]). Hercules ist ohne Bart und ohne Löwenhaut vorgestellt. Er scheint zwei Keulen zu halten, hat aber am rechten Arme etwas, das einer Säge gleich siehet, und unten wie die eine der Keulen verziert ist, aber von Keinem der beiden Herausgeber dieses Käfers erwähnt oder erklärt worden ist. Da ich nie einen Abdruck von diesem Käfer gesehen, so lässt sich nichts bemerken, auch nicht bestimmen, ob die Arbeit desselben sich mehr dem ersten oder dem zweiten Zeitraume der etruskischen Kunst nähere.

III. Weniger schön in Stil und Geschmack, als der Hercules auf dem ersten Käfer, ist ein anderer Hercules auf einem schönen Käfer der königlichen französischen Sammlung geschnitten[3]). Her-

1) Raspe: Catal. de Tassie No. 5839. p. 349.
2) Gorii Mus. Etr. To. I. Tab. 199. f. 5. To. II. p. 436.
Mus. Corton. Tab. XXXVIII. p. 49.
[Stosch. Abdr. S. 133. No. 1761.] *St.*
3) Mariette: Rec. des pierr. gr. pl. CXXXII.

cules ist hier von vornen zu sehen; er ist nackt, ein grosser weiter Mantel, der auf der Brust befestigt ist, hängt am Riemen herab, und dient der ganzen Gestalt zum Grund. In der Rechten hat Hercules ein Messer, womit er die Hydra angreifen will, von der an der Seite zwei Köpfe gegen ihn gerichtet sind, und in der Linken die Keule. Diese That des Hercules, durch welche er die lernäische Schlange, eine Tochter des Typhon, vertilgte, war auch auf der Kiste des Kypselus vorgestellt[1]). Die Aufschrift dieses Käfers ist mangelhaft, da gegen ein Viertheil der untern Fläche ausgebrochen, und nur ein Theil des ersten Buchstabens, und der letzte sich erhalten hat. Das Feld ist mit dem gewöhnlichen Rand umgeben, der aber, wie man es nur an einigen findet, etwas erhoben über den Grund hervorstehet. Mit grossem Fleisse ist auch die Rückseite des Käfers gearbeitet. Die Gestalt des Hercules ist breit, Muskeln und Knochen scharf angegeben und erstere dick und überflüssig, gerade wie auf dem ersten Käfer, nur stehet der Steinschneider gar sehr gegen jenen vortrefflichen Meister zurück, und darum ist Hercules schlecht gestellt, Zeichnung und Ausführung ohne Schönheit und ohne Geschmack, obgleich nicht ohne Einsicht und Fleiss.

IV. [Lücke, in welcher Köhler von einem Scarabaeus der Stoschischen Sammlung[2]) sprechen wollte.]

V. Ein zart gearbeiteter Carneol-Käfer des brittischen Museums. Venus in ein langes zierliches und vielgefaltetes Untergewand gekleidet, das die Brust bedeckt und unten mit einem zierlichen Saume eingefasst ist, mit grossen Flügeln versehen, eilt mit gewaltsam schnellen Schritten vorüber. Mit der linken Hand nähert sie dem Gesichte eine Blume[3]). Die Blume bezeichnet nur auf spätern Denkmälern die Hoffnung. Auf allen frühern ist sie das Eigenthum der Venus. Das ungewöhnlich schnelle, von den Flügeln unterstützte Vorschreiten ist an der Göttin der Liebe nicht schwer

1) Pausan. Eli I. c. 7. §. 4. p. 78.
Hygin: Fab. XXX. p. 71-72.

2) Winkelmann: Descr. du Cab. de Stosch II Classe p. 305. No. 1845.
Lanzi: Saggio di lingua etr. To. II. P. 3. p. 140. §. 2. Tav. VIII. f. 2.
[Stosch. Abdr. S. 139. No. 1845.
Tölken: Verzeichn. S. 53. No. 53.] *St.*

3) Raspe: Catal. de Tassie No. 8247. p. 484.

zu erklären. Raspe giebt von dieser Gemme eine ganz unzulässige Erklärung. Einzig ist ein Apollo mit ungemein grossen Flügeln an den Schultern und kleinen an den Füssen, der ein Diadem von Perlen trägt, auf einer etruskischen Opferschale von Erz [1]). Er ist in vollem Schnellschritt begriffen, hält in der Rechten eine Blume gegen die Nase, und die Lyra in der Linken. Vielleicht ist es die Vorstellung einer mit den Abzeichen der Venus, des Apollo und des Mercur geschmückten Gottheit.

VI. Auf einem kleinen Carneol-Käfer des brittischen Museums, dessen Farbe im Feuer verändert ist, ist eine menschliche Gestalt, mit einem Knie auf der Erde, gebildet. Sie ist mit einem gehörnten Stierkopfe und vier Flügeln versehen [2]). Die Flügel, als Zeichen der Gottheit, erlauben nicht, die Vorstellung Minotaur zu nennen; das Wahrscheinlichste ist, dass auf diesem Käfer Hebon abgebildet ist.

VII. Auf einem streifigen Sardonyx des brittischen Museums ist Hermes stehend gebildet mit dem Hute auf dem Rücken, den Friedensstab in der rechten, und in der linken Hand eine kleine männliche Gestalt tragend, gegen die er das Gesicht gewendet [3]). Er scheint hier als Führer der Seelen in die Unterwelt gebildet zu sein. Die Zacken zur rechten Hand stellen vielleicht den felsigen Eingang zur Unterwelt vor. Millin, der dieselbe Vorstellung nach einem Sarde des van Hoorn bekannt gemacht hat (es ist unbekannt ob dieser Stein neu oder alt) hat zwei andere Meinungen über die Bedeutung dieser Zacken, welche sehr gesucht sind, und schwerlich Beifall finden werden [4]). Dieser Käfer und alle folgende dieses

1) Caroli Townley Paterae Aeneae.

2) Raspe: Catal. de Tassie No. 8246. p. 484.
[Fabretti: Inscr. ant. S. 533.
Montfaucon: Antiq. Expl. To. II. 2. pl. 155.
Stephani im Bullet. de la classe hist.-phil. de l'Acad. de St.-Pétersbourg To. IX. S. 196.
Die Flügel nöthigen vielmehr dazu, einen Talos vorauszusetzen.] *St.*

3) Raspe: Catal. de Tassie No. 2399. p. 173. pl. XXX.
Millin: Galer. Mythol. To. I. p. 48. pl. LI. no. 211.
Millin: Pierr. Grav. Ined. To. I. p. 81. No. XXX.

4) Pierr. Grav. Ined. To. I. p. 82: J'avois pensé que les trois vagues que l'on voit au bas etoient des symboles des ténèbres qui couvrent les enfers; mais c'est plutôt

Zeitraumes erscheinen zwar von Seiten der Kunst nicht vorzüglich, sind aber nie ganz ohne Verdienst sowohl in der Erfindung als in der Zeichnung und Ausführung und an keinem von ihnen vermisst man das etruskische Gepräge dieser Zeit. Die Steinschneider liessen es nicht an Fleiss fehlen, ermangelten aber der tiefen Einsichten und des grossen Geschmackes, die man in dem zuerst genannten Käfer bewundert. Alle sind mit dem gewöhnlichen etruskischen Rande eingefasst.

VIII. Auf einem Carneol-Käfer des Grafen Salmour ist ein unbekleideter gehender Mann, dem der Mantel auf der Brust und am Rücken herabhängt, mit einem Stabe in der linken, und etwas Unbestimmtem in der rechten Hand[1]). Es ist dem Künstler nicht gelungen, die Bedeutung dieser Gestalt, die sie vor Alters hatte, hinlänglich zu bestimmen. Man nennt sie einen Pancratiast, ohne hinlänglichen Grund.

IX. Ein Carneol-Käfer im brittischen Museum stellt einen etwas gebückten jungen Mann, mit der Chlamys auf der linken Schulter vor, der in der Linken den Bogen hält, und mit der Rechten einen Pfeil aus dem zur Erde stehenden Köcher ziehet. Die Aufschrift, welche Raspe irrig las ΠADIOS, ist *Paris*. Um zu wissen ob sie nicht ein späterer Zusatz sei, oder ob etwa die ganze Arbeit neu sei und aus Pichlers Werkstatt herstamme, müsste man den Stein sehen[2]). Die Vorstellung ist gefällig und ungezwungen.

X. Ein vom Käfer getrennter Carneol in der Königlich Preussischen Sammlung zeigt uns den Hermes in einer lebhafte Eile bezeichnenden Stellung, mit dem Hut auf der Schulter, in der Rechten den Friedensstab und in der Linken eine kleine menschliche Gestalt, die einen Stab in der Linken hält, und mit welcher Hermes während seiner schnellen Bewegung zu sprechen scheint[3]).

une allégorie ingénieuse des trois fleuves qui rendront la sortie du sejour des morts impossible pour cette ombre, une fois qu'elle les aura traversés.

1) Lippert: Dactyl. II. Taus. No. 910. S. 236.
Raspe: Catal. de Tassie, No. 8030. p. 460.

2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 7421. p. 432.

3) Winkelmann: Descr. du cab. de Stosch, II. Cl. p. 96. 97. No. 413.
Raspe: Catal. de Tassie, No. 2398. p. 172-173. pl. XXX.
[Stosch. Abdr. S. 42. No. 413.
Tölken: Verzeichn. S. 53. No. 60.] *St.*

Diese kleine Gestalt hält Winkelmann für die Proserpina, Raspe aber für den Hercules. Mir scheint es, dass wegen der nicht sehr bestimmten Ausführung keine der beiden Erklärungen überzeugend ist. Die Beine des Hermes sind etwas zu kurz, und die Stellung ist nicht ganz richtig.

XI. Ein unbekleideter Mann auf einem streifigen Sardonyx mit einem leichten Mantel versehen, mit gebeugtem Körper die Linke auf einen Felsen legend, und mit der Rechten Quell-Wasser, das aus einem Löwenmaule stürzt, in ein Gefäss laufen lassend [1]), wird ohne Beweis von Raspe für einen Hercules ausgegeben. Sein Alterthum scheint mir sehr verdächtig.

XII. Auf einem streifigen Sardonyx des brittischen Museum erscheint Hercules stehend in gerader Stellung, mit dem Köcher auf dem Rücken, und mit einer schmalen Chlamys an den Schultern. Mit der Rechten stützt er sich auf die Keule, und in der linken Hand hält er ein Gefäss, um es an einer Quelle mit Wasser, das aus dem Löwenmaule fliesst, zu füllen. Im Felde sein Name, in, wie es scheint, nicht völlig deutlichen Buchstaben [2]).

XIII. Gerade derselbe Hercules, nur ohne Köcher und Chlamys, ist auf einem etwas grössern streifigen Sardonyx, der vormals dem Buonarotti gehörte und sich jetzt in der Grossherzoglichen Sammlung zu Florenz befindet, gebildet. Zwischen dem Hercules und dem aus dem am Felsen befindlichen Löwenmaule stürzenden Wasser stehet die Inschrift [3]), welche Raspe ganz unrichtig ΔΝΟΙΑ las. Warum nicht lieber, wenn er durchaus von der Linken zur

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 5917. p. 355.
2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 5919. p. 355.
3) Gorii Gemm. Mus. Flor. To. II. tab. 14. f. 4.
Raspe: Catal. de Tassie, No. 5918. p. 355. pl. XL.
Millin: Gal. Mythol. pl. CXXI. f. 477. p. 42.
[Guasco: Inscr. Capitol. To. I. S. 51.
Wicar: Galerie de Florence To. IV.
Stosch. Abdr. S. 133. No. 1767.
Micali: Storia Tav. 116, 4.
Clarac: Catalogue des artistes S. 39.
Raoul-Rochette: Lettre à Mr. Schorn S. 117 f.
Jahn: Ficoronische Cista S. 18.] *St.*

Rechten lesen wollte, wie es die Buchstaben geben, ANOIA? Der hieraus entstehende Sinn, den wohl niemand schicklich finden möchte, dürfte umgangen werden, wenn man ANΘIA läse, welches der Name der Quelle sein könnte. Jedoch das Richtigere ergiebt sich, wenn man von der Rechten zur Linken liest; dann heisst es AIONA, αἰόνα, «benetze», und beziehet sich auf das Wasser[1]). Diese Aufschrift ist zwar nicht etruskisch, der Stein hat aber sonst alle Eigenschaften des etruskischen zweiten Stils. Die Inschrift kann daher später im Alterthume von einem Griechen hinzugefügt worden sein. Oder vielleicht ist dieser Käfer einer der spätesten des zweiten Zeitraumes, an einem Orte gegraben, wo viele griechische Bewohner waren. Noch ist zu bemerken, dass Hercules auf diesen Steinen vorgestellt ist, wie er nach einer seiner blutigen Thaten zur Entsündigung frisches Quellwasser schöpft, nachdem er entweder den Linus, oder den Iphitus, seinen Gastfreund, getödtet hatte, bei welcher Gelegenheit ihn Deiphobus, nach Andern Eurystheus zu Mycenä entsündigte[2]); oder als er seine Gattin Megara und seine drei Söhne nebst zwei Kindern des Iphiclus ums Leben gebracht hatte, wo Thestius ihn von der Schuld reinigte[3]).

XIV. Ein kleiner Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, völlig im Geschmacke des zweiten Zeitraums ausgeführt, liefert eine seltene Vorstellung. Es ist Hercules ohne alle Bekleidung, der mit der rechten Hand ein kleines Ungeheuer bei dem Kopfe fasst, und mit der linken die Keule schwingt, um es zu tödten. Das Ungeheuer trägt einen Helm, hat zwei Flügel und, eben so wie Boreas auf der Kiste des Kypselus gebildet war[4]), statt der Beine zwei Schlangen. Es hebt beide Arme auf, um den Hercules anzuflehen. Es ist einer der Giganten, welche von den Gottheiten des Olympus mit Hülfe des Alciden ausgerottet wur-

[1) Ueber ähnliche inschriftliche Beigaben zu den Bildern der Gemmen vergleiche meine Bemerkungen zum dritten Bande von Köhler's Schriften S. 246 ff.] *St.*

2) Apollodor. Bibl. L. II. c. 6. S. 2. §. 4. p. 204.

3) Hygin Fab. XXXI. p. 78. Ed. Munck.
Apollodor. Bibl. L. II. c. 4. S. 12. §. 1. p. 160.

4) Pausan. Eliac. I. c. 19. §. 1. p. 82.

den[1]). Schlangenfüsse und Flügel schreiben den Giganten Apollodor[2]) und Antonius Liberalis[3]) zu. Der kleine Gigant hat die Schlangenfüsse eben so gebildet, wie an der Thetis oder einer der Sirenen das Untertheil in zwei Fische endigt in einer nicht grossen Figur von Erz in der Grossherzoglichen Sammlung zu Florenz[4]).

XV. Das brittische Museum besitzt einen Carneol-Käfer, der zu den grössern gehört, die man von den Etruskern kennt. Auf ihm ist Hercules, der mit dem nemäischen Löwen kämpft, geschnitten, dessen Keule sich zwischen seinen Füssen befindet. Der Leib und die Füsse des Hercules sind vorwärts gewandt; Gesicht aber und Schultern nach der linken Seite, wo sich der Löwe befindet, den er erwürgt. Die etwas gewaltsame Stellung des Hercules vermehrt noch den Ausdruck der Stärke und Kraft, welche in die fleischigen und üppig hervortretenden, nicht trocken und scharf bestimmten Muskeln gelegt ist. Es gehört dieser Stein zu den schönsten der gewöhnlichen des zweiten Zeitraums, mag aber entweder eine Nachahmung des etruskischen Geschmacks von neuer Hand, oder von einem geschickten Künstler überarbeitet sein. So viel lehrt der Abdruck; mehr mag der Stein selbst bekennen. Die Aufschrift, in der fast alle Zeichen fehlerhaft erscheinen, kann schwerlich alt sein[5]).

XVI. Einer der in Sicilien gefundenen Carneol-Käfer der grössern Gattung besass vormals der Fürst Pietro Persia und liess seine untere Fläche vom Käfer abschneiden. Es ist hier Hercules vorgestellt, welcher den Drachen, den Sohn des Typhon, der die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachte, erlegt[6]). Der Drache

1) Pindar. Nem. Od. IV. v. 44. p. 305. Ed. Beck.
Apollodor. Bibl. L. II. c. 7. S. 1. §. 3. p. 210. et Heyn Observ. p. 184.
2) Biblioth. L. I. c. 6. S. 3. §. 4. p. 35. Ed. Heyn.
3) Metamorph. c. XXVIII. p. 184. Ed. Verh.
Heyne hat in seinem Virgil (To. IV. p. 127) aus der Königlich preussischen Sammlung (Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch p. 50. No. 110) eine alte Paste stechen lassen, auf der man einen geflügelten Gigant in einer Zusammensetzung sieht, welche der Gemme des Athenion ähnlich ist; aber alles beruht darauf, ob diese Paste ächt ist.
4) Gorii Mus. Etrusc. To. I. tab. 76. To. II. p. 171-172.
5) Raspe: Catal. de Tassie, No. 3684. p. 341. pl. XL.
6) Hygin. Fab. XXX. p. 75.

hat sich um einen jener Bäume gewickelt, die mit den kostbaren Aepfeln reichlich versehen waren; man bemerkt von ihm drei Köpfe. Hercules hält in der linken Hand den Bogen, und ist im Begriff mit dem aufgehobenen rechten Arme den Drachen mit der Keule zu tödten. Leib und Füsse sind vorwärts gewandt, und in einem bessern Geschmack ausgeführt, als beides auf dem vorhergehenden Käfer ist. Weniger gut sind die Arme gelungen, vom rechten fehlt ein Stück, da es dem Künstler an Raum mangelte. Dieser Käfer gehört jetzt dem Kammerherrn Wlassof.

XVII. Ein Carneol-Käfer in der Königlich Preussischen Sammlung ist auf vielerlei Weisen ausgelegt worden. Man sieht darauf einen jungen Mann, gebückt vor einem Badegefässe, der Etwas in den Händen hält[1]). Winkelmann vermuthete, der hier gebildete Mann sei Hercules, der den Stein Sophronistes auf den Altar der Minerva lege. Allein, muss man einwenden, man siehet auf dem Käfer keinen Altar, sondern deutlich ein Badegefäss. Nach einer andern Auslegung sah Winkelmann auf unserem Denkmale den Hercules, dem Jupiter Steine mittelst einer Wolke verleihet, um sich damit gegen seine Feinde, die Ligurier, zu vertheidigen. Aus Dankbarkeit soll er vermuthlich hier dem Jupiter einen solchen Meteor-Stein darbringen. Winkelmanns dritte Vermuthung, die Raspe annahm, hat weniger gegen sich. Ihr zu Folge ist auf der Gemme Helenus vorgestellt, der nach einer Sage, die ein alter Dichter[2]) uns aufbehalten, den wahrsagenden ihm vom Apollo verehrten Stein, nachdem er sich durch Enthaltsamkeit und Opfer vorbereitet hatte, wäscht, um von ihm die Zukunft zu erfahren. Da die Keule im Hintergrunde deutlich angegeben, ist es viel wahrscheinlicher, dass hier kein anderer, als Hercules zu sehen ist, der sich an einer Quelle von irgend einer seiner vielfachen Blutschulden reinigt. Das, was er in den Händen hält und dem Wasser

1) Winkelm.: Descr. du Cab. de Stosch, II Cl. p.287-288. No.1768.
Raspe: Catal. de Tassie, No.9189. p.537.
Nov. Thesaur. Gemmar. Romae, apud Monald. 1783. To.II. tab.91.
[Stosch. Abdr. S.133. No.1768.
Tölken: Verzeichn. S.56. No.66.] *St.*

2) Orph. de Lapidib v.360-383. p.50-54. Ed. Tayl.

nähert, mag ein Stück Seife oder ein zusammengewickeltes Tuch sein, Dinge, welche er bei dieser Handlung brauchte.

XVIII. Die grausame That des Atreus, Königs von Argos, ist auf einem Carneol-Käfer des Hrn. Leibarztes von Stofregen vorgestellt. Atreus zerhauet hier in Stücke seines Bruders Thyestes Sohn, den letzterer mit des Atreus Gemalin Aerope im Ehebruch gezeugt hatte, um ihn damit auf einem Gastmale zu bewirthen. Atreus ist unbekleidet und trägt nur eine leichte Chlamys, von der das eine Ende vom linken Arme herabhängt. Mit dem stark rückwärts verbogenen Arme hält er ein langes Schwerdt, um den Arm von einem Theile des Rumpfes zu trennen. Caylus liefert einen streifigen Sardonyx mit demselben Vorwurf, nur ist auf diesem Atreus ohne Schwerdt gebildet, wie er das Stück Rumpf an den Arm hält und mit der Rechten anfasst[1]). Da ich von diesem Steine keinen Abdruck gesehen, so lässt sich von ihm, so wie von manchem andern, die er bekannt gemacht hat, nicht sagen, ob sie von etruskischer oder von griechischer Kunst sind. In dieser Ungewissheit sind manche seiner merkwürdigen Gemmen übergangen worden.

XIX. Auf einem Käfer ist Hercules als Jüngling geschnitten, mit einem Knie auf der Erde, mit der linken Hand eine Schlange haltend, um sie mit der aufgehobenen Keule zu tödten[2]).

XX. Ein Carneol-Käfer des brittischen Museums zeigt uns einen stehenden Mann, der seine Chlamys um den rechten Arm gewickelt hat, von wo sie herabhängt. Den linken Fuss hat er auf den Anfang eines Felsens gesetzt, und unterstützt das Haupt mit dem Ellbogen, der auf diesem Knie ruhet[3]). Es ist eine der Vorstellungen, die vielerlei Erklärungen zulassen, und die daher keiner mit Zuverlässigkeit angehören. Raspe zählte sie zu den Unbekannten Gegenständen. Der Mann, der über sein unglückliches Schicksal nachdenkt, und sich in einer felsigen Gegend befindet, ist vielleicht Theseus, den seine Mitbürger aus Athen nach Skyros verwiesen hatten, indem er sein voriges Ansehen und das Lästige,

1) Cayl.: Rec. d'Ant. To. I. p. 84. pl. XXVIII. f. 3.
2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 5723. p. 343.
3) Raspe: Catal. de Tassie, No. 12625. p. 678.

Niederdrückende und Gefahrvolle seiner Lage auf dieser Insel überdenkt.

XXI. Streifiger Sardonyx im brittischen Museum. Ein stehender Mann, sich der Stellung eines sitzenden annähernd, in der er sich nicht lange halten kann, arbeitet an Etwas, dessen Bestimmung nicht leicht zu errathen ist. Vielleicht ist es Argos, der an einem Stücke arbeitet, das zum Schiffe Argo gehört[1]). Wie wir es auf so vielen der hier beschriebenen Käfer-Gemmen finden, ist diese Figur von der Seite, von welcher sie gesehen wird, völlig unbekleidet, und die Chlamys hängt blos von der abgewandten herab.

XXII. Die Erklärung eines geflügelten Jünglings, den man im Herabstürzen ins Wasser auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums siehet, wird durch zwei Dinge, die er in der linken und rechten Hand hält, und durch eine unverständliche Aufschrift erschwert[2]). Es scheint, dass es Icarus, Dädalus Sohn, sein soll; jedoch ist es nicht möglich, die Bedeutung der beiden Beiwerke zu errathen. Diese Gemme, so wie die oben genannten mit der Venus und dem Hebon, nähern sich durch die geflügelten Vorstellungen dem dritten Zeitraume, wo so viele geflügelte Gottheiten erscheinen. In Aufzählungen der Kunstwerke, welche einander berührende Zeiträume ausfüllen, kann man nicht immer mit gehöriger Sicherheit die Zeit bestimmen. Es kommt hier nur auf die Richtigkeit der Ansicht vom Ganzen an. Was einzelne Stücke betrifft, so kann der bessere Künstler des dritten Zeitraumes Verfasser von Arbeiten sein, die im zweiten genannt werden; und eben so umgekehrt.

XXIII. Ein Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung. Ein Heros sitzt auf einem schnell laufenden Pferde dergestalt, dass beide Beine auf der dem Betrachtenden zugewandten linken Seite sichtbar sind. Er trägt einen sehr hohen Helm, und hat Spiess und Schild um den rechten Arm. Neben ihm her läuft eine Hündin. Den Abschnitt füllt ein vorwärts gewandter Thierkopf aus[3]). Auch diese Vorstellung lässt nichts Anderes, als Vermuthungen über ihre

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 8631. p. 508.
2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 8736. p. 816.
3) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 93. pl. XXXI. f. 3.

Bedeutung zu. Vielleicht ist der vorgestellte Reiter Antilochus des Nestor Sohn, den eine Hündin gesäugt hatte[1]). Vielleicht aber ist es auch ein anderer Heros, den sein treuer Hund begleitet. Denn das Pferd und der Hund waren im Alterthume wichtigere Gegenstände, als sie es bei uns sind. Bei des Patroclus Begräbniss ward ein Pferd und ein Hund zugleich verbrannt[2]).

XXIV. Auf einem kleinen Sard-Käfer der Russisch Kaiserlichen Sammlung ist ein Mann auf einem Stuhle sitzend vorgestellt. Er ist völlig unbekleidet, und, wie alle Männer auf den etruskischen Käfern, unbärtig. An den Fingern seiner beiden Hände versucht er einen Zirkel. Ich zweifle, dass hier ein anderer gebildet sein kann, als der im griechischen Heldenzeitalter als Bildhauer und Baumeister so berühmte Daedalus.

XXV. Auf einem Käfer der Stoschischen Schwefelsammlung ist eine männliche Gestalt mit einem Knie auf der Erde vorgestellt, Bacchus oder ein Faun (denn er ist ohne alles Abzeichen), der eine Weintraube in den Händen hat[3]).

XXVI. Den Tod des Kapaneus fand Lanzi auf einem Chalcedon, den Caylus zweimal hat stechen lassen. Die Auslegung ist sehr wahrscheinlich; die Vorstellung kommt mit den Dichternachrichten vom Untergange dieses Heros überein, und die verschlungenen Buchstaben zur Rechten des Feldes enthalten, wie es scheint, den Namen desselben[4]). Da aber das Feld des Steines nicht von dem gewöhnlichen Rande umgeben ist; da ferner die Rückseite nicht als Käfer geschnitten, sondern die Gestalt einer halben Kugel besitzt; auch sonst bis jetzt keine Monogramme auf

1) Hygin. Fab. CCLII. p. 361-362. Ed. Stav.
2) Hom. Il. Ψ. v. 171-174. p. 473.
Hygin. Fab. CCLXXIII. p. 381.
3) Raspe: Catal. de Tassie, No. 4834. p. 298.
4) Caylus: Rec. d'Antiquit. To. IV. p. 109. pl. XXXVII. f. 4. To. VI. p. 8. pl. XXV. f. 3.
Am zweiten Orte ist derselbe Stein zum zweitenmale gestochen, aber, wie es scheint, nach einer weit schlechtern Zeichnung.
Lanzi: Saggio di Ling. Etr. To. II. P. 3. §. 10. p. 152. pl. VIII. f. 10.
D'Hancarv. Ant. Etr. Gr. et Rom. To. III. p. 95. pl. XXVIII. f. 18.
Millin: Galer. Mythol. pl. CXXXIX. f. 510. p. 55.

ächten etruskischen Käfern gefunden worden, und die Arbeit, dem Kupfer nach zu urtheilen, da ich keinen Abdruck vom Steine gesehen, nichts vom etruskischen Geschmacke besitzt, so ist es nicht wahrscheinlich, dass dieser Stein hierher gehöre, und den Werken der Etrusker beigerechnet werden könne. Ein Abdruck von einem unförmlichen Käfer des dritten Zeitraumes, der sich in der Königlichen Sammlung zu Paris befindet, hat inzwischen so viele Aehnlichkeit mit jenem, dass man ihn auch für eine Abbildung des Kapaneus und vielleicht für eine Nachahmung dieses halten kann, der vielleicht eine der spätesten etruskischen Arbeiten ist.

VIERTER ABSCHNITT.

Dritter Zeitraum der etruskischen Steinschneidekunst.

I. Helena mit Flügeln an den Achseln erscheint auf einem Carneol-Käfer der Kaiserlichen Sammlung zu Wien. Sie trägt einen Eimer am Arm, und ist vorwärts gebeugt im Begriff, etwas auf einen Altar zu legen. Dass Helena hier vorgestellt ist, würde ohne die etruskische Aufschrift[1]) Niemand vermuthen können. Sie, die man in Griechenland nicht etwa als Heroine, sondern als wirkliche Göttin verehrte; welcher Tempel errichtet waren, und der zu Ehren Feste, die Hellenia, gefeiert wurden[2]); welche auch in Unteritalien als Göttin anerkannt war, wie wir aus den Flügeln lernen, die sie auf dieser Gemme trägt, ist hier beschäftigt, einer der obern Gottheiten, vielleicht dem Jupiter, ein Opfer darzubringen, das der Künstler in irgend einem Gedichte oder Schauspiele erwähnt gefunden hatte.

II. Zu den seltenen Vorstellungen gehört Hermes auf einem der grössern Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung. Er ist sitzend gebildet, trägt ein lang herab gehendes Untergewand

1) Eckhel: Choix des Pierr. Grav. du Cab. Imper. pl. XL. p. 76-77.
Millin: Galer. Mythol. pl. CLVI. f. 539. p. 63.
[Inghirami: Gall. Omer. To. I. Tav. 11.
2) Hesych. v. Ἑλένια.
Meursii Graec. Fer. L. III. p. 102.

mit Aermeln, die den halben Oberarm erreichen, und die Schenkel umziehet die Chlamys. Er hat grosse Flügel und trägt auf seiner rechten Hand den jungen gleichfalls geflügelten Bacchus, der eine Pfeife in der Hand zu halten scheint. Zu seinen Füssen liegt der Schlangenstab, ohne den Niemand diese sitzende Gestalt für den Hermes, sondern für eine der Nymphen von Nysa halten würde. Das Feld ist mit der gewöhnlichen Einfassung umgeben, welche an diesem, so wie an allen dieses Zeitraumes, die nicht ganz vernachlässigt sind, noch immer mit Sauberkeit, an den schlechtern aber nur flüchtig gearbeitet ist[1]). Hermes ist hier gebildet, wie er auf seiner Reise zu den Nymphen, welche den Bacchus erziehen sollten, ausruhet; oder wie er letztere späterhin besucht und mit dem kleinen Bacchus spielt.

III. Auf einem Käfer von streifigem Sardonyx des Lord Clanbrasil sitzt eine jugendliche weibliche Gestalt auf einem Stuhle in schwermüthiger Stellung. Denn sie stützt das Haupt mit dem linken Arme, der auf ihrem linken Knie ruhet. Sie trägt ein langes, in Falten gelegtes Untergewand, welches die Brust bedeckt, mit Aermeln, die bis an den Ellbogen reichen. Ueber Hüften und Beine zieht sich der Mantel. Sie ist geflügelt. Im Felde ein gespannter Bogen[2]). Es ist Diana; denn durch den Bogen ist sie unverkennbar bezeichnet, und geflügelt war diese Göttin auch auf der Kiste des Kypselus abgebildet[3]). Die keusche Göttin ist in Nachdenken versunken, vielleicht verursacht durch eine Leidenschaft, der ihr früheres Gelübde entgegensteht. Merkwürdig ist eine etruskische Opferschale von Erz in der Townley'schen Sammlung[4]), auf der eine der Nymphen von Nysa in einem dünnen Untergewande mit auf dem Arme geknöpften Aermeln, mit einem Diadem und Ohrringen geschmückt, auf einem Stuhle mit zurückgebogener Lehne sitzt. Sie ist ungeflügelt, hat aber auf den Händen den jungen Bacchus der ungemein grosse Flügel trägt, und mit der rechten Hand ein Tympanum hält. Auf der Lehne sitzt

1) Caylus : Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 93. pl. XXX. f. 2.
2) Raspe : Catal. de Tassie, No. 12686. p. 681.
3) Pausan.: El. I. c. 19. §. 1. p. 83.
4) Caroli Townley Paterae Aeneae.

eine Taube, welche die Vermuthung veranlassen könnte, es sei hier Venus mit dem kleinen Eros, Bacchus oder einem andern von ihr beschützten Kinde vorgestellt.

IV. Ein vom Käfer getrennter Carneol der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, lässt uns eine gelungene weibliche Gestalt sehen. Sie gehet von der Rechten zur Linken, und trägt mit beiden Händen ein ziemlich grosses Gefäss. Sie ist mit einem langen die Brust bedeckenden Unterkleide, das vom Winde rückwärts getrieben wird, bekleidet, und zwei grosse Flügel zieren die Schultern. Alles ist nicht viel mehr als angelegt, aber das Vorschreiten mit Anstand, und das Tragen des Gefässes ist meisterhaft entworfen. Die Vorstellung ist dunkel. Ist es die Siegesgöttin, welche wir auf andern Denkmälern den Opfer-Stier tödten sehen, die hier das zum Opfer nöthige Wasser aus einer heiligen Quelle herbeiträgt? — oder trägt sie eines der schönen Gefässe, welche gewöhnlich den Siegern zur Belohnung gegeben wurden?

V. Die Siegesgöttin mit grossen Flügeln, in der Linken einen Kranz, in der Rechten die Palme haltend, ist auf einem Käfer aus rothem Jaspis des brittischen Museums geschnitten[1]). Es ist eine Arbeit, welche eben so wie die folgenden alle Eigenschaften dieses dritten Zeitraumes besitzt, und auch wegen der zu ihr gewählten Steinart merkwürdig ist.

VI. Dieselbe Göttin, die auf dem vorhergehenden Steine so flüchtig gearbeitet war, dass sie unbekleidet zu sein schien, ist, mit denselben Beiwerken, aber mit einem langen Untergewande, auf einem Käfer des brittischen Museums geschnitten[2]).

VII. Eine nicht oft vorkommende Vorstellung findet sich auf einem Käfer dieses Zeitraumes. Es ist Saturn, geflügelt, vorwärts gewandt, aber nach der linken Seite sehend, der in der Rechten das Scepter, und in der Linken die Sichel oder die Harpa hält[3]).

VIII. Die Nemesis erblickt Raspe auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums. Sie ist geflügelt, knieet mit dem einen

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 7694. p. 447.
2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 7693. p. 447.
3) Raspe: Catal. de Tassie, No. 758. p. 77. pl. XIV.

Fusse zur Erde, und scheint in der Rechten eine Geissel zu halten[1]). Es ist unentschieden, ob es diese Göttin ist, wegen der Unbestimmtheit der ganzen Vorstellung, nicht wegen der Undeutlichkeit der Beiwerke allein. Denn, obgleich alle nähere Beziehung mangelt, wird eine völlig unbekleidet scheinende weibliche Gestalt auf einer ehernen Opferschale, mit einem schmalen Gewande, das, wie oben auch auf einigen Käfern bemerkt wurde, am Rücken herabhängt, mit Wahrscheinlichkeit von Bianconi und Schiassi für die Nacht gehalten[2]). Eine ähnliche, nur völlig bekleidete Göttin, von roherer Arbeit, auf einer andern Opferschale der vormaligen Townley'schen Sammlung[3]), scheint auch die Nacht darzustellen.

IX. Deutlicher und besser ist Nemesis auf einer Carneol-Käfergemme der Russisch-Kaiserlichen Sammlung dargestellt. Sie ist geflügelt, schreitet vor von der Linken zur Rechten, indem sie das Gesicht nach der linken Seite wendet; hält in der Rechten die Lanze, und in der Linken das mit der Eilenden auf dem Boden fortrollende Rad. Oeftrer als auf griechischen Denkmälern, erscheint auf den etruskischen Graburnen die gewaltige Nemesis. Auf mehrern derselben siehet man einen Jüngling gebildet, der, von einem Krieger mit dem gezogenen Schwerdte verfolgt, sich mit dem einen Kniee auf einen Altar rettet, und bald mit der einen Hand[4]), bald mit beiden[5]) das Rad der neben ihm stehenden Nemesis ergreift, wodurch angezeigt wird, dass er sein unvermeidliches Schicksal erreicht habe. Dieser unglückliche Jüngling wird Polites, Sohn des Priamus, genannt, aber ohne Beweis. Denn weder die Erzählung von des Polites Tode im Virgil und im Quintus von Smyrna, noch die Vorstellung auf der ilischen Tafel auf die sich Heyne be-

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 8245. p. 484.

2) Schiassi: de Pater. Antiqu. Ep. III. p. 40. tav. XII.

3) Caroli Townley Paterae Aeneae.

Diese Opferschale ist ein Mal in ihrer Grösse, das zweite Mal aber verkleinert auf einer sehr grossen Tafel, auf der sehr viele andere Gefässe von Erz dargestellt sind, gestochen. Keine dieser Tafeln ist mit einer Zahl bezeichnet in den mir bekannten Abdrücken, welche der würdige Townley verschenkte, wozu auch meine Sammlung von vielen in Kupfer gestochenen Alterthümern gehört, die er besass.

4) Gorii Mus. Etr. To. III. Cl. 3. tab. XVI. f. 1. tab. XVII. f. 2. p. 165-166.

5) Gorii Mus. Etr. To. I. tab. CLXXI. f. 1. To. II. p. 166.

rust[1]), trifft mit den etruskischen Graburnen überein. Ich glaube, dass auf dieser Tafel Polites Tod da gebildet ist, wo man ihn nicht gesucht hat; nehmlich ausserhalb des Porticus, in dessen Raume Pyrrhus den Priamus ermordet, zur Linken, woselbst der Jüngling an einem Altar, wie auf den Graburnen, von Pyrrhus erstochen wird.

X. Latona, welche ihre Kinder Apollo und Diana auf den Armen trägt, und von der Linken zur Rechten eilt, erscheint auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung[2]). Die Fliehende ist in ein langes über den Hüften gegürtetes Untergewand gekleidet, die beiden Kinder aber sind ganz nackend. So flüchtig der Gegenstand ausgeführt ist, so ist doch das Wenige der Andeutung nicht übel gerathen. Obgleich hier die Göttin keine Flügel trägt, so ziehe ich doch diese Auslegung einer andern vor, nach welcher man sie für die Ortygia, die Amme beider Kinder, halten könnte. In einem der vielen Tempel zu Ephesus sahe man sie mit den Kindern auf den Armen gebildet, und neben ihr die Latona einen Scepter haltend[3]). Auf einem sehr schönen gemalten Gefässe der Hamiltonschen Sammlung ist Latona, wie auf unserm Käfer, vorgestellt, wie sie mit den Kindern vor dem Drachen Python fliehet[4]). Berühmt ist die Nacht auf der Kiste des Kypselus, welche zwei schlafende Kinder, ein weisses und ein schwarzes, den Tod und den Schlaf, auf den Händen trug[5]).

XI. Ein streifiger Sardonyx-Käfer der vormaligen Townleyschen Sammlung zeigt uns die Ceres von der Rechten zur Linken schreitend, mit aufgelöstem und vom Winde rückwärts getriebenen Haar. Sie trägt ein langes, ungegürtetes Untergewand, und ihre Tochter Proserpina suchend, hält sie in jeder Hand eine Fackel[6]).

XII. Aus demselben Steine, wie der vorhergehende, ist ein Käfer des brittischen Museum gearbeitet, auf dem Pan geschnitten

1) Excurs. XI. ad Aeneid. L. II. v. 326. p. 315.
[2) Capello: Prodromus No. 242.
Montfaucon: Ant. Expl. To. II, 2. Pl. 155.] *St.*
3) Strab. Geogr. L. XIV. p. 948. B. Ed. Almelov.
4) Peintur. des Vas. Grecs, par Tischbein, To. III. pl. 4.
Millin: Galer. Mythol. pl. XIV. No. 51. p. 12.
5) Pausan. El. I. c. 18. §. 1. p. 78-79.
6) Raspe: Catal. de Tassie, No. 12622. p. 678.

ist, der in der Rechten einen krummen Hirtenstab, auf den linken Arm aber einen jungen Rehbock hält, den er eben gefangen hat. Die waldige Gegend, in der er sich befindet, ist durch eine kleine Fichte angezeigt. Die Aufschrift ΤΗΔ ist, was die Gestalt der Buchstaben betrifft, völlig allen andern ähnlich, die wir auf den Käfer dieses letzten Zeitraumes finden, ist aber etwas dunkel[1]), man müsste denn, wie wir es auf einem der oben erwähnten Käfern gefunden, annehmen, dass sie etwas anzeige, was die vorgestellte Gestalt, Pan, zum Rehböckchen spreche. Dann würde die Inschrift vollständiger geschrieben ΤΗΔΕ lauten «Komm hieher (mit mir)!»

XIII. Besser, als es die Käfer dieses Zeitraums gewöhnlich sind, ist eine Gemme gearbeitet, auf der Hercules in der Rechten die Keule hält und gegen den zur Rechten stehenden, lang geschwänzten Faun gewendet ist, der ihm ein Gefäss mit Wein anbietet[2]).

XIV. Auf einem streifigen Sardonyx-Käfer der grössern Gattung ist Kastor oder vielleicht ein anderer Heros gebildet. Sein Haupt ist mit dem Helme geschmückt, am linken Arme trägt er den Schild, an dem beide Riemen sichtbar sind, und mit der linken Hand hält er den Zaum seines neben ihm stehenden Pferdes. Die Zeichnung ist sehr mittelmässig. Inzwischen ist dieser Käfer einzig wegen der zwei purpurrothen Carneol-Schichten, deren Earbe so vortrefflich ist, dass man sie nirgends vollkommener und schöner sehen kann. Dieser Käfer gehört dem Kammerherrn v. Wlassof.

XV. Von Seiten der Zeichnung und Behandlung ist dem vorhergehenden vorzuziehen ein Carneol, der zu einem Käfer gehörte, auf dem ein bärtiger lang geschwänzter Faun eine im Entfliehen begriffene weibliche Gestalt umarmt. Das Rasche und Belebte der Handlung ist in beiden Gestalten sehr wahr ausgedrückt. Sie scheint mit dem Faun zu sprechen, und giebt mit der linken Hand deutlich

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 12624. p. 678.
[Vergleiche den Berliner Stein mit dsr Inschrift ὃΗΔΕ (Winkelmann: Descr. des p. gr. du Stosch S. 266. No. 1653. Stosch. Abdr. S. 126. No. 1653. Tölken: Verz. S. 212. No. 1169. Jahn: Archaeol. Beitr. S. 149.)] *St.*

2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 5924. p. 355.

*

zu verstehen, wovor sie sich fürchtet. Der Faun würde auf eine Bacchantin schliessen lassen, allein das anständige lange Untergewand und die Blume, die sie in der rechten Hand hält, scheinen auf eine andere Bedeutung hinzudeuten[1]). Vielleicht ist es Ariadne, welche der dienstwillige Faun seinem Herrn zuführen soll, vielleicht hatte man gar in einem der scherzhaften satyrischen Schauspiele der Venus, die durch die Blume angezeigt wird, von einem Faun Liebes-Anträge machen lassen. Auch kann die Nymphe irgend eine andere Geliebte eines Faun sein sollen. Der Bart des Faun ist eine grosse Seltenheit auf Denkmälern der Etrusker.

XVI. In der Sammlung des Fürsten Poniatowski zu Rom befindet sich ein Carneol-Käfer, auf dem ein lang geschwänzter Faun geschnitten ist, der auf einem Fusse stehet, und in gebückter Stellung eine Weintraube in einen Krater mit beiden Händen ausdrückt[2]). Pan und die Faune seines Gefolges erscheinen auf den etruskischen Käfern und Opferschalen, so wie auf den alt-italischen gemalten Gefässen immer in ganz menschlicher Gestalt, nie mit Ziegenfüssen, wie auf den griechischen Arbeiten. Aber auf allen den genannten Gattungen von Denkmälern sind Pan und Satyre mit langen Pferdeschwänzen, und auf Opferschalen noch überdies zuweilen mit Hauptbinden, aber nur selten mit Ziegenohren versehen[3]).

XVII. Auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris siehet man in nur grob angedeuteter Arbeit einen Satyr, der einen mit Wein gefüllten Schlauch zubindet. Bezeichnete ihn nicht der lange Pferde-Schweif, so würde der Gebildete einer von Ulysses neugierigen Gefährten sein können, welcher einen der vom Aeolus geschenkten Schläuche löst. Caylus und D'Hancarville haben diesen Stein bekannt gemacht[4]), und unter den Käfern,

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 4855. p. 299.
2) In der Sammlung des Cades in Rom ist ein Abdruck davon zu finden.
3) Caroli Townley Paterae Aeneae.
Schiassi: de Pater. Antiquor. Epist. III. p. 46. tab. XXIV.
4) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. III. p. 77. pl. XX. f. 3.
D'Hancarville: Antiqu. Etr. Grècqu. et Rom. To. III. p. 195. pl. XXVIII. f. 14.

welche in Childerichs Grabe gefunden worden, findet man eine ähnliche Vorstellung[1]).

XVIII. Ein Carneol-Käfer des brittischen Museum liefert einen Satyr, der einen von ihm gefangenen Rehbock am Geweihe hält, um ihm dem Bachus oder dem Pan zu opfern[2]).

XIX. Hercules, mit einem kurzen Unterkleide versehen, das über den Hüften gegürtet ist, erwürgt den nemäischen Löwen. Sein zerbrochnes Schwerdt liegt auf dem Boden. Ein Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung.

XX. Hercules fängt und bezwingt die Kerynitische Hirschkuh; dies ist die Vorstellung eines Carneol-Käfers des brittischen Museum[3]). Sie hatte goldene Geweihe und war der Diana geweihet. Hercules hatte sie ein ganzes Jahr lang, bis zu den Hyperboräern, und von da wieder nach Arcadien bis zum Flusse Ladon verfolgt, wo er sie fing. Der Augenblick ihrer Gefangennehmung ist hier gebildet. Hercules ist beschäftigt, ihr einen Zaum anzulegen. Seine Keule liegt zur Linken. Darauf brachte sie Hercules nach Mykenä zum Eurystheus[4]).

XXI. Der auf einem Carneol-Käfer in der Russisch-Kaiserlichen Sammlung vorgestellte Gegenstand ist Hercules, der in der linken Hand die Keule und mit der rechten einen der stymphalischen Vögel am Hals fasst, um ihn zu erwürgen.

XXII. Hercules trägt auf dem Rücken einen der getödteten stymphalischen Vögel, und hat in der rechten Hand die Keule. Auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Französischen Sammlung.

XXIII. Ein Carneol-Käfer derselben Sammlung zeigt uns des Hercules Sieg über den Cerberus. Der Heros stehet auf dem auf die Vorderfüsse gefallenen Cerberus, der zwei Köpfe hat, und hält in der Rechten den gespannten Bogen, und in der Linken die Keule.

XXIV. Ein sehr merkwürdiger alter Käfer, weil er aus Granat geschnitten ist, befindet sich im brittischen Museum und hat zum

1) Chiflet: Anast. Childer. Reg. c. VIII. p. 267. f. 13.
Montfaucon: Monum. de la Monarch. franc. To. 1. p. 15-16. pl. VI. f. 17.

2) Raspe: Catal. de Tassie No. 4836. p. 298.

3) Raspe: Catal. de Tassie No. 4835. p. 298.
Der Käfer ist hier ganz falsch erklärt.

4) Apollod. Bibl. L. II. c. 5. S. 3. §. 1. p. 166. Heyne: Observ. p. 145-146.

Gegenstand den Hercules, der ganz nackt auf einer Bank oder einem Bette ruhet, unter dem fünf grosse Wein-Amphoren, jede mit zwei Handhaben, stehen. Er hält zwar immer noch die Keule in der rechten Hand, doch sehen wir hier seine Ruhe und die Mittel zu seiner Stärkung und Erholung vorgestellt[1]).

XXV. Auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris ist eben derselbe Gegenstand zu sehen, nur nach einer andern Seite gekehrt. Das sonderbare an diesem Hercules ist, dass er am rechten Arme einen Schild zu haben scheint. Es könnte aber wohl sein, dass dasjenige, was das Ansehen eines Schildes am Arme des Hercules hat, die Lehne des Ruhebettes ist.

XXVI. In der Russisch-Kaiserlichen Sammlung befindet sich ein Carneol-Käfer, auf dem Hercules stehend gebildet ist mit einem Schwerdt in der linken Hand, und mit aufgehobenem Arme, als wollte er die Keule schwingen. Neben ihm stehen vier Amphoren übereinander. Da Hercules stehet, die Amphoren aber unter einem Brete, wie auf den vorigen beiden Käfern stehen, so kann es nur der Ungeschicklichkeit des Steinschneiders zugeschrieben werden, dass wir hier einen stehenden statt eines liegenden Alciden sehen.

XXVII. War auf den drei zunächst vorhergehenden Käfern die Ruhe des Hercules nach vielen seiner irrdischen Arbeiten vorgestellt: so sehen wir ihn auf einem Käfer der Pariser Königlichen Sammlung[2]), wie er im Olymp in göttlicher Ruhe sein thatenvolles Leben überdenkt. Die Keule liegt neben ihm. Die Arbeit ist sehr roh.

XXVIII. Ein Käfer der Königlichen Französischen Sammlung lässt uns die Söhne des Oedipus, Eteokles und Polynikes sehen, die vor ihrem lezten Kampfe sich unterreden. Beide sind mit Spiess und Schild bewaffnet[3]).

XXIX. Beide eben genannten Brüder erscheinen auf einem andern Käfer derselben Sammlung. Beide sind mit schön geschmückten Helmen versehen, und jeder trägt am linken Arm den Schild. Sie sind gegen einander gewendet, vom Kampfe und von

1) Raspe: Catal. de Tassie No. 5988. p. 358-359.
2) Caylus: Rec. d'Ant. To. III. p. 78. pl. XXI. f. 1.
D'Hancarville: Ant. Gr. Etr. et Rom. To. III. p. 195. pl. XXVIII. f. 15.
3) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 110. pl. XXXVII. f. 5.

Wunden erschöpft auf die Knie gesunken und jeder versetzt dem andern den tödlichen Streich[1]).

XXX. Eine sehr roh gearbeitete Gestalt ohne Füsse, auf einem Käfer derselben Sammlung, hat D'Hancarville für den Amphiaraus gehalten, der mit seinem Wagen und dem Pferde-Lenker von der Erde verschlungen wird. Hinter ihm seine Waffen[2]).

XXXI. Die Russisch-Kaiserliche Sammlung besitzt einen der grössern Carneol-Käfer, auf dem Bellerophon völlig unbekleidet, auf einem schnelllaufenden Pferde, gegraben, der, mit der Lanze in der rechten Hand, die Chimära erlegt. Leztere ist eben so, wie auf dem LXXIII Käfer gebildet.

XXXII. Auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums sahe D'Hancarville in den zwei flüchtig entworfenen Gestalten den Theseus, der mit seinem Freunde Pirithous aus dem Tartarus zurückkehrt[3]). Vielleicht könnte man aber dieselben, da sie beide ohne alle Beiwerke jener Heroen sind, auch die eine Gestalt mehr weiblich als männlich zu sein scheint, für den Idas und die Marpessa halten. Es kann Idas sein, der die einwilligende Tochter des Evenus aus dem Tempel des Apollo zu sich nach Hause führt; ein Ereigniss, das auf der Kiste des Cypselus vorgestellt war[4]).

XXXIII. Die Russisch-Kaiserliche Sammlung besitzt einen Carneol-Käfer, auf den ich einen der berühmten Jäger des Alterthums, den Kephalos, den Liebling der Aurora sehe. Er hat eben ein Reh erlegt, welches er mit der Rechten ergreift, und hat in der Linken den Bogen.

XXXIV. Aurora auf einem Wagen, von zwei geflügelten Pferden gezogen, ist die Vorstellung eines Carneol-Käfers der Königlich Französischen Sammlung[5]).

XXXV. In der Russisch-Kaiserlichen Sammlung ist auf einem Carneol-Käfer der Tod des Oenomaus gebildet. Pelops besiegte

1) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 91-92. pl. XXX. f. 5.
2) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 84. pl. XXVIII. f. 1.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 194. pl. XXVIII. f. 8.
3) Raspe: Catal. de Tassie No. 8681. p. 512.
4) Pausan. El. I. c. 18. §. 1. p. 79.
5) Caylus: Rec. d'Ant. To. VII. p. 127. pl. XIV. f. 5.

durch die List der Hippodamia den Oenomaus. Lezterer stürzte vom Wagen, und starb. Wir sehen auf dieser Gemme die Hippodomia auf einem dreispännigen Wagen vom Siege zurükkehrend neben dem Leichnam ihres Vaters vorüber fahren. Der Wettkampf des Oenomaus und des Pelops wár ein berühmtes Ereigniss im Alterthum, das unter andern im Giebel des Tempels des Jupiter zu Olympia gebildet[1]), und in der Einfassung des Mantels des Jason gewebt war[2]). Dass Hippodomia hier ohne Pelops auf ihrem Wagen zu sehen, und dass letzterer mit drei Pferden bespannt ist, während Pelops mit zwei Pferden den Kampf begann[3]), welche auf der Kiste des Kypselus geflügelt waren[4]), steht dieser Erklärung nicht im Wege, wenn man die Verschiedenheit der alten Sagen überdenkt.

XXXVI. Ein Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris zeigt uns den Theseus, wie er das Schwerdt und die Schuhe, die sein Vater bei Troezen unter einem grossen Steine verwahrt hatte, sich zueignet, nachdem er den Stein aufgehoben hatte[5]).

XXXVII. Etwas gewagter, als andere der hier gegebenen Erklärungen, ist die, nach welcher eine auf einem Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris bis an die Kniee gebildete Gestalt, von der man annimmt, sie steige aus der Erde herauf, für den Theseus gehalten wird, der den Athenern während der Schlacht bei Marathon erschien[6]).

XXXVIII. Auf einem andern Carneol - Käfer in derselben Sammlung ist eine Vorstellung zu sehen, die man schon auf einigen Gemmen des zweiten Zeitraumes getroffen, nemlich Hercules, der vor einer Quelle mit einem Gefässe stehet, um sich Wasser zu seiner Entsündigung zu verschaffen. In dem Grabe, das man dem König

1) Pausan. El. I. c. 10. §. 2. p. 41.
2) Apollon. Rhod. Argon. L. I. V. 752-758.
3. Schol. Apoll. Rhod. L. I. V. 753.
4) Paus. El. I. c. 17. §. 4. p. 76.
5) Caylus: Rec. d'Ant. To. VI. p. 84. pl. XXVI. f. 5.
D'Hancarville: Ant. Gr. Etr. et Rom. To. III. p. 295. pl. XXVIII. f. 13.
6) Caylus: Rec. d'Ant. To. V. p. 104-105. pl. XXXIX. f. 1.
D'Hancarville: Ant. Gr. Etr. et Rom. To. III. p. 294-295. pl. XXVIII. f. 12.

Childerich beigelegt, hat sich ein Käfer mit einer ähnlichen Vorstellung gefunden[1]).

XXXIX. Den Töpfer Koröbus sieht D'Hancarville auf einem Käfer der Königlichen Französischen Sammlung[2]). Dieser Erklärung stehet das Unbedeutende dieses Vorwurfs im Wege und die Wahrnehmung, dass die Geschichte der Griechischen Gottheiten und das Zeitalter der Heroen immer der Stoff der Künstler des Alterthums waren. Ich theile, obgleich nur als Vermuthung, und nur kurz, eine andere Auslegung dieses Mannes mit, der zwei Wassergefässe auf einer Leiter nach einem höher gelegenen Ort zu tragen scheint. Es könnte derselbe vielleicht den Hercules vorstellen, der zu einer Quelle hinaufsteigt, um in den beiden Gefässen Wasser zu seiner Reinigung und Entsündigung zu erhalten. Dass Hercules auf dieser und den andern angezogenen Gemmen das Wasser dazu selbst herbeischafft, darf Niemand befremden; denn um Wasser zum Opfer zu bringen, schickte Danaus sogar seine Tochter Amymone aus[3]). Der dem Hercules entgegenfliegende Nachtvogel, ein übles Vorbedeutungszeichen, zeigt an, dass sein schmerzhaftes Ende nicht mehr weit entfernt sei.

XL. Dieselbe Vorstellung ist auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung geschnitten. Hercules lässt das Wasser einer Quelle in das Gefäss laufen, das er mit der rechten Hand hält. Ausserdem bemerkt man noch den Stock und den Riemen, woran er die Gefässe auf der Schulter getragen hatte. Das, was Caylus[4]) für eine Leiter hält, ist nichts weiter, als ein Stück der gewöhnlichen Einfassung der etruskischen Steine.

XLI. Ein stehender Centaur ist auf einem Carneol-Käfer der eben erwähnten Sammlung gegraben. Er gehört wahrscheinlich zur Schlacht gegen die Lapithen, hat eben einen Pfeil abgeschossen, und hält den Bogen in der einen Hand.

1) Chiflet: Anast. Child. Reg. c. VIII. p. 267, f. 8.
Montfaucon: Monum de la Monarch. Franç. To. I. p. 15-16. pl. VI. f. 4.
2) Caylus: Rec. d'Ant. To. III. p. 79. pl. XXI. f. 2.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 293. pl. XXVIII. f. 4.
3) Hygin: Fab. CLXIX. p. 240.
4) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 87. pl. XXIX. f. 3.

XLII. Zur selbigen Schlacht gehört ein Centaur auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums. Dieser Centaur schreitet langsam von der Rechten zur Linken; hält in der rechten Hand einen grossen Stein, um ihn gegen seine Feinde zu schleudern, und in der andern seine Lanze [1]). In eben dieser Sammlung befindet sich ein anderer

XLIII. Carneol-Käfer, auf dem ein vom Kampf ermüdeter Centaur mit den Vorderfüssen zur Erde gesunken ist, indem er sich mit der rechten mit einer Keule bewaffneten Hand gegen den Feind vertheidigt [2]).

XLIV. Um eine Fichte aus der Erde zu reissen und sich mit ihr zu wehren, hat sich ein Centaur auf einem Käfer der Pariser Sammlung mit dem Vordertheile zur Erde gebeugt. Die Stellung ist gut ausgedrückt [3]). Die Beschreibungen der Centaur-Gefechte in den alten Dichtern schildern uns genau dieselben Scenen.

XLV. Den Oenomaus, auf einem mit pfeilschnellen Pferden bespannten Wagen den Pelops verfolgend, sahe D'Hancarville auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris [4]). Es könnte aber auch Eumelus, Sohn des Admet, aus Thessalien sein, der im ganzen Heere vor Troja die schönsten nnd schnellsten Pferde besass, zwei Stuten von gleichem Alter, gleicher Höhe, und gleicher Farbe [5]).

XLVI. Einer der Dioscuren, mit der Lanze bewaffnet und neben seinem Pferde stehend, auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums [6]). Die Aufschrift ist alt, aber unverständlich. Es ist vielleicht der schlecht geschriebene Name des Besitzers.

XLVII. D'Hancarville hielt zwei unbekleidete Gestalten auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums für Hercules und Jole. Allein er hatte nicht bemerkt, dass beide ihre Schwerdte in

1) Raspe: Catal. de Tassie No. 8690. p. 513.
2) Raspe: Catal. de Tassie, No. 8689. p. 513.
3) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 88. pl. XXIX. f. 4.
4) Caylus: Rec. d'Ant. To. V. p. 104. pl. XXXVIII. f. 5.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 194. pl. XXVIII. f. 10.
5) Hom. Il. II, 763-767.
6) Raspe: Catal. de Tassie No. 1252. p. 108.

den Händen halten[1]). Es ist wahrscheinlich, dass hier Ulyss und Diomed gebildet sind, welche in dunkler Nacht ausgehen, um sich der Pferde des Rhesus zu bemächtigen.

XLVIII. Auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung ist Ulysses zu sehen, der eben die beiden schönen Pferde des Rhesus abgebunden hat, um sie mit dem Ulysses zu entführen[2]). Derselbe Ulysses ist beschäftigt

XLIX. Auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, dieselben vortrefflichen Pferde zum Lauf mit aller Kraft anzutreiben[3]).

L. Ein Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris[4]) zeigt uns den Diomed, wie er eben das eine dieser Pferde bestiegen hat, um damit fortzujagen[5]), während wir

LI. Auf einer ähnlichen Gemme in derselben Sammlung den Ulysses sehen, der bedachtsam sich auf das andere dieser Pferde geschwungen hat, um sogleich seinem Begleiter nachzueilen[6]). D'Hancarville nennt diesen Reiter Castor. Obgleich die Arbeit an diesem Käfer nicht viel mehr als angelegt ist, so ist doch zu bemerken, dass das Sitzen auf dem Pferde meisterhaft vorgestellt ist.

LII. Ein Carneol-Käfer der Kaiserlichen Sammlung zu St. Petersburg stellt denselben Gegenstand vor, den wir auf dem Käfer III des ersten Zeitraums gesehen haben, den Ulysses, sitzend, welcher dem Achilles, der im raschen Weggehen begriffen ist und sich zum Ulysses umwendet, wegen der ermüdeten Krieger abrathet, die Schlacht von neuem anzufangen. Die Königliche Sammlung zu Paris besitzt einen Käfer mit derselben Vorstellung[7]).

LIII. Auf einem Käfer, dessen Besitzer unbekannt, ist Achilles vorgestellt, der von den ihm von seiner Mutter geschenkten Waffen

1) Raspe: Catal. de Tassie, No. 6127. p. 363.
2) Hom. Il. K. V. 498-499.
3) Hom. Il. K. V. 500-501.
4) Caylus: Rec. d'Ant. To. V. p. 105. pl. XXXIX. f. 2.
5) Hom. Il. K. V. 513-514.
6) Caylus: Rec. d'Ant. To. IV. p. 87. pl. XXIX. f. 2.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 194. pl. XXVIII. f. 6.
7) Caylus: Rec. d'Ant. To. VII. p. 137. pl. XX. f. 2.
Cayles findet hier den bei der Omphale spinnenden Herakles.

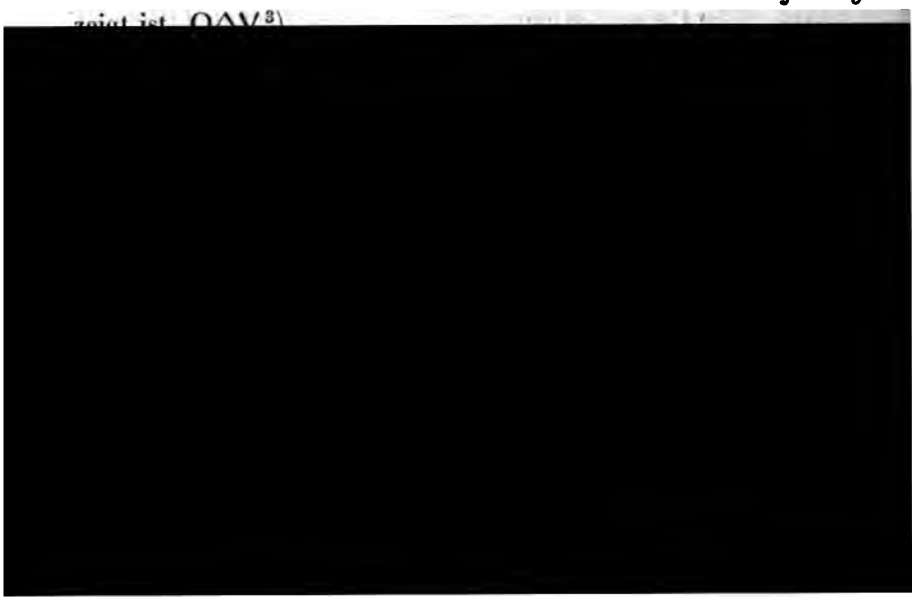
die Beinschienen gebückt in den Händen hält, welche der Steinschneider ein wenig zu gross gezeichnet hat. Hinter ihm siehet man seine Lanze mit einem vom Schafte ausgehenden Hacken zum Aufsteigen auf das Pferd [1]).

LIV. Eine Nereide ist auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Französischen Sammlung vorgestellt [2]). Sie hat Arme und Hände aufgehoben, und es ist sehr leicht möglich, dass sie die Thetis ist, klagend über den Tod ihres Sohnes Achill und sich die Brust klopfend, so wie sie auf dem II Käfer des ersten Zeitraumes gebildet war.

LV. Thetis in demselben heftigen Ausdrucke des Schmerzes ist auf einem andern Carneol-Käfer derselben Sammlung gebildet. Die geringe Beendigung dieser Arbeiten aber macht es zweifelhaft, ob nicht auf diesem letztern Käfer vielmehr die Scylla gebildet ist.

LVI. Eurypylus, mit dem Schilde am Arme und in der andern Hand die Lanze, vertheidigt den in der Schlacht verwundeten Neoptolemus, der auf die Kniee gesunken ist. Auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris.

LVII. Auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums siehet man einen angesehenen Krieger von der Linken zur Rechten gehen. Er ist bekleidet, wie Agamemnon auf dem Käfer des ersten Zeitraumes, trägt in der Rechten die Lanze und hat einen Theil seines Mantels um den linken Arm gewickelt. Im Felde stehen zerstreuet die Buchstaben OTΔV, wodurch vielleicht der Name Ulyss angezeigt ist. OΔV [3])



LIX. Ein anderer Carneol-Käfer derselben Sammlung soll, nach D'Hancarville's Meinung, den Tiphys vorstellen, der ein zur Argo gehöriges Stück Holz zimmert[1]). Weil die männliche Gestalt aber kein Werkzeug in Händen hat, so finde ich es viel wahrscheinlicher, dass hier gleichfalls Ulysses vorgestellt ist, der im Begriff ist, die Sehne an seinen Bogen zu befestigen, ein viel Kraft erforderndes Geschäft, wobei immer der eine Fuss zu Hülfe genommen wurde, und gerade in dieser Stellung ist Ulyss hier gebildet.

LX. Einer der Freier der Penelope, der ein Schaf schlachtet, indem er mit dem rechten Bein auf dem Rücken desselben knieet, ist auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung geschnitten.

LXI. Auf einem Carneol-Käfer der grössern Gattung ist ein Athlet, der in den Wettkämpfen gesiegt hat, dargestellt[2]). Er hält in der rechten Hand die Sieges-Palme, die er erhalten, und in der linken entweder die Rudis, oder sonst etwas, welches mir aber nicht die Wurfscheibe zu sein scheint, wie Raspe glaubte, weil in solchen flüchtigen Arbeiten die Steinschneider nur zu oft tiefe Kugeln einschnitten, ohne Rücksicht zu nehmen auf das, was sie zu bedeuten hatten.

LXII. Dieselbe Vorstellung ist auf einem kleinern Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung geschnitten, nur hält der Athlet in der linken Hand einen Stab, dessen Knopf nach unten gekehrt ist.

LXIII. Ein Carneol-Käfer, den Caylus zuerst bekannt gemacht hat, zeigt uns eine männliche auf einem Felsen sitzende Gestalt, die den Helm trägt, in der Rechten die Lanze hält, und mit der Linken das Haupt unterstützt. Die Arbeit ist nicht besser, als an den schlechteren Steinen dieses lezten Zeitraumes. Daher sind auch die Buchstaben im Felde schlecht und undeutlich gezeichnet. Lanzi las sie VΠΛ, aber um diese Buchstaben so zu lesen, muss man bei jedem den Stein anders wenden. Er setzte ein N vor, und in NVΠΛ glaubte er angezeigt zu finden, der vorgestellte Held sei

1) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. V. p. 108. pl. XL. f. 4.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 194. pl. XXVIII. f. 11.
2) Raspe: Catal. de Tassie, no. 8009. p. 468.

Nauplius, und halte in der Hand die berüchtigte Fackel[1]). Dieser war König von Euböa und soll um den Tod seines Sohnes Palamed zu rächen, als die Griechen von Troja zurück segelten, in einer stürmischen Nacht eine Fackel auf einer Klippe in der gefahrvollsten Stelle aufgesteckt, dadurch die bedrängten Schiffe irre geleitet, ihren Untergang befördert, und die Männer, die sich ans Land retteten, getödtet haben. Es kann sein, dass Nauplius hier gebildet ist, obgleich die Aufschrift dazu kaum eine entfernte Anzeige zu geben scheint. Allein da der Heros keine Fackel, sondern vielmehr eine Lanze zu halten scheint, so veranlasst mich dies, in dieser Gestalt vielmehr den Ajax zu sehen, der in höchster Betrübniss über die ihm abgesprochenen Waffen des Achill am Gestade des Meeres seine verhältnissvolle Laufbahn überdenkt.

LXIV. Die Siegesgöttin mit grossen Flügeln versehen, in einem vierspännigen Wagen, fährt von der Rechten zur Linken, auf einem Käfer aus streifigem Sardonyx im brittischen Museum[2]).

LXV. Auf einem der grössern Carneol-Käfer, der dem Hrn. Grafen Golowkin in Moscau gehört, ist die Siegesgöttin mit grossen Flügeln, auf einem vierspännigen Wagen, vorwärts gewandt, zu zu sehen, wie sie mit beiden Händen die Zügel hält.

LXVI. Einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung hat der etruskische Steinschneider die vier Pferde der Siegesgöttin, ohne den Wagen, eingegraben.

LXVII. Auf einem Carneol-Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris ist Erichthonius, der Erfinder der Wagen, auf einem dreispännigen, vorwärts gewandten Wagen zu sehen; er hält die Zügel mit den beiden aufgehobenen Händen[3]).

LXVIII. Eine ähnliche Vorstellung, welche Caylus bekannt gemacht hat, auf einem Carneol-Käfer der eben genannten Samm-

1) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. VII. p. 145. pl. XXIII. f. 4.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. To. II. P. 3. §. 19. p. 164-166. tav. IX. f. 8.
Schiassi: sopra una Gemma Etrusca, p. 17-18.
2) Raspe: Catal. de Tassie. no. 7801. p. 452.
3) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 90. pl. XXX. f. 3.
D'Hancarville: Ant. Gr. Etr. et Rom. T. III. p. 194. pl. XXVIII. f. 7.

lung[1]) wird von D'Hancarville für den Centaur Pelethronius, den Erfinder des Zaumes und des Sattels, gehalten[2]). Ob nun gleich Pelethronius einer der Lapithen in Thessalien war, so wird dadurch diese Auslegung doch nicht aufgehoben, weil die Lapithen mit den thessalischen Centauren nicht selten verwechselt worden sind[3]). Der Centaur mit seinen zwei Pferden wird hier von vornen gesehen. Die Pferde tragen Büsche auf den Köpfen.

LXIX. Die geflügelte Sphinx ist auf einem kleinen Carneol-Käfer des brittischen Museums geschnitten. Um ihr Geschlecht anzuzeigen, sind die Zitzen deutlich angegeben. Es befremdet, dass Raspe diesen Käfer unter die Gemmen mit dem Pegasus gestellt hat, obgleich an der Sphinx der menschliche Kopf völlig deutlich zu sehen ist[4]).

LXX. Eine geflügelte Sphinx in der Königlichen Sammlung zu Paris besitzt vom Löwen nur den Leib und die Vorder-Tatzen, der Kopf ist weiblich, und die Hinterbeine, mit denen sie knieet, menschlich. In den Vordertatzen hält sie Etwas, das einer Lotus-Blume ähnlich siehet.

LXXI. Auf einem kleinen Käfer der Königlichen Sammlung zu Paris ist ein Greif mit gegen die Vorderfüsse gebogenem Kopfe zu sehen[5]).

LXXII. Ein Meerungeheuer, vielleicht ein Seelöwe, nebst seinem Jungen auf dem Rücken, erscheint auf einem kleinen Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung.

LXXIII. Einer der grössern Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung ist merkwürdig durch seine sehr deutliche und ausdrucksvolle Darstellung der Chimära, die hier mit dem aufgesperrtem Löwenhaupte, starker mit Mähnen versehener Brust, dem Hintertheile und Schwanze des Löwen dargestellt ist, wie sie sich zusammengezogen hat, um auf ihre Beute los zu springen. Aus

1) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 89-90. pl. XXX. f. 2.
D'Hancarville: L. C. p. 194. pl XXVIII. f. 9.
2) Virgil. Georg. L. III. v. 115-117. p. 567-568.
Hygin: Fab. CCLXXIV. p. 326-327.
3) Cf. Heyne in Virg. Georg. L. C. p. 567.
4) Raspe: Catal. de Tassie no. 9081. p. 528.
5) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. III. p. 85. pl. XXII. f. 2.

dem Mitteltheile ist der Hals und Kopf der Ziege herausgewachsen[1]). Auf einer der spätern Opferschalen von Erz siehet man die Chimära blos als Löwen, ohne die Ziege, und das Pferd des bärtigen Bellerophon mit kleinen Flügeln an den vier Hufen versehen[2]). Eben so merkwürdig, als jene Gemme, ist

LXXIV. Ein anderer Carneol-Käfer der grössern Gattung in der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, auf dem, wie auf jenem, die Chimära und neben ihr einer der Stymphalischen Vögel geschnitten. Unter der Chimära siehet man ein kleines Thier, vielleicht eines ihrer Jungen, dem aber der Zusatz der Ziege mangelt. Der Steinschneider hat auf diesem Käfer, der eben so wie der vorher erwähnte nicht ohne Fleiss geschnitten ist, an die Thaten zweier berühmter Heroen des Bellerophon und des Hercules erinnern wollen.

LXXV. Pegasus im Schritt, von der Rechten zur Linken gehend, erscheint auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung[3]).

LXXVI. Im Sprunge ist Pegasus auf einem der grössern Carneol-Käfer des brittischen Museums vorgestellt. Unter ihm siehet man einen Schwan; über ihm einen halben Mond. Im Felde einige Buchstaben der alten nicht zu erklärenden Aufschrift[4]).

LXXVII. Auf einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, ist ein Pferd mit drei Hälsen und Köpfen vorgestellt. Mit dem einen scheint es zu weiden; die beiden andern sind aufgerichtet. Der Schwanz scheint aber nicht einem Pferde zukommen zu können. Vielleicht wollte der Steinschneider hier in der Kürze drei Pferde bilden. Unter den von Chiflet bekannt gemachten Käfern finden sich auch zweihälsige Pferde[5]).

1) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. IV. p. 94. pl. XXXXI. f. 5.
2) Schiassi: de Pater. Antiquar. Epist. IV. p. 52. tab. XXX.
3) Caylus: Rec. d'Antiqu. To. XV. p. 93-94. pl. XXXI. f. 4.
D'Hancarville: Ant. Gr., Etr. et Rom. To. III. p. 193. pl. XXVIII. f. 1.
4) Raspe: Catal. de Tassie. no. 9076. p. 528.
5) Anastas. Childer. Reg. c. VIII. p. 267. f. 17. 18.
Montfauc. Monum. de la Monarch. franc. To. I. p. 15-16. pl. VI. f. 13 et 18.

LXXVIII. Ein Adler mit ausgearbeiteten Flügeln auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums[1]).

LXXIX. Ein Reh, das mit dem Vordertheile auf der Erde liegt, im Felde ein grosser Büffelkopf; ein Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung.

LXXX. Auf einem Käfer des brittischen Museums ist eine liegende Kuh geschnitten, über welche eine andere hinwegspringen will[2]).

LXXXI. In einem Carneol-Käfer der Russisch-Kaiserlichen Sammlung sind zwei Rehe in völlig gleicher Stellung mit gegen einander gekehrten Rücken, eines unten, das andere oben, geschnitten.

LXXXII. Ein zweiköpfiges Pferd mit dem Vordertheile auf der Erde liegend, auf einem Carneol-Käfer geschnitten[3]).

LXXXIII. Cerberus mit drei Köpfen, auf einem Carneol-Käfer des brittischen Museums[4]).

LXXXIV. Ein sitzender Affe, der auf dem Kopfe eine mit zwei Hörnern versehene Kugel hat; auf einem kleinen Käfer von Sardonyx mit drei Schichten. Dieses ist der einzige Käfer auf schichtigem Sardonyx, den ich bis jetzt gesehen. Gewöhnlich nahmen die Alten dazu nur den streifigen, nemlich den senkrecht durchschnittenen Sardonyx.

LXXXV. Zwei Thiere, eines liegend, das andere auf dasselbe tretend. Ein Carneol-Käfer der Kaiserlichen Sammlung zu St. Petersburg, der als Beispiel der rohesten Behandlung in diesem Zeitraume dienen kann.

1) Raspe: Cat. de Tassie, no. 1025. p. 93.
2) Raspe: Cat. de Tassie, no. 13165. p. 698.
3) Raspe: Cat. de Tassie, no. 13379. p. 708.
4) Raspe: Cat. de Tassie, no. 1509, p. 123.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Ueber etruskische Kunst.

Die Käfer des ersten Zeitraums sind eine merkwürdige Erscheinung. Hätte Etrurien die Kunst bei sich selbst, unabhängig von fremder Mittheilung entwickelt, so würde viel Zeit nöthig gewesen sein, bis zu dieser Höhe im Zeichnen und Bilden zu gelangen, und um eine solche Vollkommenheit in Behandlung harter Steine zu erreichen. Von allen Werken, welche die Etrusker früher gearbeitet haben, ehe sie diese Stufe erreichten, hat sich nichts bis auf uns erhalten, so dass wir mit diesen Käfern die Kunst plötzlich ohne alle Vorbereitung auftreten sehen. Ihre weitere Ausbildung und ihren Verfall bemerken wir in den Käfern der zweiten und dritten Gattung. Die Kunst in Griechenland hat, so viel uns die

im Allgemeinen zu erklären, da sie doch, wie manche andere eben so alte Denkmäler, blos den Geschmack einer besondern Schule bezeugen können. Auffallend ist es, dass wir von den frühesten Arbeiten der griechischen Steinschneidekunst in Europa und Asien ungleich weniger besitzen, als von den ältesten etruskischen. Die ältesten griechischen Gemmen sind eine Glaspaste und ein Carneol der Königlich Preussischen Sammlung[1]), auf denen Jupiter geflügelt gebildet ist, welcher der Semele erscheint; eine bekleidete Venus, auf einem undurchsichtigen der Höhe nach durchschnittenen und durchbohrten Sardonyx-Cylinder, und der anderwärts[2]) erwähnte Lampadias auf einem Glasflusse. Sie sind sämmtlich weit jünger als die Käfer des ersten Zeitraumes.

Die Käfer-Gemmen der Etrusker setzen Wohlstand durch lebhaften Verkehr im Innern, und durch grossen ausländischen Handel voraus, weil das Bedürfniss, Siegel zum Schliessen der schriftlichen Mittheilungen zu haben, allein die Triebfeder sein konnte, sich mit dem Schneiden der Sarde und Sardonyxe so emsig zu beschäftigen. Wohlstand, Verkehr und Handel konnte sich noch eine Zeit lang forterhalten haben, als die Römer schon angefangen hatten, ihre Nachbarn zu unterjochen. Wir bemerken sehr deutlich einen unläugbaren Zusammenhang zwischen den Käfern des zweiten Zeitraumes und denen des ersten, da jene von diesem nur eine schon ausartende Folge waren. Als man im zweiten Zeitraume die ernstliche Uebung in der Kunst verliess, sank leztere zum Handwerk herab, und so entstanden die Käfer des dritten Zeitraumes, an denen sich, bei aller Schlechtigkeit, die Spuren der Eigenthüm-

1) Winkelmann: Descript. du Cabin. de Stosch. Cl. II. p. 53-55. no. 135. 136.
Winkelmann: Gesch. der Kunst. III. B. 2. K. §. 3. S. 180. Werke III. Band.
Winkelmann: Monum. Ant. ined. tav. I. II. P. I. c. I. p. 2.
Raspe: Cat. de Tassie no. 1147-1148. p. 100. pl XXII.
Principal. Figur. de la Mytholog. To. I. pl. XXVI.
Schlichtegroll: Ausw. vorzügl. Gemm. aus der Stosch. Sammlung. I. Band. Taf. XXVII. S. 108-115.
[Stosch. Abdr. S. 22. No. 135-136.
Tölken: Verzeichn. S. 64. No. 90.] *St.*
Böttiger hält die männliche Gestalt für den Thanatos. Ich gebe der ältern Deutung den Vorzug. Gegründet aber ist alles, was dieser gelehrte Kenner über die Arbeit beider Stücke anmerkt.

[2) Köhler's Gesamm. Schrift. Bd. III. S. 56.] *St.*

lichkeiten der Käfer der beiden frühern Zeiträume deutlich bemerken lassen. Alle diese Käfer gehören den Etruskern an; Griechen haben ihren Gemmen nie diese ägyptische Gestalt gegeben.

Die Käfer der Etrusker sind aber noch von einer andern Seite eine sonderbare Erscheinung, die sich mit dem, was wir von etruskischer Kunst wissen oder durch Schlussfolgen aus ihren Denkmälern ziehen, nur sehr schwer vereinigen lässt. Da vorher das Alter der nicht ägyptischen Käfer von Niemand so umständlich, wie hier, untersucht worden ist, so hat auch Niemand diese nicht geringe Schwierigkeit bemerkt. Es ward oben bewiesen, dass die Käfer des ersten Zeitraumes nicht griechische, sondern etruskische Arbeiten sind, weil auf ihnen die nach der dorischen Mundart gebildeten griechischen Namen nie anders als mit etruskischer Schrift geschnitten sind. Dieser Beweis ward mit Nebengründen zum Ueberfluss unterstüzt. Es ist nun zu bestimmen übrig, wie die drei Zeiträume der etruskischen Werke der Glyptik mit den von Winkelmann und Lanzi abgetheilten Zeiträumen etruskischer Kunst in Marmor und Erz übereintreffen und zu vereinen sind.

Bei dieser Eintheilung und Festsetzung der Zeiträume begegnet man Schwierigkeiten, die blos durch die allgemeine Ansicht der etruskischen Kunst können gelöst werden. Betrachtet man die etruskische Kunst und die Unteritaliens, so findet man überall unzusammenhängende Glieder, Lücken und Einseitigkeit, Mängel, die blos daher rühren, weil bei diesen Völkern die Kunst sich nicht, wie in Griechenland, aus sich selbst entwickelte, sondern ihnen zu verschiedenen Zeiten, aus dem Mutterlande mitgetheilt wurde. Das Unzusammenhängende wird man gewahr, wenn man die ältesten Erzgestalten mit etruskischer Schrift betrachtet. Sie sind die einzigen etruskischen Werke, welche ganz der einheimischen Kunst ihr Dasein verdanken. Sie stehen einzeln da; denn nirgends findet sich eine Vervollkommnung oder Fortsetzung dieses Geschmacks. Die Käfer erscheinen plötzlich und, ohne dass dieser höchst vortreffliche Anfang in einen vollkommenern Stil übergehe, sehen wir im zweiten Zeitraum vielmehr denselben Geschmack alsbald ausarten. Untersucht man die etruskischen Kunstwerke in Marmor, meistens erhobene Arbeiten, welche oft mit den Werken des frühern grie-

chischen Stils verwechselt worden sind, so siehet man, dass sie eben so wenig mit den weit frühern Käfern des ersten Zeitraumes, und mit den ehernen Opferschalen, als mit den spätern etruskischen Werken in Marmor und Erz in einer genauen Verbindung stehen, ausgenommen einige fast in dieselbe Zeit gehörige Gestalten von Erz mit gerad geplätteten Gewändern. Es entstand aus diesem frühern Stile der Etrusker kein grosser Geschmack, keine Annäherung zur Vollkommenheit, wie bei den Griechen. Denn ihre spätern Werke in Marmor und Erz sind entweder nicht frei von Manier, oder sie beurkunden die Nachahmung griechischer Vorbilder. Das Einzige, was allenfalls noch ihren Werken eigenthümlich ist, lässt sich an den vorzüglichern Stücken, wie am Redner von Erz wahrnehmen, und ist Trockenheit. Dieses Einseitige in der Kunst, eine Eigenschaft aller Völkerstämme in Italien, rührt blos vom Mangel eigener Entwickelung her. Wir sehen keine Werke in Marmor oder Erz, die dem Geschmacke der schönen Käfer ähnlich wären. Der Geschmack dieser letztern steht eben so einzeln da, als der der Opferschalen, der erhabenen Arbeiten, der marmornen Graburnen, der grössern Arbeiten in Erz, und der gemalten Gefässe.

Lanzi setzt unter die Werke des ersten etruskischen Stils die drei Krieger[1]), die zwei kleinen Säulen mit einer Schrift, welche er für die allerälteste italische hält[2]), und das silberne Gefäss

1) Diese drei bärtigen Krieger in Marmor sind weder unter der von Lanzi angeführten Zahl, noch sonst im Museum Etruscum zu finden. Im genannten Werke sind überhaupt die Zahlen nicht selten fehlerhaft gedruckt. Was indessen die Angabe jener drei Krieger betrifft, so können die, welche mit dem Gegenstand bekannt sind, andere Denkmäler an ihre Stelle setzen. Zur Bezeichnung des rohen Bildens hätte ein kleines Erzbild (Lanzi Saggio, To. II. tav. XV. f. 1; ein ähnliches befand sich vormals in der Kircherschen Sammlung Bonanni Mus. Kircher. Cl. I. p. 38. tab. XXI. f. 5) und ein grösseres (Mus. Etr., To. I. tab. 27) genannt werden können. Ueberhaupt behandelt Lanzi in seinem Versuche die Kunst als Nebensache. Auch ist er zu kurz. Mit etwas mehr Ausführlichkeit hätte er die Zeiträume der etruskischen Kunst aus der reichen florentinischen Sammlumg von Denkmälern in Erz weit reicher ausfüllen können. Was die Sammlung von Erzfiguren in Florenz betrifft, so wäre zu wünschen, dass diejenigen Stücke, welche von zuverlässiger etruskischer Arbeit sind, von denen, welche anderen Völkern zugehören, getrennt aufgestellt würden.

2) Notiz. prelim. circa la scult. degl. ant. p. XI.

Diese beiden Säulen, welche Gori (Mus. Etr. To. III. Tab. 16. f. 12.) bekannt gemacht hat, gehören eigentlich gar nicht in die zuerst genannte Schrift, weil sie durchaus kunstlos sind und blos ihrer Aufschriften wegen Beachtung verdienen.

von Chiusi[1]). Fast alle Arbeiten von der Art, die Lanzi in den drei ersten Stücken meint, haben etruskische Aufschriften, und sind in einem Geschmack gearbeitet, der den rohen Anfang der Kunst beurkundet. Das silberne Gefäss aber könnte, da seine eingegrabenen Umrisse schon mit etwas mehr Freiheit und Geläufigkeit gezeichnet sind, als Schluss dieses ersten Zeitalters, und als Uebergang zum zweiten recht füglich angesehen werden. Lanzi macht dabei die Bemerkung, dass in diesem Stile nichts, was auf griechischen Mythus und Idee Bezug hat, zu finden sei.

In das zweite Zeitalter setzt Lanzi den Käfer mit den fünf Heroen vor Thebä, eine Göttin von Erz mit einem Eichenkranze[2]), die sogenannte Juno von Argos[3]), einen Mars, mehrere grössere Gefässe von Erz, beinahe alle Graburnen von Marmor und gebrannter Erde, eine erhobene Arbeit zu Perugia[4]), die Wölfin auf dem Capitol, und die Chimära zu Florenz. Er nennt zum Anfange seines zweiten Zeitraumes die fünf Heroen vor Thebä, und muss demnach auch alle diesem ähnliche Käfer dahin rechnen. Allein, wird man genöthigt zu fragen, warum fiel ihm nicht auf, dass von allen diesen Denkmälern seiner beiden Zeiträume, (nur ein ehernes Kästchen, unter vieren, ausgenommen, die überhaupt unter sich so verschiedenartig sind, dass sie sich nicht völlig hieherschicken) keines ausser den genannten fünf Heroen und den andern Käfern sich auf griechischen Mythus beziehen, und dass nur sie allein griechische Aufschriften in etruskischen Buchstaben führen? Warum fiel ihm nicht auf, dass die irdenen und marmornen Graburnen, obgleich auf ihnen griechische Vorstellungen befindlich, theils wegen des Geschmackes der Arbeit und der Darstellungsweise, theils weil sie nie, wie die Käfer, die Namen der Gebildeten neben sich, sondern blos die rein etruskischen Namen derer, die darinnen beigesetzt worden, enthalten, in eine sehr viel spätere Zeit gehören

1) Lanzi: Notiz. prelim. p. X.
Dempsteri Etrur. Reg. To. I. Tab. 78.
Lanzi: Saggio di Lingua Etr. To. II. Tav. 14. f. 4.
2) Lanzi: Notiz. prelim. p. XIII.
Gorii Mus. Etr. To. 1. Tab. 3.
3) L. c. Tab. 23.
4) Gorii Mus. Etr. To. III. Tab. 20-22.

müssen? Fiel ihm nicht auf, dass der Käfer mit den thebanischen Heroen und andere von demselben Verdienste unmöglich nach solchen Arbeiten, wie die sind, welche Lanzi in den ersten Zeitraum setzt, in den Anfang des zweiten gehören können, man müsste denn das Unmögliche annehmen und sie für die ersten Versuche der rohen etruskischen Steinschneidekunst ansehen wollen? Kurz die Käfer des ersten Zeitraumes, obgleich zuverlässig etruskische Werke, stehen ohne alle Verbindung mit den übrigen Werken der Etrusker, denen sie doch nur angehören können. Man muss daher suchen, diese nicht geringe Schwierigkeit zu lösen.

Ich vermuthe, dass die ersten rohen Kunstversuche in Etrurien aus den rohen Begriffen von bildlicher Nachahmung entstanden, welche die von den vorhomerischen Zeiten an ausgewanderten Griechen nach Italien gebracht hatten. Denn die Einwanderer mussten gewiss, so gering auch ihre Einsichten sein mochten, den frühern Bewohnern Italiens überlegen sein. Lezteres weitläufig erweisen zu wollen, würde überflüssig sein. Aus diesen ersten Versuchen entstanden nun die Werke, die dem ersten Stil der Etrusker zugeschrieben werden und manche ähnliche. Sie entstanden in dieser Gestalt im Laufe von Jahrhunderten, als sich das etruskische Urgriechisch, die Mutter der römischen Sprache, und die Geschicklichkeit, es zu schreiben, schon so weit ausgebildet hatten, dass diese Schrift im Aeussern bis zu ihrem gänzlichen Verschwinden keine sehr merkliche Veränderung weiter erlitt. Die um die ersten Olympiaden geschehenen Einwanderungen griechischer Abenteuerer konnten nur wenig oder keinen Einfluss auf die Verbesserung des Geschmacks haben, weil Kunst und Einsichten wohl schwerlich so gemischten Haufen zuzutrauen sind. Eine grosse Veränderung aber in allem, was Kunst und Wissenschaft betraf, mussten in Etrurien die gegen die 30 Olympias unter dem Demarat, einwandernden Korinthier, hervorbringen. Denn von ihm sagt Strabo[1]), dass er eine grosse Anzahl geschickter Werkmeister, und Plinius[2]), dass er Künstler und Bildner mit sich gebracht habe, von welchen Italien die Bildnerei erhielt,

1) L. V. p. 220.
2) Nat. Hist. XXXV, c. 12. S. 43. p. 710.

«ab iis Italiae traditam plasticen». Nur durch diese ausdrücklich bemerkte Einwanderung einer grossen Anzahl geschickter Werkmeister und Künstler, dergleichen sonst bei keiner andern griechischen Ansiedelung in fremden Ländern erwähnt wird, konnte in Etrurien eine griechische Schule entstehen, deren Werke durchaus von allem verschieden waren, was diese Landschaft vorher geliefert hatte. Die Steinschneidekunst in Etrurien kann fast nur von dieser korinthischen Einwanderung herrühren, weil die schönen Käfer des ersten Zeitraumes die ältesten Denkmäler der etruskischen Glyptik sind, die sich von dieser Schule bis auf uns erhalten haben, und weil sie ganz von allen frühern etruskischen Arbeiten verschieden sind. Jedoch darf man nicht glauben, dass diese Käfer-Gemmen in die ersten Zeiten nach jener Einwanderung gehören, im Gegentheil sind es die Früchte, die nach anhaltenden Bemühungen und nach langer Zeit entstanden. Sie sind das Vollkommenste, was Etrurien in dieser Kunst lieferte, aber in geringer Anzahl, wie alles sehr Alte, vorhanden, und verdienen daher, dass oben von ihnen ein Verzeichniss aller bis jetzt bekannten gegeben wurde. Dass sich von diesen Käfern keine der frühern unvollkommenen Werke erhalten haben, darf eben so wenig befremden, als dass wir von den Gemmen der Griechen keine besitzen, welche ihren ältesten Arbeiten in Marmor und Erz um vieles vorausgingen. Diese ganz neue Verpflanzung griechischer Kunst nach Etrurien musste auch auf die Römer, durch Tarquinius Priscus aus einem angesehenen Geschlechte zu Korinth, einen merklichen Einfluss ausüben, und Varro, welcher berichtet, dass vor Damophilus und Gorgasus, die zugleich Bildner und Maler waren, alle Kunst, die ihre Tempel verschönerte, tuscanischen Ursprungs war[1]), konnte mit diesen Worten nichts anderes meinen, als dass man vor den genannten Künstlern d. h. vor der 71 Olympias zu Rom blos griechisch-etruskische Arbeiten kannte. Die Käfer der zweiten Gattung gehören mit den etruskischen Graburnen in eine Zeit, in den zweiten Zeitraum der etruskischen Kunst. Die Steinschneider suchten sich von der frühern Trockenheit zwar zu entfernen, die Kunst artete aber bald in Manier aus. Auf diesen Käfern sowohl,, als auf

1) Plin. Nat. Hist. XXXV. c. 12. S. 45. p. 710.

den Graburnen sind die Namen der vorgestellten Gegenstände nicht mehr beigeschrieben. Die Käfer der dritten Abtheilung gehören den Bewohnern von Unteritalien an, und scheinen lange Zeit nach Verjagung der Etrusker aus Campanien, die im ersten Jahr der 89 Olympias anfing, entstanden und Ueberbleibsel etruskischer Kunst zu sein, deren späteste Fortsetzung und endlichen Verfall sie beurkunden. In Etrurien selbst ging es im dritten Zeitraume der Kunst dem Steinschneiden eben so wie der Bildhauerei. Das wenige Ausgezeichnete, das aus der Vergangenheit den Etruskern im zweiten Zeitraume noch eigen war, verband sich dann dergestalt mit den zu Rom herrschenden Begriffen von Kunst, dass ihre Werke, wie man an der Pallas und dem römischen Redner siehet, fast gar nichts Eigenes weiter besassen. Sie hatten wahrscheinlich schon am Ende des zweiten Zeitraumes die Käfergestalt als mühsam und überflüssig verworfen, und Siegelsteine geliefert, welche sich in Nichts von den gewöhnlichen unterschieden, welche noch in Menge um Rom gefunden werden. Wenn es aber befremden sollte, dass während des ersten Zeitraumes der etruskischen Kunst sich die Käfer so sehr vor allen andern Kunstwerken auszeichnen, so antworte ich, dass Unteritalien uns ein völlig ähnliches Beispiel aufstellt. Während daselbst die Kunst sich in einer Menge schöner gemalter Gefässe hervorthat, war das Steinschneiden und manche andere Zweige der Kunst nichts weniger als blühend, und jenes gehörte späterhin, wie uns die Käfer des dritten Zeitraumes lehren, ganz zu den Handwerken.

Meinen Bemerkungen zu Folge theile ich die etruskische Kunst in folgende Zeiträume ein:

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten der Etrusker bis zu Phidias, oder bis um die 80 Olympias, das Jahr 294 von Erbauung Roms. Hierher gehören:

1. Die von Lanzi[1]) genannten alten Figuren in Marmor und Erz, meistens mit etruskischer Schrift. Manche dieser Arbeiten

1) Notiz. prelim. p. XI - XII.

mögen vor der 30 Olympias entstanden sein, andere später an Orten, die nicht mit den korinthischen Ankömmlingen in Verbindung standen.

2. Die Käfergemmen der ersten Gattung. Sie sind geraume Zeit nach der 30 Olympias, oder nach der berühmten korinthischen Einwanderung gearbeitet worden,

3. Die ehernen Opferschalen und das silberne Gefäss von Chiusi mit seiner Unterschale.

4. Mehrere erhobene Arbeiten, welche Nachahmungen des frühern griechischen Styles sind, oder von den Etruskern in diesem Geschmacke gearbeitet sind. Lanzi giebt mit Einsicht den Unterschied zwischen griechischen und etruskischen Arbeiten dieser Art an[1]).

Zweiter Zeitraum.

Von Phidias an bis zur 125 Olympias, vom Jahre Roms 294, bis 474. Hieher gehören:

1. Die Wölfin auf dem Capitol, und die Chimära zu Florenz.

2. Das eherne vormals im Vatican befindliche Kind mit etruskischer Aufschrift[2]).

3. Vier Cistä mysticä von Erz[3]).

4. Die Käfergemmen der zweiten Gattung, eine Fortsetzung der weit vorzüglichern ersten Abtheilung. Sie sind ohne Aufschriften und ohne Namen der Vorgestellten.

5. Die irdenen und marmornen Graburnen. Der Geschmack der Arbeit erlaubt nicht, ihnen ein höheres Alterthum anzuweisen. Auch hat Lanzi sehr gut bewiesen[4]), dass die Gewohnheit die Todten zu verbrennen und die Asche in Urnen einzuschliessen in

1) Notiz. prelim. p. XI.

2) Lanzi: Saggio di lingua etr. To. III. P. 3. §. 35. p. 529-533. Tav. XV. f. 5. Winkelmann's Geschichte der Kunst übersetzt von Fea. To. I. p. 312, von Jansen. To. 1. p. 445.

3) Lanzi: Notiz. prelim. p. XIII-XIV.

4) Lanzi: Notiz. prelim. p. XI.

den ersten Jahrhunderten nach Roms Erbauung bei Römern und Etruskern gar sehr selten war, und viel später erst in allgemeinen Gebrauch kam. Die Asses von viel vermindertem Gewichte, die mit solchen Urnen zugleich gefunden werden, dienen hier zur Bestätigung[1]). Eben so, wie die Käfer dieses Zeitraums, haben die erhoben gearbeiteten Vorstellungen derselben nie eine Namensbeischrift der Vorgestellten. Sie wurden in Menge gearbeitet, und der Käufer liess die Namen derer, für deren Asche sie bestimmt waren, nachher eingraben. Alle diese Inschriften sind ohne Ausnahme in etruskischer Sprache.

Dritter Zeitraum.

Von der 125 Olympias an bis zu Julius Caesar, oder der 183 Olympias; vom Jahre der Erbauung Roms 474 bis 706. In den Anfang dieses Zeitraums setzt Lanzi:

1. Einige der marmornen Graburnen[2]), die er einzeln anführt, und die sich schon sehr dem griechischen Stile nähern. Andere zeugen vom Verfalle der Kunst. Auf diesen Urnen finden sich die Namen der darinnen Beigesetzten nicht weiter. Lateinische Buchstaben mit den etruskischen vermengt siehet man auf Urnen, welche dem siebenten und achten Jahrhundert der Stadt Rom anzugehören scheinen.

2. Die Pallas aus Erz und die eherne Bildsäule des Redners zu Florenz.

3. Mehrere grössere und kleinere Figuren in Marmor und Erz, welche, weil sie Nachahmungen griechischer Werke sind, nur schwer einer bestimmten Zeit zugeschrieben werden können. Doch mögen mehrere von ihnen dem vorhergehenden Zeitraume oder dem Anfange des gegenwärtigen angehören. Denn ich zweifle, dass die Eroberung von Korinth durch Mummius in der 158 Olympias, im Jahre Roms 608, einen so grossen Einfluss auf die etruskische Kunst sollte gehabt haben, wie Lanzi glaubt. Griechische

1) Lanzi: Notiz. prelim. p. XII.
2) Lanzi: Notiz. prelim. p. XIX.

Arbeiten waren schon längst daselbst bekannt, und die dortigen Künstler hatten so viel davon in ihre Kunst aufgenommen, als es blossen Nachahmern nur immer möglich war. Die schönen Eroberungen des Mummius kamen also für Etrurien zu spät. Uebrigens blieb das Meiste davon in Rom, und mochte in Etrurien nur wenig bekannt werden.

4. Der letzten Hälfte dieses Zeitabschnittes und den folgenden Jahrhunderten scheinen endlich anzugehören die Käfer der dritten Gattung, welche gegen die Zeit, wo die Etrusker aus Campanien verjagt wurden, bis lange nachher geschnitten zu sein scheinen. Man siehet aus ihnen, dass die Steinschneidekunst in Campanien gänzlich vernachlässigt wurde, und nicht als ein Theil der bildenden Kunst in Achtung stand. Die noch vorhandene grosse Anzahl derselben veranlasst die Vermuthung, dass der Gebrauch dieser Siegel-Käfer in Campanien weit verbreiteter gewesen, als früher in Etrurien.


I.
CAMÉE
DU CABINET IMP.
DE RUSSIE.
Dessiné par C. Vogel.
Gravé par Klauber.
2.


II.
CAMÉE
DU CABINET IMP.
DE VIENNE
Dessiné par C. Vogel.
Gravé par Blauber.
3.

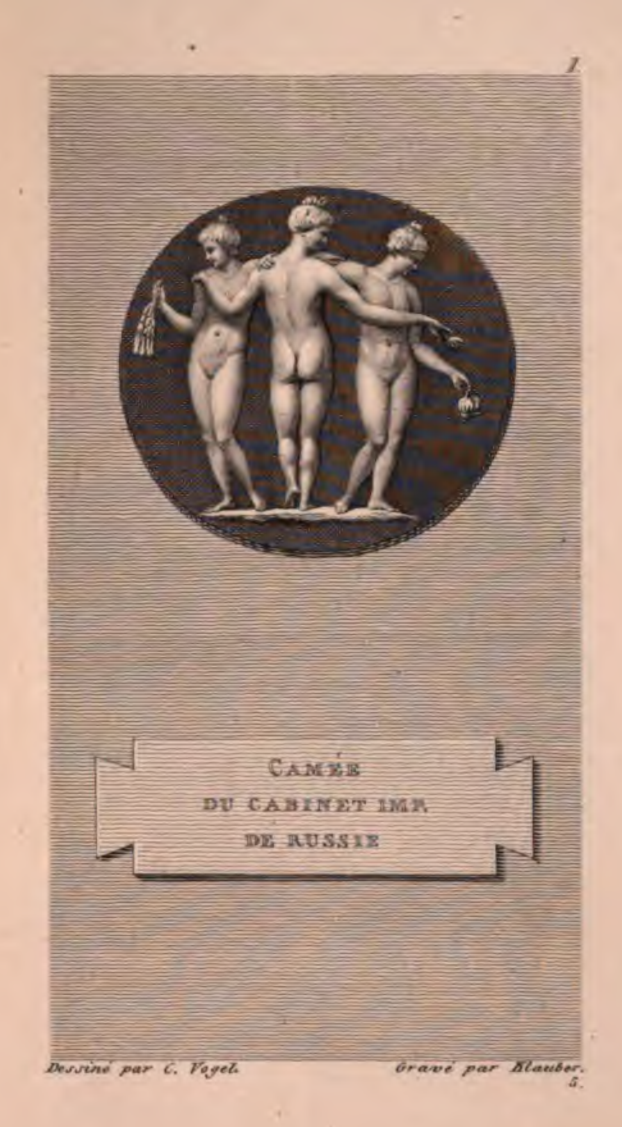


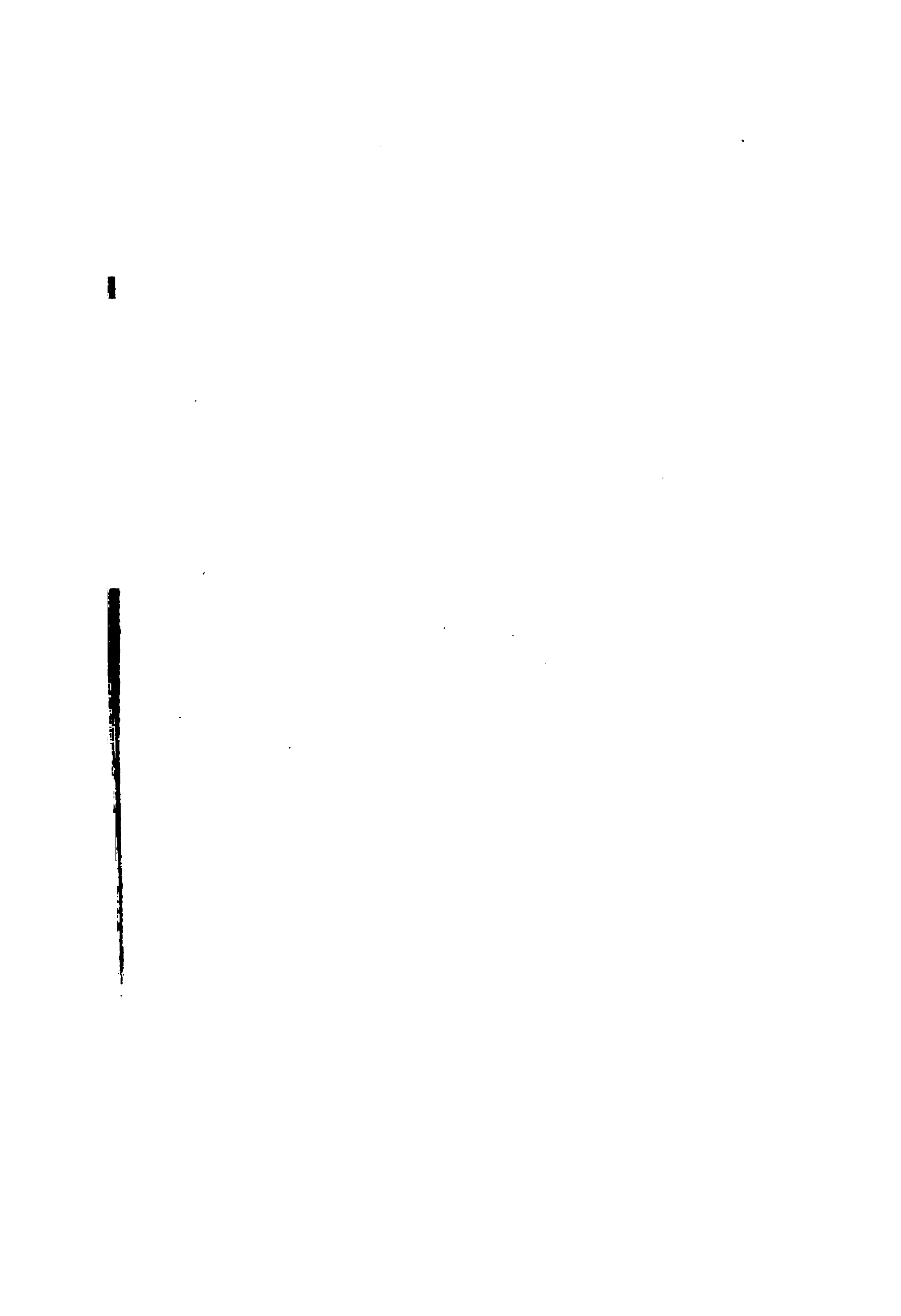


Dessiné par Michailov Gravé chez Klauber.

4.




I.
CAMÉE
DU CABINET IMP.
DE RUSSIE
Dessiné par C. Vogel.
Gravé par Klauber.
5.





II.



Dessiné par C. Vogel. *Gravé par Klauber.*

6.



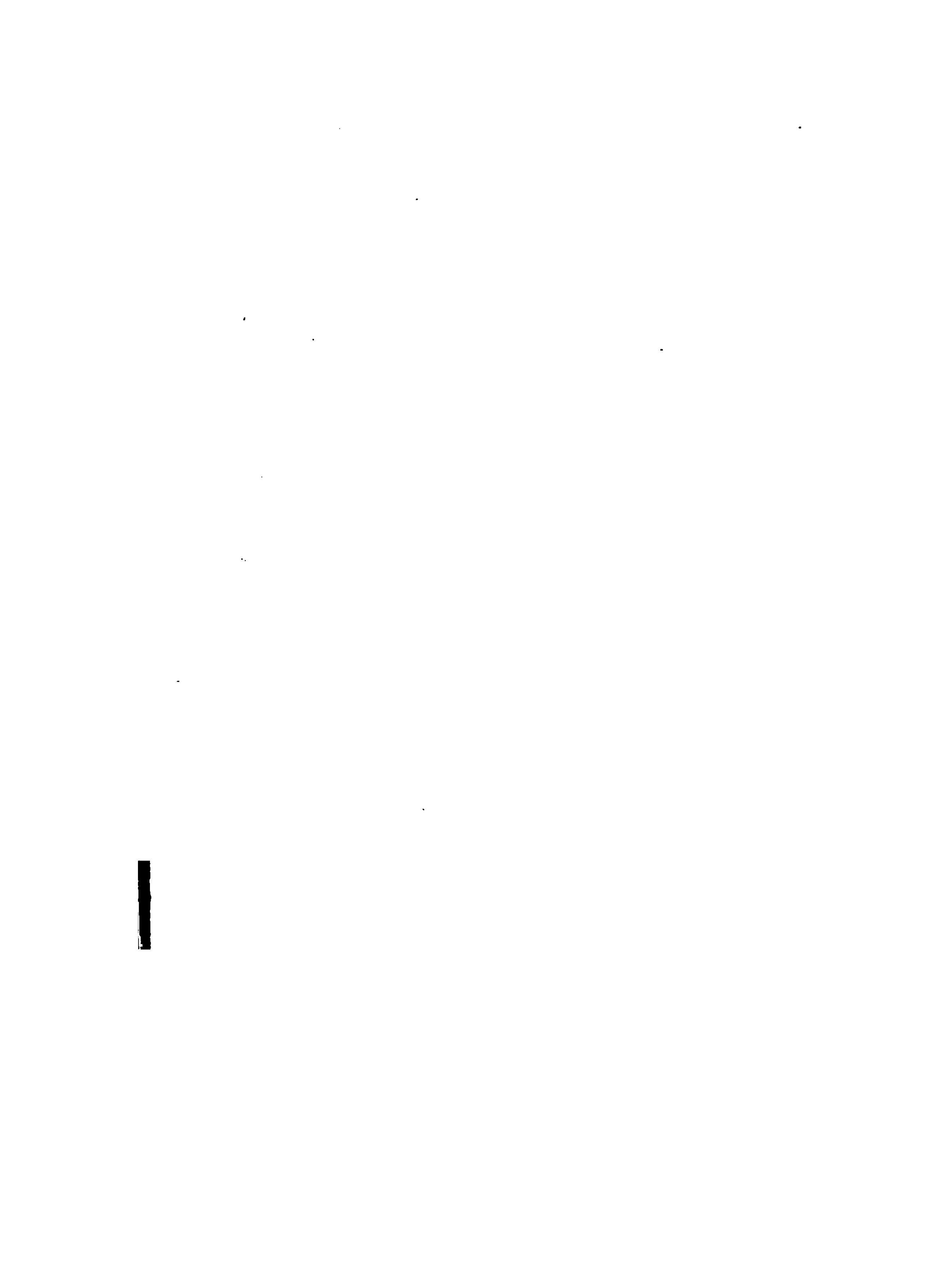


III.



Dessiné par C. Vogel. Gravé par Klauber.

7.







ΘΑΗΕΠΗΣΝΟΓΙ
ΤΟΥΓΕΝΟΥΣΓΕΝΟΥΣΜ
ΕΧΑΤΟΝΤΟΥΚΕΡΣΥΑΠΟ
ΑΚΙΙΛΣΕΧΓΦΟΒΟΝΚΑΜΚΣ
ΤΙΑΚΧΙΦΟΝΕΥΗΦΟΕΕΤΟΥ
ΔΕΑΝΙΟΝΔΡΑΕΠΗΤΟΥΤΤΙ
ΓΛΗΠΗΤΟΥΙΟΜΧΔ
ΚΑΙΕΥΛΟΓΗΜΓΕ
ΤΟΛΙΕΟΔΚΑΙΓ
ΛΟΓΟΝΑΥΤΟΥΔΕ
ΤΗΣΕΛΘΑΝΡΑ
ΥΝΚΟΙΝΚΑ

8.

